



KLARTEXT

DIETER STORZ

Das Bayerische Armeemuseum zeigt die größte ständige Ausstellung zum Ersten Weltkrieg in Europa. Das Gedenkjahr 2014 gibt dem Museum Anlass, 100 Objekte aus dieser Ausstellung herauszugreifen und mit ihnen eine Geschichte dieses Krieges zu erzählen. Wichtige Teile der Weltkriegssammlung des 1879 gegründeten Museums gehen noch auf den Krieg selbst zurück, und so können manche Stücke auch von ihrer eigenen Geschichte erzählen, die zum Teil erst bei der Arbeit an diesem Band wieder zum Vorschein gekommen ist. Das Buch umfasst 100 Kapitel, die durch zahlreiche Abbildungen aus der umfangreichen Fotosammlung des Museums ergänzt und erläutert werden. Viele dieser Aufnahmen lassen sich konkreten Ereignissen und Personen zuordnen und wurden noch nie zuvor veröffentlicht. Die Objektauswahl spiegelt die Vielfalt der Sammlung wieder: Neben klassischen Militaria wie Uniformstücken und Waffen finden auch Gemälde, Dokumente, Zeitungen, Plakate und Fotografien Aufnahme, die in der Ausstellung gezeigt werden. Das Buch ermöglicht so einen ungewöhnlich konkreten Zugang zu den Ereignissen zwischen 1914 und 1918, die Europa für immer verändert haben.

DIETER STORZ

DER GROSSE KRIEG

DER GROSSE KRIEG



www.klartext-verlag.de

100 OBJEKTE AUS DEM BAYERISCHEN ARMEEMUSEUM



KLARTEXT

KLARTEXT



DIETER STORZ

DER GROSSE KRIEG

100 OBJEKTE
AUS DEM BAYERISCHEN
ARMEEMUSEUM

BAYERISCHES
ARMEEMUSEUM

KLARTEXT

Kataloge des
Bayerischen Armeemuseums Ingolstadt

Band 12

Herausgegeben von Dr. Ansgar Reiß

Gedruckt mit Unterstützung der Freunde
des Bayerischen Armeemuseums

Vorwort

Vor 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg. Auch in Deutschland, wo die Erinnerung an diesen Krieg lange in den Hintergrund gedrängt war, findet er nun viel Aufmerksamkeit. Die weltweit arbeitende Erinnerungsmaschinerie schwappt auch hierher, die Medienkonzerne agieren global. Aber es ist mehr als das. Man hat den Eindruck, Europa macht Inventur. Nicht das Europa der Politik – die Politik in Deutschland ist erst ganz zuletzt auf den Zug des Gedenkjahres aufgesprungen. Obwohl sie gebannt auf eine Orientierungskrise der Europäischen Union blickt, hat sie die Bedeutung des Datums nicht erkannt. Anders eine unerwartet breite Öffentlichkeit: Überall durchstöbern Menschen, oft den Aufrufen lokaler Medien folgend, ihre Dachböden, und eine Fülle von Ausstellungen, Lesungen und Digitalisierungsprojekten ist ins Laufen gekommen. Die Erinnerungen sind heterogen und widersprüchlich. Heimat, Front und Etappe sind plötzlich wieder Begriffe, die Ordnung versprechen; sogar die Kriegsschuldfrage wurde in scheinbarer oder wirklicher Naivität wieder ausgegraben. Aber in all dem ist klar, dass es sich um eine gemeinsame europäische Erinnerung handelt, gemeinsam, aber alles andere als gleichgeschaltet. Wie immer, ist die Erinnerung auch hier ein Bild der Gegenwart.

Vor 1914 war die Zeit wohl geordnet. Die Vergangenheit schien düster und eng, die Gegenwart strebsam, die Zukunft glorreich und offen. Die Menschheit schien sich auf einem geraden Weg in diese Zukunft zu bewegen, dem Fortschritt schienen keine Grenzen gesetzt. Mit dem Großen Krieg zerbrach diese Ordnung. Die Moderne, die Technik, die Wirtschaftskraft kehrten sich in apokalyptischer Weise gegen den Menschen. Heute, im 21. Jahrhundert, ist die Euphorie der Zukunft verfliegen. Dies heißt aber auch, dass uns die Vergangenheit wieder näher rückt. Sie lässt sich nicht so einfach abschütteln, wie man gerade in der frühen Bundesrepublik hoffte und dachte. Vielleicht ist sie doch nicht so vergangen, wie wir meinten? Vielleicht ist sie uns näher als gedacht?

Das Bayerische Armeemuseum ist eines der großen europäischen Archive der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg. Mit diesem Katalog möchte es dazu beitragen, diese Erinnerung zu ordnen und ihre Bruchstücke in die Perspektive zu rücken. Dieter Storz schreibt damit eine Geschichte weiter, die mit dem Ersten Weltkrieg begann. Am 5. August 1914 wurde das Museum – damals in München am Hofgarten – erst einmal geschlossen. Einige Mitarbeiter gingen in den Kriegsdienst, und die allgemeine Überzeugung war ohnehin, der Krieg werde bald siegreich beendet sein. Aber der Krieg dauerte an, und Weihnachten 1914 öffnete das Museum seine Pforten wieder. Schon im Oktober waren erste Beutestücke an das Museum überwiesen worden, und diese sollten nun auch gezeigt werden. Das Museum entwickelte sich zu einem wichtigen Ort der Information und der Propaganda für die deutsche Kriegführung.

Nach dem Krieg etablierte sich das Museum als ein wichtiger Gedenkort. In seiner Kuppelhalle waren die Fahnen der bayerischen Regimenter

zu betrachten, auf dem Vorplatz zum Hofgarten hin entstand das große Denkmal für die Gefallenen des Krieges. Aber auch die Sammlung zum Ersten Weltkrieg konnte besucht werden und wurde stetig erweitert. 1937, als Deutschland schon den nächsten, noch größeren, Krieg vorbereitete, fand sie eine neue Ordnung. Diese Ausstellung harrt bis heute einer historischen Aufarbeitung und kritischen Bewertung.

Nach 1945 blieb das Museum zunächst geschlossen. 1963 fiel schließlich die Entscheidung, es in Ingolstadt wieder aufzubauen. Dies trug insbesondere der in Deutschland herausragenden Bedeutung der bayerischen Sammlungen Rechnung, die den zweiten Krieg einigermaßen glimpflich überstanden hatten. Auch für den Bereich des Ersten Weltkriegs begann eine intensive Rekonstruktions- und Sammlungstätigkeit. Ernst Aichner, Direktor des Museums seit 1979, konnte schließlich 1994 die ständige Ausstellung zum Ersten Weltkrieg der Öffentlichkeit übergeben. Sie fand in den Kasematten des Reduit Tilly, einem repräsentativen Festungsbau aus der Zeit König Ludwigs I., einen angemessenen Raum. Wie selten zuvor wurde die Düsternis des Krieges gezeigt. Den Soldaten wurde als Menschen ebenso die Ehre gegeben wie den unbeteiligten Opfern des Krieges. Die Ausstellung zeigt, wie der Krieg die Gesellschaft in all ihren Verästelungen in seinen Bann schlug. Allen militärischen Hochgefühlen war hier eine Absage erteilt, nicht nur intellektuell, sondern in der Inszenierung der Ausstellung für jeden fühl- und erlebbar.

Auf den Schultern dieses großen Unternehmens ruht der hier vorgelegte Katalog. Aus den etwa 1.500 Objekten der Ausstellung sind 100 ausgewählt worden, die besonders geeignet sind, die Geschichte des Großen Krieges zu erschließen. Die Kapitel folgen der Ordnung der Ausstellung. Es wurden historische ebenso wie sammlungsgeschichtliche Hintergründe erarbeitet, und bisher meist unveröffentlichte Dokumente aus der Fotosammlung des Museums rücken die Gegenstände in den Kontext ihres historischen Gebrauchs. In der Nahaufnahme entsteht ein handgreifliches, ja körperliches Bild des Krieges. Dem allgegenwärtigen Schrecken steht die Neugierde des Betrachters gegenüber. Die Gegenwart braucht die Auseinandersetzung mit der Geschichte.

Ansgar Reiß
Ingolstadt, im Juni 2014

Über dieses Buch

Ein historisches Museum ist kein Geschichtsbuch. Ein Buch lebt vom Wort, ein Museum vom Objekt. Museen sammeln Dinge, bewahren und erforschen sie und stellen sie aus. Das Herzstück eines Museums ist seine Sammlung. Der Aufbau einer Sammlung und ihre sinnvolle Anordnung zu einer Ausstellung ist nicht einfacher als die Anordnung der Worte zu einem Text. Vor allem vollzieht sie sich anders. Sammlungen sind stets lückenhaft. Ein Text bildet, wenn er gelingt, eine argumentative Kette. Eine Ausstellung bildet, wenn sie gelingt, ein sinnvolles Mosaik. Philologisch geschulte Historiker werden beim Gestalten einer Ausstellung bald die Erfahrung machen, dass ihnen viele Objekte nicht zur Verfügung stehen, die sie zur Illustration ihrer Geschichtserzählung benötigen würden. Andererseits werden sie, sofern sie Zugriff auf eine große museale Sammlung haben, dort viele bemerkenswerte Stücke vorfinden, mit denen sie zunächst keine Botschaft verbinden können. Die erzählerische und begriffliche Dichte, die einem Text möglich ist, kann eine Ausstellung nicht einmal anstreben. Immer wird ihr etwas Erratisches anhaften, zumal die Überlieferung sich nur selten so gestaltet hat, wie man sie sich im Rückblick wünscht.

Andererseits besitzen die gegenständlichen Überreste der Vergangenheit eine Aura, wie sie nur wenige Autoren ihren Worten zu verleihen vermögen. Ein Schwert in seiner Vitrine wirkt intensiver als der Begriff, mit dem es bezeichnet wird. Jedoch bleiben viele Gegenstände stumm, wenn die Geschichten, die sich mit ihnen verbinden, verloren sind. Bei der Arbeit an diesem Band ist es in mehreren Fällen gelungen, solche verloren geglaubten Geschichten zu rekonstruieren. Zudem besitzt eine historisch gewachsene Sammlung wie das Bayerische Armeemuseum trotz aller kriegsbedingten Verluste immer noch zahlreiche Objekte, zu denen sich zeitgenössische Informationen erhalten haben.

In der Dauerausstellung des Bayerischen Armeemuseums zum Ersten Weltkrieg werden ca. 1.500 Objekte gezeigt. Wenn davon 100 in diesem Buch zur Darstellung gelangen, sollte diese Auswahl begründet werden. Von vornherein musste klar sein, dass der Band nicht anstreben konnte, eine umfassende Geschichte dieses Krieges zu bieten. Das kann er schon deswegen nicht, weil er von einer Ausstellung abgeleitet ist, also von einem Mosaik. Die Auswahl folgt allerdings wie die Ausstellung auch dem chronologischen Verlauf des Geschehens und wendet sich immer wieder konkreten Ereignissen zu. Unser Museum ist der Militärgeschichte gewidmet, und so ist auch seine Sammlung beschaffen. Die militärische Seite dieses Konflikts tritt in der Auswahl also besonders hervor, was auch deshalb gerechtfertigt erscheint, weil sie hierzulande nur noch wenig bekannt ist. Im Mittelpunkt der Auswahl steht das konkrete Detail: ein alltäglicher Ausrüstungsgegenstand des Soldaten, eine Zeitungsmeldung oder die Geschichte, die sich mit einem Exponat und eben nur mit diesem besonderen Stück verbindet.

Wenn historische Gegenstände auch eine Aura haben mögen, die ein Text nicht besitzt, so bedürfen sie doch der Erklärung. Hier muß das Wort nachhelfen. Das ist schon in Ausstellungen nötig. In einem Buch kann Texten mehr Raum gegeben werden, da die Lektüre nicht den zeitlichen und räumlichen Bedingungen eines Museumsbesuchs unterworfen ist.

Das Bayerische Armeemuseum besitzt auch eine umfangreiche Fotosammlung. So lag es nahe, die Objektauswahl mit Bildern aus diesem Bestand zu begleiten und zu erläutern. Die meisten hier gezeigten Fotografien werden erstmals veröffentlicht und beschrieben.

Dieter Storz
Ingolstadt, im Juni 2014

Inhalt

1	1870/71, Deutsch-Französischer Krieg Wilhelm I. reitet über das Schlachtfeld von Sedan Gemälde von Theodor Rocholl (1854–1933)	17	19	Der Infanterist und seine Ausrüstung Uniformfigurine eines bayerischen Infanteristen	99
2	Das deutsche Reichsheer Uniformfigurine eines bayerischen Infanteristen des Infanterie-Leibregiments	21	20	Marschieren Stiefel	103
3	Kolonien „Deutsche Reichs-Colonial-Uhr“	27	21	Schanzen Spaten	107
4	Wilhelm II. Büste	33	22	Gepäck Tornister	111
5	Einjährig-Freiwillige Uniformrock eines sächsischen Einjährig-Freiwilligen der Fußartillerie	37	23	Essen Kochgeschirr	115
6	Reserveoffiziere Uniformfigurine eines bayerischen Leutnants der Reserve	41	24	Biwak Zeltbahn	121
7	Uniform und Tradition Helm mit Spitze („Pickelhaube“)	45	25	Verletzung der belgischen Neutralität „The Scrap of Paper“ Britisches Plakat zur Anwerbung Freiwilliger	125
8	Regiment und Tradition Tafelaufsatz des 6. Chevauleger-Regiments „Prinz Albrecht von Preußen“	49	26	Wettlauf zum Meer Gefallene französische Soldaten bei Vimy Gemälde von Hans von Hayek (1869–1940)	129
9	Infanteriegewehr Schnittmodell eines Gewehrs 98	53	27	Wettlauf zum Meer Französisches Kompaniefähnchen	129
10	Munition Patrone S	59	28	Artillerie II: Feldhaubitzen Leichte Feldhaubitze 98/09	133
11	Maschinengewehr Maschinengewehr 01	63	29	Das Eiserne Kreuz Eisernes Kreuz 2. Klasse mit schwarzweißem Band für Verdienst im Kampf	137
12	Artillerie I: Feldkanonen Feldkanone 96	69	30	Tasse mit Eisernem Kreuz	137
13	Feldgrau Feldrock M. 1907	73	31	Schlacht von Tannenberg Extrablatt der Münchner Neuesten Nachrichten	141
14	Militarisierung der Luft Preispokal für einen Flugwettbewerb	77	32	Zerstörung und Wiederaufbau Wandteller der Ostpreußenhilfe	145
15	Bündnisse: der französisch-russische Zweibund Patriotische Raumdekoration	81	33	Bündnisse: Deutschland und Österreich-Ungarn Patriotische Kleinplastik	149
16	Sarajewo, 28. Juni 1914 Extra-Ausgabe des Prager Tagblatts	85	34	Kriegsformationen – Reservetruppen Probe (gesiegeltes Muster) eines Helmüberzugs	153
17	Franz Ferdinand von Österreich-Este als Inhaber eines bayerischen Kavallerieregiments Erinnerungstafel des bayerischen 2. schweren Reiterregiments	89	35	Neuaufstellungen Mütze des bayerischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 16	157
18	Mobilmachung Öffentliche Bekanntmachung	93	36	Kleiner Kreuzer S.M.S. Emden Wandteller	161

37	Tod und Trauer Die Nachricht Gemälde von I. Eichstaedt	167	55	1915: Kriegseintritt Italiens Italienische Kriegsflagge	247
38	Nageldenkmäler Kriegswahrzeichen der Stadt Neuburg an der Donau	171	56	Kavallerie Uniformfigurine eines bayerischen Chevaulegers	251
39	Artillerie III: schweres Flachfeuer Kanone 17	177	57	Verdun – die Schlacht Reliefkarte des Schlachtfelds von Verdun	257
40	Schützengraben Rekonstruktion eines Schützengrabens	181	58	Verdun – das Schlachtfeld Fort Douaumont unter Artilleriefeuer Gemälde von Paul Segieth (1884–1969)	263
41	Stellungskrieg Reproduktion einer Stellungskarte	187	59	Eine neue Uniformfarbe: Bleu Horizon Uniformfigurine eines französischen Infanteristen	267
42	Nahkampf I: Pistolen und Revolver Pistole o8	191	60	Eine neue Waffe: Gas Gasmasken 17	271
43	Nahkampf II: Handgranate Stielhandgranate, Schnittmodell	195	61	Leichte Maschinengewehre Maschinengewehr o8/15	277
44	Nahkampf III: Kampfmesser „Dolchartiges Messer“	199	62	Feldpost Aushang einer bayerischen Feldpost-Dienststelle	281
45	Nahkampfgeschütze Mittlerer Minenwerfer 16	203	63	Franz Marc (1880–1916) Erkennungsmarke	287
46	Leucht- und Signalmittel Leuchtpistole	209	64	Medium der Erinnerung: Kriegsbücher Wilhelm Michael Schneider: Infantrist Perhobstler.	291
47	Fesselballon Ballonkorb	213	65	Schlacht an der Somme Ablösungsnacht an der Somme Gemälde von Fritz Mühlbrecht (1880–1956)	295
48	Körperschutz Stahlhelm	219	66	Schlachtschiff S.M.S. Bayern Schiffsglocke	301
49	Artillerie IV: schwerstes Steilfeuer Modell eines österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Mörsers M. 11	223	67	Krieg in den Kolonien Tarbusch der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika	305
50	Kriegsanleihen Erklärung der Parteiführer des Reichstags: Plakat	227	68	Bündnisse: die Allianz mit dem Osmanischen Reich Fotografie: Deutsches Flugzeug über den Pyramiden von Gizeh	309
51	„Ersatz“ Fahrradreifen mit Spiralbereifung	231	69	Erste Hilfe Verbandpäckchen	313
52	Eisen und Stahl Siemens-Martin-Ofen im Werk Haidhof der Maxhütte Gemälde von Ernst Dorn (1889–1927)	235	70	Verbandplätze und Lazarette Behelfsverbandplatz Gemälde von Hans Bertle (1880–1943)	317
53	Rüstungsexporte Britisches Schrapnell für 18-Pfünder Feldkanone	239	71	Kriegsgefangenschaft Gesiegeltes Musterstück einer Jacke für Kriegsgefangene	321
54	Krieg im Gebirge Schirmmütze für einen Offizier des bayerischen Infanterie-Leibregiments mit Edelweiß	243	72	Kriegsziele Elsaß-Lothringen, Plakat	325

	Kriegsziele				
73	Belgien Plakat	325		90	1917: Kriegseintritt der USA Sondermeldung der Münchner Neuesten Nachrichten
					391
					Das amerikanische Potential
74	Paul von Hindenburg (1847–1934), Feldmarschall und Hoffnungsträger Hindenburg und Ludendorff beim Kartenstudium Gemälde von Hugo Vogel (1855–1934)	329		91	„To Berlin“ Plakat
					395
					Revolution
75	Wandteller	329		92	Fahne eines finnischen Arbeitervereins
					399
					Eine neue Sozialfigur: Der „Frontkämpfer“
76	1916: Kriegseintritt Rumäniens Fahne des rumänischen 59. Infanterieregiments	335		93	Fotografie: Soldat in Sturmausrüstung
					403
					Eine neue Waffe: Panzer
77	Die Frage des Friedens Extrablatt der Münchner Neuesten Nachrichten	339		94	Tankgewehr
					409
					Revolution in Bayern
78	Hunger „Baut mehr Kartoffeln!“ Plakat	343		95	Extrablatt des Fränkischen Kurier
					417
					Proklamation des Arbeiter- und Soldatenrates in München
79	Luftangriff auf München Französische Fliegerbombe	349		96	
					417
					Ferdinand Foch (1851–1929), Marschall von Frankreich
80	Luftangriff auf München Extrablatt der Münchener Zeitung	349		97	Textilbild
					421
					Waffenstillstand
81	Rudolf Stark, malender Jagdflieger Luftkampf Gemälde von Rudolf Stark (1897–1982)	353		98	Extrablatt der Nordbayerischen Zeitung
					425
					Versailles
82	Steuerknüppel einer Fokker D VII	353		99	Extrablatt des Fränkischen Kurier
					429
					Opfer
83	Flugzeugtypen Modell des deutschen Jagdflugzeugs Albatros D V	357		100	Erinnerungstafel für Ludwig Hackner (1894–1917)
					435
84	Ein neuer Held: Der Jagdflieger Eduard Ritter von Schleich vor einem Einsatz Gemälde von Hermann Eissfeldt (1875–1925)	363			Glossar
					442
85	Transportmittel: Eisenbahn Nächtliche Truppenverladung auf einem Bahnhof Gemälde von Leonhard Sandrock (1867–1945)	369			Danksagung
					455
86	Transportmittel: Pferdefuhrwerk Lebensmittelwagen und 4-spänniger Futterwagen 96/09	373			Impressum / Bildnachweis
					456
87	Verbindungen: Feldfernsprecher Eiserner Armeefernsprecher mit Zusatzkasten	379			
88	Verbindungen: Briefftauben Tragkäfig	383			
89	U-Boote U 53 auf Feindfahrt im Atlantik Gemälde von Claus Bergen (1885–1964)	387			

1870/71, Deutsch-Französischer Krieg



1 Wilhelm I. reitet über das Schlachtfeld von Sedan Gemälde von Theodor Rocholl (1854–1933)

1890

Öl auf Leinwand

405 × 346 cm

Inv. Nr. E 7258

Im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 geriet das französische Kaiserreich nach den verlorenen Grenzschlachten in starke Bedrängnis. Frankreich verfügte noch über zwei Feldarmeen. Die eine befand sich in der Festung Metz und war dort von den Deutschen eingeschlossen. Die andere versuchte, sich Metz zu nähern, um die Belagerung aufzubrechen. Auf dem Weg nach Metz wurde diese Armee, bei der sich der französische Kaiser Napoleon III. befand, von deutschen Truppen bei Sedan zum Kampf gestellt. Die Schlacht fand am 1. September 1870 statt und endete mit einer Niederlage der Franzosen, die in Sedan eingeschlossen wurden. Außerstande, den Kampf fortzusetzen, kapitulierten sie am nächsten Tag. Mit ihnen geriet der Kaiser in die Hand der Deutschen.

Das Monumentalgemälde von Theodor Rocholl schildert eine Szene am Abend des 1. September, als der preußische König, Wilhelm I., und hinter ihm der damalige preußische Ministerpräsident und Kanzler des Norddeutschen Bundes, Otto von Bismarck, über das Schlachtfeld reiten. Die Soldaten sind von den Anstrengungen des Kampfes gezeichnet, doch auch von ihrem Sieg begeistert und jubeln dem König und seinem ersten Minister zu.

Mit der Gefangennahme Napoleons stürzte auch sein Kaiserreich, doch war der Krieg noch nicht zu Ende. In Paris wurde die Republik ausgerufen, die den Kampf noch bis ins Jahr 1871 fortsetzte. Eine Siegeschance hatte die französische Seite indes nicht mehr, und der Wider-

stand der Republik konnte die nationalstaatliche Einigung Deutschlands und die Erhebung Wilhelms I. zum deutschen Kaiser nicht verhindern.

Aus deutscher, zumal preußischer Sicht war die Schlacht von Sedan der bedeutendste Sieg des ganzen Feldzugs. Der Tag, an dem sich Napoleon gefangen gegeben hatte, also der 2. September, etablierte sich im Kaiserreich als patriotischer Gedenktag an den Krieg, stellvertretend für einen offiziellen Nationalfeiertag, den das Deutsche Reich zwischen 1871 und 1918 nicht besaß.

Der als Schlachten- und Historienmaler bekannt gewordene Rocholl hebt die nationale Bedeutung der Schlacht bewusst hervor, indem er die Gruppe der Soldaten aus Preußen und Bayern zusammensetzt, deren Raupenhelme sich deutlich von den preußischen Pickelhauben unterscheiden. So wird der Ritt des preußischen Königs über das Schlachtfeld zu einer Huldigung des „deutschen Volkes in Waffen“ für den künftigen deutschen Kaiser. ■

Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, 2 Bände, München 1990 und 1992.



Offiziere vom I. Bataillon des 11. bayerischen Infanterieregiments und preußische Artillerieoffiziere im Fort de Nogent bei Paris, Mai 1871. Die Bayern erkennt man an der helleren Uniform. Der Bataillonsarzt des Regiments (dritter

von rechts) ist wie die Preußen dunkelblau gekleidet. Fast alle Offiziere sind mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet. Friedensstandort des Bataillons war damals Lindau. Die Mannschaft kam allerdings aus den Ersatzbezirken Passau und Vilsbiburg.

rechts: Am 2. September 1895, dem „Sedanstag“, gab die Stadt München den Veteranen ein Fest, mit dem an den Sieg vor 25 Jahren erinnert wurde.



Das deutsche Reichsheer



2 Uniformfigurine eines bayerischen Infanteristen des Infanterie-Leibregiments

um 1900

Eine „deutsche Armee“ hat es zwischen 1871 und 1918 im staatsrechtlichen Sinn nicht gegeben. Die Landmacht des Deutschen Reichs setzte sich vielmehr aus den Kontingenten der einzelnen Bundesstaaten zusammen, für deren jeweiligen Status es kein einheitliches Muster gab. Maßgebend waren allerdings die preußischen Verhältnisse. Preußen hatte bei der Schaffung des Reichs die führende Rolle gespielt und war mit Abstand der größte der Bundesstaaten. Der quantitative und qualitative Vorsprung seiner Armee stand außer Frage. Nach Gliederung, Ausbildung, Bewaffnung, Wehrpflicht und Finanzierung sollte Gleichmäßigkeit herrschen. Darüber hinaus gab es aber zum Teil bemerkenswerte Unterschiede. Mit jedem der deutschen Bundesstaaten – mit einer Ausnahme – hatte Preußen sogenannte *Militärkonventionen* geschlossen, also Verträge, in denen das jeweilige Verhältnis genau bestimmt wurde. Das Heerwesen kleinerer Staaten wie Schaumburg-Lippe oder Bremen wurde dabei der preußischen Armee in der Regel vollkommen einverleibt. Den jeweiligen Landesherrn bzw. den Senaten der Hansestädte verblieben nur gewisse Ehrenrechte.

Anders verhielt es sich mit Württemberg und Sachsen. Deren Armeen bildeten geschlossene Armeekorps, also Großverbände, und sie hatten eine eigene Militärverwaltung mit Kriegsministern an der Spitze. So bezeichnete man damals, und zwar nicht nur in Deutschland, das Gegenstück zum heutigen Verteidigungsminister.

Preußische Militärbehörden nahmen die Aufgaben zentraler Reichsmilitäreinrichtungen wahr, insbesondere das Kriegsministerium und der Große Generalstab in Berlin, zu dem die größeren Kontingente Vertreter entsandten.

Die eben erwähnte Ausnahme war Bayern. Die militärischen Beziehungen zwischen Bayern und Preußen wurden nicht durch eine *Militärkonvention*, sondern durch einen *Bündnisvertrag* geregelt, der am 23. November 1870 abgeschlossen worden war. Zwar musste auch Bayern sein Heer nach preußischem Vorbild ausgestalten, doch bildete es ansonsten „einen in sich geschlossenen Bestandteil des Deutschen Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit Seiner Majestät des Königs von Bayern“. Die Bestimmung der Reichsverfassung, dass die gesamte Landmacht des Reichs in Krieg und Frieden unter dem Befehl des Kaisers stehe (Art. 63), fand auf Bayern ausdrücklich keine Anwendung. Unter dessen Oberbefehl trat die bayerische Armee erst im Kriegsfall nach ausgesprochener Mobilmachung. Während höhere Offiziere – also vom Brigadekommandeur aufwärts – in allen deutschen Kontingenten vom Kaiser ernannt wurden, geschah dies in Bayern durch den bayerischen König. Nur die bayerische Armee hatte ein geschlossenes eigenes Offizierskorps. In allen anderen Kontingenten fand ein Austausch mit preußischen Offizieren statt. Die einzige preußische Einrichtung, deren Besuch für alle Offiziere eines größeren bayerischen Heeresteils verpflichtend war, ist



links: Dieser bayerische Infanterist aus dem Krieg von 1870/71 trägt noch die altbayerische Uniform ohne Schulterklappen, aber mit den charakteristischen Achselwulsten, den sogenannten *Wings*.

rechts: 1873 wurde die bayerische Infanterie nach preußischem Muster neu uniformiert. Der Waffenrock erhielt Schulterklappen mit dem Kennzeichen des Regiments (meist eine Nummer). Der Raupenhelm blieb bis zum Tod König Ludwigs II. im Jahr 1886 zunächst erhalten.

die Artillerie-Schießschule in Jüterbog gewesen.

Einen äußeren Ausdruck fand die bayerische Sonderstellung in der Tatsache, dass die bayerischen Truppenteile eine eigene Zählung besaßen, also nicht in die durchgehende Nummerierung einbezogen waren, die alle anderen deutschen Heeresverbände umfasste. Selbstverständlich besaß Bayern auch ein eigenes Kriegsministerium und außerdem noch einen eigenen Generalstab, den Württemberg und Sachsen nicht hatten.

Die innere Vielgestaltigkeit des deutschen Heereswesens fand auch in der Uniformierung ihren Niederschlag. Die wichtigsten Stellen, an denen der föderale Charakter des deutschen Heeresaufbaus

symbolisch zum Ausdruck kam, waren die Helmzier und das Koppelschloss. Bayerische Pickelhauben waren mit dem bayerischen Wappen geschmückt, preußische mit dem Preußenadler und so weiter. Auf preußischen Koppelschlössern war „Gott mit uns“ zu lesen, Bayern hielten „In Treue fest“, Württemberger waren „Furchtlos und treu“ und Sachsen „Providentiae memor“, also der Vorsehung eingedenk. Das einheitliche Gesamtbild der äußeren Erscheinung blieb dabei erhalten.

Bayern stach insofern hervor, als dort die Infanterie, also die zahlenmäßig weitest aus größte Waffengattung, das traditionelle „Hellblau“ der bayerischen Uniform hatte bewahren können. Objektiv betrachtet war diese Farbe gar nicht so hell,

doch unterschied sie sich deutlich von den dunkelblauen Röcken und schwarzen Hosen der übrigen Kontingente. Dass die Hosen die gleiche Farbe hatten wie die Röcke, war ebenfalls eine Besonderheit der bayerischen Infanterie. In den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg wurden die bunten Uniformen durch solche aus feldgrauem Tuch ersetzt, wobei es aber weiterhin Unterschiede im Schnitt und den Abzeichen gab.

Kragen und Ärmelaufschläge der Uniform des in München stationierten Infanterie-Leibregiments waren mit sogenannten Litzen geschmückt, wie sie von Gardetruppen getragen wurden. Während den gewöhnlichen Infanterieregimentern des bayerischen Heeres

besondere Rekrutierungsbezirke zugewiesen waren, kamen die Soldaten des Leibregiments aus der ganzen Monarchie. Sie mussten mindestens 1,70 m groß sein. Das war *Gardemaß*. ■

Eugen von Frauenholz, Geschichte des Königlich Bayerischen Heeres von 1867 bis 1914, München 1931 = Geschichte des Bayerischen Heeres. Im Anschluß an einen dienstlichen Auftrag herausgegeben vom Bayerischen Kriegsarchiv, Band 8.

B. Friedtag, Führer durch Heer und Flotte. Elfter Jahrgang 1914, Berlin [1913], Nachdruck 1993.

Handbuch zur deutschen Militärgeschichte 1648–1939, herausgegeben vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Band IV, Militärgeschichte im 19. Jahrhundert (1814–1890), Teil 2, Strukturen und Organisation, München 1976.

Diese kolorierte Fotografie vermittelt einen guten Eindruck von der „hellblauen“ bayerischen Uniform.



Preußische
Unteroffiziere vom
Leib-Grenadier-
regiment Nr. 8 in
Frankfurt an der
Oder, 1892.



oben: Sachsen vom
Schützenregiment
Nr. 108 bei einer Feld-
übung. Der Tschako
mit Haarbusch war
eine sächsische
Besonderheit und
wurde dort nur von
diesem Regiment
und den Jägern
getragen.

unten: Württemberger
vom Füsilierregiment
Nr. 122 auf dem
Truppenübungsplatz
Münsingen, 1910.



3 „Deutsche Reichs-Colonial-Uhr“

ca. 1900

Metall, Glas

38,5 × 31,5 × 12 cm

Inv. Nr. 667-1981

Der europäische Kolonialismus der Neuzeit ist eines der merkwürdigsten Phänomene der Weltgeschichte. Einigen Völkern, die am Westrand der ungeheuren eurasischen Landmasse siedelten, gelang es in wenigen Jahrhunderten, ihre Herrschaft mit verhältnismäßig bescheidenem Kräfteinsatz über den größten Teil der Welt auszudehnen, und das, obwohl sie immer wieder in heftige Konflikte untereinander verstrickt waren. Am Anfang dieser Entwicklung standen wagemutige spanische und portugiesische Seefahrer, die der folgenden Besitznahme und Ausbeutung der von ihnen erkundeten Welten den Weg öffneten, die aus europäischer Sicht als „entdeckt“ galten.

Vor allem im 16. Jahrhundert erwarb Spanien ein riesiges Kolonialreich mit Schwerpunkt in Amerika. Zur Zeit Karls V. – 1515–1555 König von Spanien und 1519–1556 Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation – konnte man mit Recht sagen, dass in seinem Reich die Sonne nicht unterging, denn irgendwo in diesem gewaltigen Imperium schien sie immer. Im 17. Jahrhundert, als die spanische Macht ihren Zenit überschritten hatte, begann der Aufstieg Englands zur Kolonial-, ja Weltmacht. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges erstreckte sich das britische Empire über etwa 20 Prozent der Landfläche der Erde, ein Anteil, der sich durch Kriegseroberungen noch auf 25 Prozent erhöhen sollte. Selbst das riesige Zarenreich brachte es vor 1914 nur auf 15 Prozent. Auch andere europäische Staaten, allen voran Frankreich, nahmen

im 19. Jahrhundert ausgedehnte Gebiete in Besitz, vor allem in Afrika und Asien. Als Deutschland 1871 zur staatlichen Einheit fand, war der größte Teil der Welt schon verteilt. Weil Kolonien aber, so dachte man, zur normalen Ausstattung einer europäischen Großmacht gehörten, unternahm auch das Deutsche Reich Anstrengungen, sich ein Imperium in Übersee zu schaffen. Nach einer Phase der Zurückhaltung erwarb Deutschland 1884/85 eine Reihe von Kolonien, die als *Schutzgebiete* bezeichnet wurden: Deutsch-Südwestafrika (Gebiet des heutigen Namibia), Deutsch-Ostafrika (Gebiet der heutigen Staaten Tansania, Burundi, Ruanda und eines Teils von Mosambik), Togo, Kamerun und Neuguinea waren die wichtigsten von ihnen. In den neunziger Jahren gelang noch der Erwerb des chinesischen Kiautschou und einer Reihe von Inseln im Mittel- und Südpazifik (Palau, Marianen- und Karolinen-Inseln), die zwar keinen großen Flächeninhalt besaßen, sich aber über ungeheure Meeresflächen verbreiteten.

Mit einer Fläche von annähernd 2,6 Millionen km² machte das deutsche Kolonialreich nur einen Bruchteil der englischen oder französischen Besitzungen aus, war aber doch annähernd fünfmal so groß wie das Mutterland. Weder an Größe noch an historischer Bedeutung ließ sich der deutsche Kolonialbesitz mit dem spanischen des 16. Jahrhunderts vergleichen. Die geografische Lage der *Schutzgebiete* brachte es indes mit sich, dass auch dort die Sonne nicht unterging, wie das Zifferblatt dieser Uhr stolz



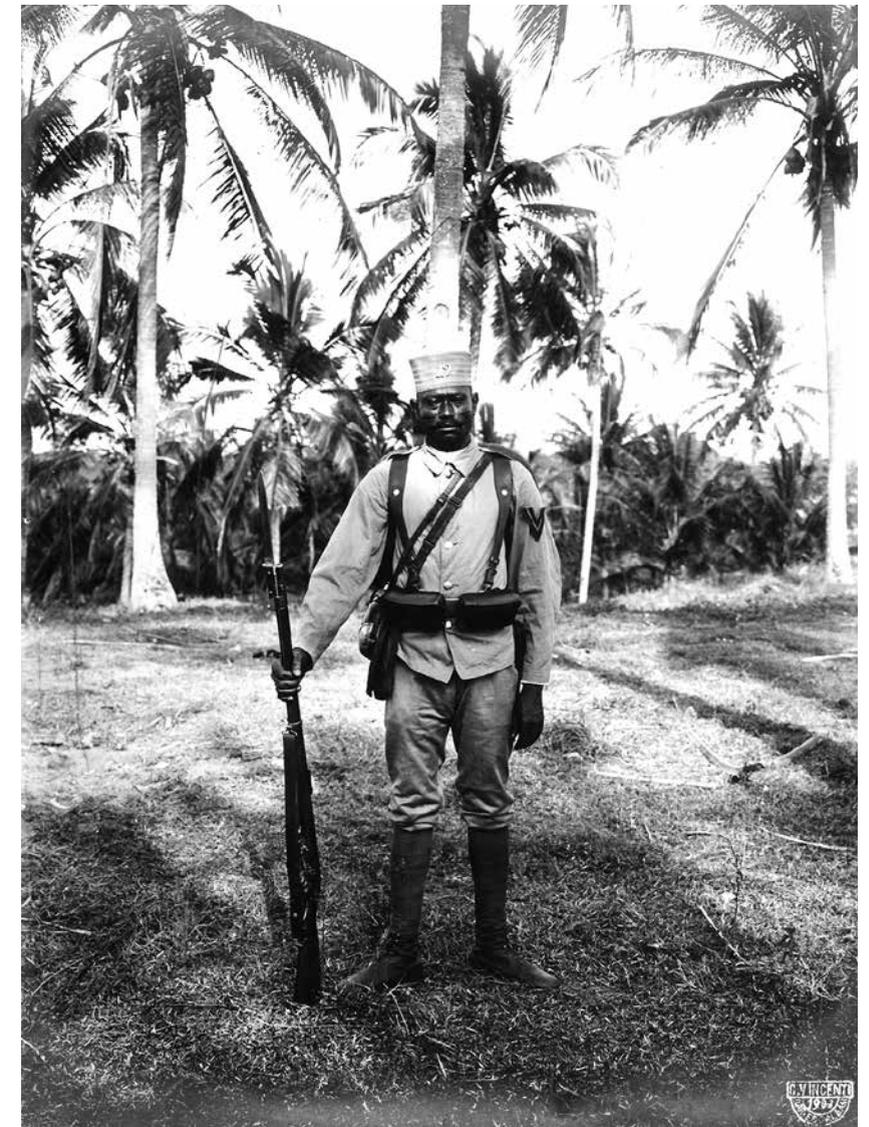
Markt in Ebolowa unter Aufsicht eines deutschen Landwehrmanns, Kamerun, September 1915. Kamerun wurde 1884 deutsches Schutzgebiet. Die deutsche Schutztruppe konnte sich dort noch fast zwei Jahre nach Kriegsausbruch halten.

verkündet, die es erlaubt, die jeweilige Tageszeit in den Kolonien festzustellen. Wilhelm II., der den Ausbau der deutschen Flotte vorantrieb, hatte mit der ihm eigenen Forschheit verkündet, Deutschlands Zukunft liege auf dem Wasser. Auch diese Parole finden wir auf der Uhr, wodurch ein Zusammenhang zwischen Flottenbegeisterung und Kolonialbesitz hergestellt

wird. Abbildungen wilder Tiere und ein Kriegsschiff machen diesen Zusammenhang sinnfällig. ■

Heinrich Schnee (Hg.), Deutsches Koloniallexikon, 3 Bände, Leipzig 1920, Nachdruck 2010.

Winfried Speitkamp, Deutsche Kolonialgeschichte, Stuttgart 2005



Schausch (Unteroffizier) der 12. Feldkompanie der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika.



Die evangelische Kirche in Daressalam, der Hauptstadt der Kolonie Deutsch-Südostafrika, macht einen ganz europäischen Eindruck.



Plantage bei Wailali auf Samoa. Die Inselgruppe im Pazifik wurde im Jahr 1900 offiziell deutsche Kolonie.

Wilhelm II.



4 Büste

ca. 1890

Bronzeguss

112 × 73 × 58 cm

Inv. Nr. 1338-1991

Wilhelm II. wurde am 27. Januar 1859 als erster Sohn des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen geboren und rückte damit in die Reihe der preußischen Thronfolger ein. Nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 bedeutete das, dass er nicht nur König von Preußen, sondern auch Kaiser von Deutschland werden würde. Dieser Fall trat im Jahr 1888 ein. In diesem Jahr, das als *Dreikaiserjahr* in die deutsche Geschichte eingegangen ist, starb zunächst sein Großvater, Wilhelm I., und dann auch sein Vater, der als Friedrich III. nur 99 Tage regiert hatte.

Wilhelm II. gehörte zur ersten Generation, die das Deutsche Reich schon in ihren prägenden Jugendjahren als das staatliche Gehäuse der Deutschen erlebt hatte. Er bestieg den Thron im Alter von nur 29 Jahren. Die Büste zeigt ihn in der Uniform des preußischen Kürassierregiments *Garde du Corps*, dessen *Chef* er auch war. Dabei handelte es sich um eine symbolische Position, denn das tatsächliche Kommando führte ein regulärer Kavallerieoffizier. Zur Parade wurde auf den Helm ein Adler als Helmzier aufgeschraubt, was gut zu der Imperatorenhaltung passt, die Wilhelm hier einnimmt. Kraftvoll und jugendlich, wie der Kaiser hier dargestellt wird, bildete er auch eine gute Verkörperung des Staates, an dessen Spitze er nun stand. Deutschland war ein demografisch junges Land mit einer entsprechend dynamischen kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. 1910 waren 43 Prozent der Deutschen 20

Jahre alt oder jünger (2010: 18,4 Prozent). In wenigen Jahren stieg das Deutsche Reich zur stärksten Volkswirtschaft in Europa auf und überholte das bis dahin führende England. Dank seines vorzüglichen Bildungssystems entwickelte sich Deutschland zur führenden Wissenschaftsnation der Welt. Den Optimismus, mit dem Wilhelm hier dem 20. Jahrhundert entgegenblickt, dürften die meisten seiner Landsleute geteilt haben.

Das Deutsche Reich war eine konstitutionelle Monarchie. In ihr standen sich ein erbliches Kaisertum und ein gewähltes Parlament, der Reichstag, gegenüber. Das war kein deutscher „Sonderweg“, sondern der Normalfall in Europa. Die dominierende Gestalt der deutschen Politik war seit 1870 Otto von Bismarck. Im Schatten dieses Mannes wollte Wilhelm, der von einem starken Geltungsdrang erfüllt war, nicht stehen, sondern selbst regieren. 1890 entließ er Bismarck. Bald aber zeigte sich, dass Wilhelm zwar die Pose des Imperators einzunehmen verstand, aber nicht fähig war, die innere und äußere Politik des Reichs tatsächlich selbst zu bestimmen. Das lag nun nicht nur an seinen persönlichen Unzulänglichkeiten, von denen in diesem Zusammenhang nur seine Neigung zu provozierenden öffentlichen Äußerungen und mangelnde Arbeitslust genannt seien, sondern auch an der objektiven Schwierigkeit dieser Aufgabe.

In den letzten Jahren vor dem Weltkrieg hatte das Bild des Kaisers in der Öffentlichkeit viel von seinem ursprüng-



links: Wilhelm als junger Mann, hier in Husarenuniform bereits mit zahlreichen hohen Orden geschmückt.

rechts: „Der Traum Wilhelms“: Diese französische Postkarte unterstellt dem deutschen Kaiser das Streben nach der Weltherrschaft.

lichen Glanz verloren. Im Krieg sank sein Stern weiter, denn die Rolle des Heerkönigs, die preußische Tradition und Reichsverfassung einem Hohenzollern zuwies, vermochte er in keiner Weise auszufüllen. Als patriotische Identifikationsfigur einer breiten Öffentlichkeit etablierte sich statt dessen der Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg. Während Wilhelm nun in Deutschland weitgehend in den Hintergrund trat, erlangte er in der Propaganda der Feindstaaten eine zwar intensive, aber extrem negative Prominenz als Verkörperung des bössartigen Deutschen. Bei Kriegsende verlor er vollends die Kontrolle über den Gang der Ereignisse. Für den Verfall seiner Autorität ist es bezeichnend, dass Wilhelms letzter Kanzler, Prinz Max von Baden, die Abdankung des Kaisers verkündete, ohne dazu von diesem ermächtigt worden zu sein. Wilhelm floh ins holländische Exil. Deutschland hat er



nie wieder betreten. Am 4. Juni 1941 ist er auf Schloss Doorn in den Niederlanden gestorben.

Der letzte deutsche Kaiser ist eine der wenigen historischen Persönlichkeiten, die einer ganzen Epoche ihren Namen gegeben haben. Die Zeit von 1890 bis 1918 nennt man nach ihm *Wilhelminismus*. Sie ist charakterisiert durch eine eigentümliche Mischung konservativ-rückwärtsgewandter Züge und progressiver Elemente, die sich auch im Wesen des Kaisers selbst spiegelt. Die Neigung zum allzu Lauten im öffentlichen Auftreten, die Freude an Uniformen, militärischem Gepränge und aufwendiger Repräsentation teilte Wilhelm mit vielen Zeitgenossen. Wilhelm förderte den Ausbau der deutschen Flotte, und auch dieses Projekt war im Land populär. Der Kunstgeschmack des Kaisers war konservativ. Das verhinderte aber nicht, dass sich die moderne Kunst in Deutsch-

land lebhaft entwickelte. Modern war der Kaiser in seinem Interesse für Naturwissenschaften und Technik. Die nach ihm benannte und von ihm geförderte *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* wurde 1911 gegründet und sollte der außeruniversitären, vorwiegend naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung dienen. Nach 1948 wurde sie in *Max-Planck-Gesellschaft* umbenannt. Unter Wilhelm II. erlebte Deutschland einen noch nie dagewesenen Wohlstand, der zunehmend auch breiten Bevölkerungsschichten zugute kam.

Das Königreich Bayern hatte von 1886 bis 1912 keinen regierungsfähigen König. Der geistesranke König Otto wurde vom Prinzregenten Luitpold vertreten, der ebenfalls Epoche gemacht hat, denn seine Regierungszeit ging als *Prinzregentenzeit* in die bayerische Geschichte ein. In der späteren Rückschau haben sich diese Jahrzehnte der bayerischen Geschichte weithin zur „guten alten Zeit“ verklärt. Diesen freundlichen Blick zurück hat der *Wilhelminismus* nicht oder nur in Ansätzen erfahren. ■

John C. G. Röhl, *Wilhelm II.*, 3 Bände, München 1993–2008.

Holger Afflerbach (Hg.), *Kaiser Wilhelm II. als Oberster Kriegsherr im Ersten Weltkrieg. Quellen aus der militärischen Umgebung des Kaisers*, München 2005.

Christopher Clark, *Wilhelm II. Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers*, München 2008.

Frank-Lothar Kroll, *Geburt der Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur vor dem Ersten Weltkrieg*, Berlin 2013.



Zum Jahrestag des Kriegsausbruchs wandte sich Wilhelm II. an das deutsche Volk und versicherte, er habe den Krieg nicht gewollt. Diese Darstellung verbindet das Zitat mit der Darstellung des am Grab deutscher Soldaten trauernden Kaisers. Sie hinterlässt, sicher ungewollt, einen zwiespältigen Eindruck: Wilhelm wäscht seine Hände in Unschuld.

Einjährig-Freiwillige



5 Uniformrock eines sächsischen Einjährig-Freiwilligen der Fußartillerie

um 1900

Wolle, Tombak

80 x 45 x 25 cm

Inv. Nr. 995-1983

Dieser Uniformrock ist der eines einjährig-freiwilligen Gefreiten des sächsischen Fußartillerieregiments Nr. 19. Als Gefreiten macht ihn der Wappenknopf am Kragen kenntlich. Die Schulterklappen der Einjährig-Freiwilligen waren von einer Wollschnur in den Landesfarben eingefasst. Bei einem Sachsen sind das die Farben Grün und Weiß. Die Beförderung zum Gefreiten war nach sechs, die zum Unteroffizier der Reserve nach neun Monaten möglich. Als *Fußartillerie* wurde die schwere Artillerie bezeichnet.

Einjährig-Freiwillige waren „junge Leute von Bildung“, die in den Genuss einer auf ein Jahr verkürzten aktiven Dienstzeit kamen. Diese betrug bei Fußtruppen regulär zwei Jahre, bei Berittenen (Kavallerie und reitende Artillerie) drei Jahre. Diese Vergünstigung wurde damit begründet, dass ihnen keine allzu lange Unterbrechung ihrer Ausbildungszeit zugemutet werden sollte. Die verlangte „wissenschaftliche Befähigung“ wurde nachgewiesen mit dem Besuch der sechsten Klasse des Gymnasiums, einer anerkannten gleichwertigen Bildungsanstalt oder durch eine besondere Prüfung. Einjährig-Freiwillige mussten sich in ihrer Dienstzeit auf eigene Kosten bekleiden, ausrüsten und verpflegen. Man erwartete von ihnen auch, dass sie selbst für ihre Unterkunft sorgten. Das bedeutete in der Regel das Anmieten eines Zimmers in der Nähe der Kaserne. Die Kosten eines solchen Dienstjahres betragen bei der zahlreichsten und preiswertesten Waffengattung, der Infanterie,

etwa 2.000 Mark. Das war mehr als der damalige Jahreslohn eines Facharbeiters, der bei etwa 1.500 Mark lag. Berittene Waffen, also Kavallerie, Feldartillerie und Train, waren teurer, denn der Einjährige musste auch für die Benutzung und Fütterung eines Dienstpferdes bezahlen. Dafür berechnete ihm die Armee etwa 900 Mark. Vor das Einjährig-Freiwilligen-Privileg war also eine Bildungs- und Besitzschranke gesetzt.

Der einjährig-freiwillige Dienst war 1814 in Preußen zusammen mit der allgemeinen Wehrpflicht eingeführt worden und stellte einen gesellschaftlichen Kompromiss dar. Er sollte den Militärdienst für die Söhne des gebildeten und wohlhabenden Bürgertums erträglich gestalten. Eine Stellvertretung, also die Möglichkeit, sich von der Dienstpflicht überhaupt freizukaufen, bestand in Preußen im Unterschied zu den süddeutschen Staaten nicht mehr. Nach dem Krieg von 1866, der eindringlich die Überlegenheit der preußischen Militäreinrichtungen gezeigt hatte, wurde die allgemeine Wehrpflicht mit verkürzter Dienstzeit für „Gebildete“ nach preußischem Muster auch im Süden eingeführt.

In sozialer Hinsicht entstammten die Einjährig-Freiwilligen weithin denselben Milieus wie die Offiziere. Nicht zuletzt aus diesem Grund bildeten sie für die Armee ein geeignetes Reservoir für Reserveoffiziere (siehe Objekt 6) oder zumindest für Unteroffiziere der Reserve. „Einjährige“ wurden also von vornherein zu Vorgesetzten ausgebildet. Das trennte sie von gewöhnlichen Wehrpflichtigen,



oben: Oscar Merté (1872–1938) nahm mit dieser Karikatur den Sonderstatus der Einjährig-Freiwilligen aufs Korn, die von Unteroffizieren besonders schonend behandelt werden mussten: „Unteroffizier – Einjähriger. ‚Wissen S‘. Ihnen darf ich ja nicht sagen, was S‘ san, weil S‘ a Einjähriger san, aber denken S‘ Ihnen was recht Saudumm’s.“ Die Brille war ein Accessoire, mit dem die „Gebildeten“ auf Karikaturen oft versehen wurden.

rechts: Dieser Einjährig-Freiwillige eines Münchner Infanterieregiments zeigt schon das Selbstbewusstsein des künftigen Offiziers.



von denen sie sich ohnehin durch ihre Herkunft aus wohlhabenden bürgerlichen Schichten, das Wohnen außerhalb der Kaserne und eigene Verpflegung unterschieden. Aus Sicht der Armee war das erwünscht, denn zur Wahrung ihrer Autorität sollten Vorgesetzte zu Untergebenen einen deutlichen Abstand wahren.

Im Jahr 1912 stellte das deutsche Reichsheer 267.000 gewöhnliche Mannschaftssoldaten ein und 17.000 Einjährig-Freiwillige. Bei der vorschriftsmäßigen Friedensstärke des Heeres zählten Einjährig-Freiwillige nicht mit. Weil sie sich ihren Truppenteil in gewissen Grenzen selbst aussuchen konnten, verteilten sie sich ganz ungleichmäßig auf das Reichsgebiet. Beliebt waren vor allem Garnisonen in großen Städten. 1912 zog das Gardekorps, das im Großraum Berlin stationiert war, 1.335 Einjährig-Freiwillige an. Für das preußische XVI. Armeeekorps in Lothringen entschieden sich dagegen nur 152 junge Freiwillige. Das I. bayerische Armeeekorps, das den südbayerischen Raum umfasste, nahm 1.164 Einjährig-Freiwillige auf und lag damit merklich über dem Durchschnitt von 680. Das lag natürlich vor allem an der Attraktivität der Haupt-, Residenz- und Universitätsstadt München, die noch dazu eine große Garnison besaß.

Eine Sonderrolle spielten die Volksschullehrer. Die Armee hatte ein besonderes Interesse an dieser staatsnahen Berufsgruppe. Auch sie mussten nur ein Jahr dienen. In den Genuss der sonstigen Vorteile des Status eines Einjährig-Freiwilligen gelangten sie aber nur selten, denn meist fehlte es ihren Familien an den nötigen Mitteln. Für die Kosten des Dienstjahres kam in ihrem Fall der Staat auf. Volksschullehrer wurden fast stets der Infanterie zugewiesen. Dort sollten sie zu Unteroffizieren der Reserve ausgebildet werden. ■



Einjährig-Freiwillige des 2. Infanterieregiments aus München im Jahr 1914. Noch tragen sie die bunte Friedensuniform. Jeder von ihnen besitzt ein Fernglas, das er privat erworben hatte. Von dem „6. von links“ ist auf der Rückseite des Bildes der Beruf angegeben: Lehrer. Sie waren zahlenmäßig die wichtigste Gruppe unter den Einjährigen, genossen aber nicht deren Privilegien.



Einjährig-Freiwillige der Infanterie auf dem Truppenübungsplatz Hammelburg im Frühjahr 1914. Immerhin vier von ihnen sind Brillenträger und entsprechen damit dem Klischee. Kaum einer von diesen jungen Leuten dürfte heil durch den Krieg gekommen sein. Die meisten werden ihn nicht überlebt haben.

Wehrle, Weigelts Handbuch für die Einjährig-Freiwilligen Offiziersaspiranten und Offiziere des Beurlaubtenstandes der Fußartillerie, 8. Auflage, Berlin 1916.

Lothar Mertens, Das Privileg des Einjährig-Freiwilligen Militärdienstes im Kaiserreich und seine gesellschaftliche Bedeutung. Zum Stand der Forschung, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 1 (1986), S. 59–66.



6 Uniformfigurine eines bayerischen Leutnants der Reserve

um 1900

Diese Figur stellt einen Leutnant des 5. bayerischen Infanterieregiments in Bamberg dar. Die Epauletten mit ihren halbmondförmigen Metallauflagen und die Schärpe mit den beiden dekorativen Quasten an der linken Seite wurden wie die weißen Lederhandschuhe zum Paradeanzug getragen. Auf die Helmzier ist ein Kreuz aufgelegt, das sogenannte *Landwehrkreuz*. Es macht seinen Träger als Reserveoffizier kenntlich.

Das deutsche Heer zählte bei Kriegsausbruch ca. 30.000 aktive Offiziere. Das mobilgemachte Heer benötigte aber 120.000 Offiziere. Reserveoffiziere schlossen diese Lücke. Sie gehörten zu den *Offizieren des Beurlaubtenstandes*. Der *Beurlaubtenstand* umfasste alle Soldaten, die aus dem aktiven Dienst ausgeschieden waren. Die Reservezeit endete sieben Jahre nach Beginn des aktiven Dienstes. Bei Eignung und Neigung, und wenn es im dienstlichen Interesse lag, konnte der Status eines Offiziers der Reserve darüber hinaus verlängert werden. Das setzte aber die Bereitschaft zu weiteren Übungen voraus. Ansonsten erfolgte der Übertritt zur Landwehr. Die Dienstpflicht in der Landwehr dauerte bis zum 39. Lebensjahr.

Reserveoffiziere wurden aus dem Kreis der *Einjährig-Freiwilligen* genommen (siehe Objekt 5). „Einjährige“, welche die Laufbahn des Reserveoffiziers anstrebten, erhielten eine besondere Ausbildung und wurden nach Bestehen der vorgesehenen Prüfungen als *Offiziersaspiranten* entlassen. Nach zwei Übungen von je acht Wochen Dauer konnte die

Beförderung zum Leutnant der Reserve erfolgen. Durch weitere Übungen war ein Aufstieg bis zum Hauptmann, in seltenen Fällen auch bis zum Major möglich. Beförderungen erfolgten wie bei Berufsoffizieren nicht nach Leistung, sondern nach Dienstalter, sofern die Eignung zur Beförderung nachgewiesen war, was durch Übungen geschah.

Im Dienst waren aktive Offiziere und solche der Reserve gleichgestellt. Es zählten also nur der Rang und das Dienstalter. Reserveoffiziere waren auch nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst einem bestimmten Truppenteil zugeordnet, dessen Uniform sie weiterhin trugen. Sie war gekennzeichnet durch besondere Abzeichen oder Farben von Schulterklappen, Knöpfen und Aufschlägen bzw. deren Kombination, die einem Regiment oder selbständigen Bataillon eigentümlich waren.

Voraussetzung dafür, den Offiziersstatus überhaupt zu erlangen, war aber nicht nur die in Prüfungen nachgewiesene Qualifikation, sondern auch eine entsprechende „Lebensstellung und außerdienstliches Verhalten“. Die soziale Exklusivität, die das aktive Offizierskorps beanspruchte, sollte sich auch auf die Offiziere des Beurlaubtenstandes erstrecken. Sie wurde eng verknüpft mit Begriffen wie „Charakter“, „Ehre“ und „Standespflichten“. In der Praxis bedeutete dies eine gehobene soziale Position und eine Lebensführung sowie eine politische Haltung, die den Vorstellungen der Armee entsprachen. Dies bezog sich nicht zuletzt auf den gesellschaftlichen



Leutnant der Reserve vom 12. bayerischen Infanterieregiment, Friedensstandort Neu-Ulm. Er ist mit der Feldbluse Modell 1915 bekleidet. Brusttaschen und Stehkragen sind unvorschriftsmäßig, waren bei Offizieren aber beliebt. Das Landwehrkreuz auf der Helmszier macht ihn als Reserveoffizier kenntlich.

Umgang, der auf Kreise beschränkt bleiben musste, „in welchen gute Sitte herrscht“. Kleine Angestellte, Arbeiter, Bauern, Handwerker oder Gastwirte kamen dafür nicht infrage. Angehörige staatsnaher Berufe, die zwar kein hohes Gehalt bezogen, aber durch „Bildung“ ausgewiesen waren, etwa höhere Beamte, Geistliche und Lehrer höherer Bildungsanstalten, überhaupt Akademiker, genügten diesen Anforderungen stets. Auch Künstler waren „offiziersfähig“, wie das Beispiel Franz Marcs zeigt (siehe Nr. 63).

Aufgrund der Auslesekriterien für Offiziere bedeutete die Zugehörigkeit zu diesem Korps zugleich, dass der Betreffende den „besseren Kreisen“ zuzurechnen war. Dies und das hohe Ansehen, das die Armee und vor allem ihre Offiziere in Deutschland genossen, machte die Position des Reserveoffiziers schon aus Prestige Gründen für einen großen Teil des Bürgertums attraktiv. Es war üblich, diesen Status auch im bürgerlichen gesellschaftlichen Verkehr auszuspielen, indem man ihn etwa auf Visitenkarten vermerkte.

Die Armee bildete mit ihrem Offizierskorps, auch dem inaktiven, eine gewollte Parallelstruktur zur Schichtung der zivilen Gesellschaft. An diesen Auslesekriterien hielt die Armee auch im Krieg fest. Anstatt geeignete Unteroffiziere zu wirklichen Offizieren zu befördern, ernannte man sie zu *Offizierstellvertretern* oder *Feldwebelleutnanten*, die zwar die Aufgaben von Leutnanten erfüllten, aber nicht zum Offizierskorps gehörten. Für junge Leute mit entsprechendem sozialen Hintergrund war die Ernennung zum Leutnant der Reserve aber möglich, auch wenn ihre militärischen Kenntnisse deutlich hinter denen kriegserprobter Unteroffiziere zurückblieben. Das erzeugte während des Krieges wachsenden Unmut. ■

Albert Dilthey, *Der Einjährig-Freiwillige, der Reserveoffizier-Aspirant und der Offizier des Beurlaubtenstandes der Infanterie*, 41. Aufl., Berlin 1911.

Karl Demeter, *Das deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat 1650–1945*, Frankfurt a. M. 1962.

Detlef Bald, *Der deutsche Offizier. Sozial- und Bildungsgeschichte des deutschen Offizierskorps im 20. Jahrhundert*, München 1982.



7 Helm mit Spitze („Pickelhaube“)

ca. 1900

Leder, Messing

21 x 18,5 x 24,5 cm

Inv. Nr. 731-1965

Im Jahr 1842 kam es in Preußen zu einer grundlegenden Reform der Uniformierung: Der langschößige *Waffenrock* ersetzte den bis dahin üblichen frackartigen Rock, und ein Helm trat an die Stelle des Tschakos. Der Helmkörper bestand aus gepresstem Leder und trug eine metallene Spitze, die mit einem Kreuzblatt aus gleichem Material auf dem Helm befestigt war. Die Spitze und ihre Unterlage gaben dem Helm eine wirksame Verstärkung gegen von oben geführte Säbelhiebe. Umgangssprachlich setzte sich für diesen Helm die Bezeichnung „Pickelhaube“ durch. Der ursprünglich sehr hohe Lederkorpus wurde im Lauf der Zeit niedriger. 1867 ersetzte eine Scheibe das breite Kreuzblatt, denn im modernen Gefecht rechnete man kaum mehr mit Säbelhieben. Die Helme der Artillerie hatten statt der Spitze eine Kugel. Die Jäger blieben beim Tschako.

Die Form des Helms drückte den romantischen, am Mittelalter orientierten Zeitgeist aus. Solche Helme wurden nicht nur in Preußen getragen. Lederhelme mit Spitze, häufig dem preußischen Modell sehr ähnlich, verbreiteten sich in ganz Europa, von Italien bis Schweden, von England bis Russland. Im allgemeinen Bewusstsein lebt die Pickelhaube aber als typisch preußische bzw. später auch deutsche militärische Kopfbedeckung weiter. Nach den Einigungskriegen wurde sie zum klassischen Symbol für den preußisch-deutschen Militarismus. So empfand das auch der bayerische König Ludwig II., der bis zu seinem



Major Johann Zeiß vom 11. Infanterieregiment in Regensburg, 1907. Bayerische Pickelhauben trugen als Helmzier das bayerische Staatswappen. Das Helmband mit der Devise „In Treue fest“ trugen alle bayerischen Helme. Es fand sich auch auf den Koppelschlössern. Bei Offiziershelmen war die Helmzier feiner ausgearbeitet und vergoldet oder versilbert. Statt Kinnriemen hatten die Helme der Offiziere Schuppenketten.

Tod die Einführung der Pickelhaube bei der bayerischen Armee verhinderte. Dort ersetzte sie erst 1886 den Raupenhelm, der seines unpraktischen Wollkammes wegen bei der Truppe selbst wenig beliebt gewesen war. Die Sonderform mit Kugel für die Artillerie wurde in Bayern erst 1916 eingeführt.

Mit ihrer klaren, unverwechselbaren Silhouette besaß die Pickelhaube zweifellos eine bemerkenswerte ästhetische Qualität, die sich allerdings auch vorzüglich für Karikaturisten eignete, die das von ihr Repräsentierte angreifen wollten. Das sichert ihr bis heute einen hohen Bekanntheitsgrad.

Der Lederkörper des Helms bot auch Platz für symbolische Abzeichen. An ihr waren seitlich Kokarden in den Landes-



oben: In Bayern wurde die Pickelhaube erst 1886, nach dem Tod Ludwigs II., eingeführt. Hier wird sie von Soldaten des Infanterie-Leibregiments in München getragen, ca. 1895.

rechts: Diese französische Propagandapostkarte zeigt den preußischen Generalobersten Alexander von Kluck (1846–1934) als Wasserspeier einer gotischen Kathedrale, natürlich mit Pickelhaube. Kluck führte 1914 die deutsche 1. Armee.

farben der Kontingente angebracht, ab 1897 auch eine Kokarde in den Reichsfarben, die von allen Kontingenten des deutschen Reichsheeres getragen wurde. An der Stirnseite besaß sie einen dekorativen Metallbeschlag, der länder- oder truppenspezifisch gestaltet sein konnte und auch Platz für Traditionsabzeichen in Form von Schriftbändern, sogenannten Auszeichnungs-Bänderolen, bot.

Eine Allerhöchste Kabinettsorder vom 24. Januar 1899 bezeichnete bestimmte Truppenteile der preußischen Armee als Nachfolger von Truppenteilen der ehemals hannoverschen Armee, die nach 1866 in der preußischen Armee aufgegangen waren. Ihnen wurden Helmbänder verliehen, die an die spezifische Tradition dieser Truppenteile erinnern sollten. Dazu führten sie die Namen von



Schlachten auf, an denen ihre Vorgänger teilgenommen hatten. Den einfachen Schriftzug „Waterloo“ erhielten die preußischen Infanterieregimenter Nr. 74, 77, 78, 164 und 165. Er wurde auf den üblichen Adler der preußischen Linientruppen aufgelegt. Dieses Vorbild fand im nüchternen Bayern keine Nachahmung. Dort trugen alle Helme einheitlich das von Löwen gehaltene Landeswappen ohne weitere Zusätze.

1914 war der Helm selbst zu einem Symbol der Tradition geworden. Der Säbel hatte als Schlachtfeldwaffe ausgedient. Die Spitze gab dem Kopf eine funktionslos gewordene Verlängerung nach oben. Während des Krieges wurde deshalb ein Modell mit abschraubbarer Spitze eingeführt. Lederknappheit führte dazu, dass Helme aus Filz oder Stahlblech erzeugt wurden. Ab 1916 verdrängte der

Stahlhelm (siehe Nr. 48) rasch die Pickelhaube. Auch nach dem Krieg wurde die Pickelhaube noch oft in der Öffentlichkeit getragen, als Bekenntnis zu der Zeit, aus der sie stammte. ■

Paul Pietsch, Die Formations- und Uniformierungsgeschichte des preußischen Heeres 1808–1914, 2. Aufl., 2 Bände, Hamburg 1963 und 1966.

oben: Bei einem Pioniertreffen in Speyer trägt dieser ordensgeschmückte alte Soldat noch stolz seine bayerische Pickelhaube, ca. 1935.

8 Tafelaufsatz des 6. Chevauleger-Regiments „Prinz Albrecht von Preußen“

1903

Albert J. Heldecker, Wiesbaden

Silber, Messing, 70,5 x 68 x 28,5 cm

Inv. Nr. 510-1987



Der hier gezeigte silberne Tafelaufsatz wurde 1903 anlässlich des hundertjährigen Bestehens des 6. Chevaulegersregiments geschaffen. Das Regiment war 1803 durch die Zusammenfassung der aus den säkularisierten Bistümern Würzburg und Bamberg übernommenen Reiterei entstanden. 1903 war das Regiment in Bayreuth stationiert (eine der fünf Eskadronen in Neumarkt in der Oberpfalz). Die bayerische leichte Kavallerie wurde traditionell mit dem französischen Begriff Chevauleger bezeichnet. 1914 besaß die bayerische Armee acht solcher Regimenter. Weil in der Zeit der napoleonischen Kriege viele Regimenter aufgestellt worden waren, häuften sich in den Jahren ab 1900 die Hundertjahrfeiern.

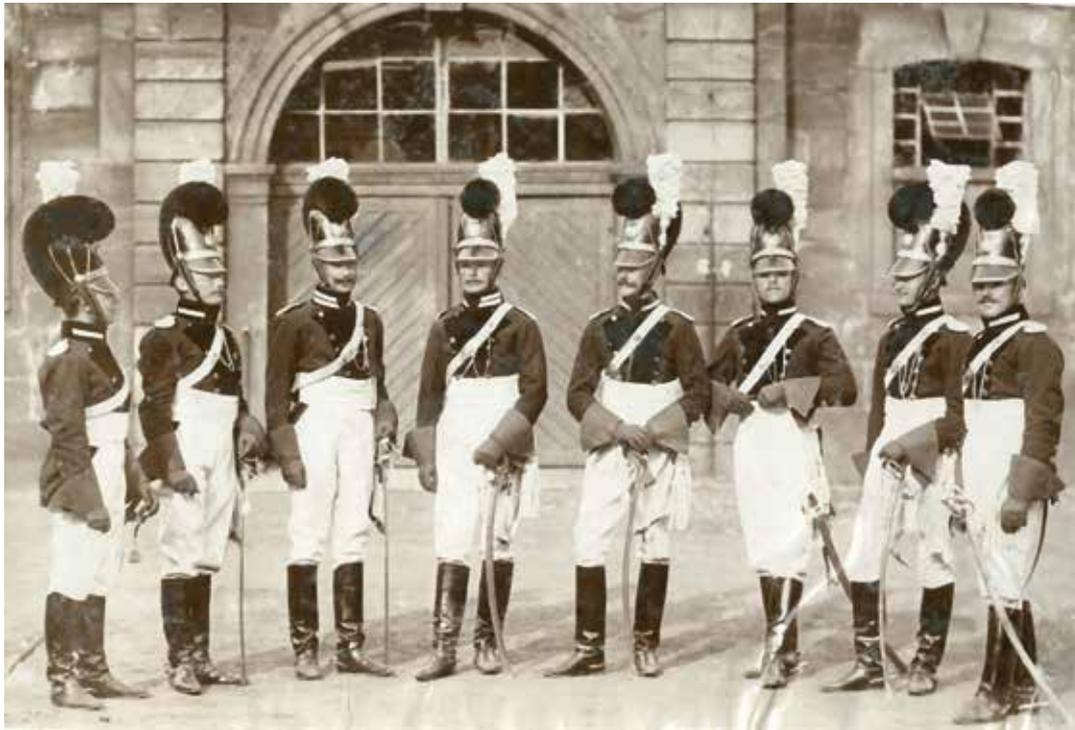
Das Heer des deutschen Kaiserreichs besaß eine doppelte Tradition. Da war zunächst die Tradition des Heeresganzen oder doch des jeweiligen Kontingents, in unserem Fall also der bayerischen Armee. Daneben stand die des jeweiligen Truppenteils. Den Bezugsrahmen bildeten die Regimenter oder, in Ausnahmefällen (Jäger, Pioniere, Train), die selbständigen Bataillone. Sie bildeten die engere militärische Heimat. Ihre Tradition begann mit der Aufstellung der jeweiligen Formation. Die ältesten Regimenter der bayerischen Armee konnten sich bis zum Jahr 1682 zurückführen. Runde Jubiläen wurden immer mit großem Aufwand gefeiert.

Den Tafelaufsatz krönt die schreitende Figur eines Chevaulegeroffiziers mit gezogenem Säbel in der Uniform, die

zur Gründungszeit getragen wurde. Der Schnurrbart entspricht allerdings eher der Mode aus der Zeit um 1900. Die kunstvoll verschlungenen Buchstaben CR unter der Krone stehen für die Truppengattung.

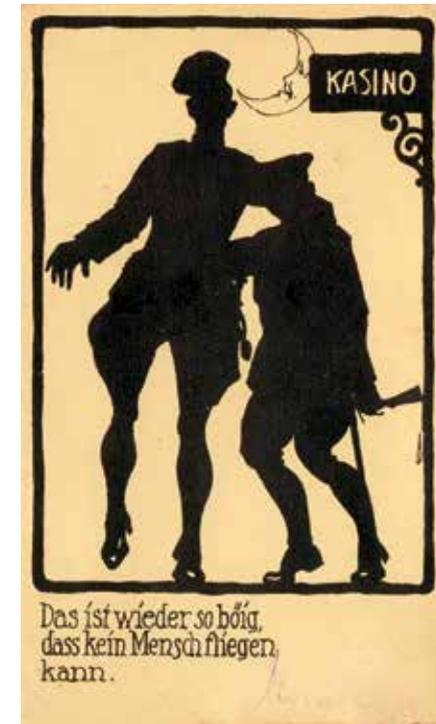
Die beiden getriebenen Einlegesohlen aus Messing dienten zur Aufnahme von Konfekt oder ähnlichen kleinen Speisen. Der praktische Zweck stand bei einem Tafelaufsatz aber im Hintergrund, konnte auch ganz fehlen. Entscheidend war seine dekorative Wirkung auf einer festlich gedeckten Tafel oder als Raumschmuck. In der Zeit des Historismus waren Tafelaufsätze beliebte Repräsentationsobjekte.

Wie aus der Widmunginschrift hervorgeht, war dieser Tafelaufsatz ein Geschenk der Reserveoffiziere (siehe Objekt 6) des Regiments, das sie „in treuer Anhänglichkeit“ ihren aktiven Kameraden widmeten. Solche Gaben wurden im Offizierskasino aufgestellt, das den geselligen Mittelpunkt des Offizierskorps bildete. Casinos, offiziell als *Offiziers-Speiseanstalten* bezeichnet, waren ursprünglich eine preußische Einrichtung, die in Bayern erst 1872 eingeführt wurde. Jedes Offizierskorps hatte dort seinen „Silberschatz“, der auch praktisches Tischgerät wie Trinkbecher und Serviettenringe umfasste und durch Präsente wie dieses im Lauf der Jahrzehnte wuchs. Die Subalternoffiziere, also Leutnants und Oberleutnants, waren verpflichtet, im Kasino ihre Mahlzeiten einzunehmen. So sollte das Zusammengehörigkeitsgefühl des



Offizierskorps gestärkt und eine ausgeprägte Regimentsidentität entwickelt werden. Zu besonderen Ereignissen wie Königsgeburtstagen, Gedenktagen des Regiments, Besuchen hoher Vorgesetzter oder Fürstlichkeiten fanden im Kasino offizielle Diners statt, zu denen auch die Reserveoffiziere und ehemalige Offiziere des Regiments geladen wurden.

Wir wissen nicht, wie viel dieser Tafelaufsatz damals gekostet hat. Mit Sicherheit war es ein erheblicher Betrag. Die Reserveoffiziere der Kavallerie darf man aber den wohlhabenden Leuten zurechnen. Sie waren aus den *Einjährig-Freiwilligen* (siehe Nr. 5) hervorgegangen, die sich während ihrer aktiven Dienstzeit auf eigene Kosten bekleiden, ausrüsten und verpflegen mussten. Bei den berittenen Waffen kam so ein Dienstjahr auf annähernd 3.000 Mark zu stehen. Das entsprach in den letzten Friedensjahren zwei Jahreslöhnen eines Facharbeiters. ■



Postkarte mit der „humorvollen“ Darstellung eines alkoholbeschwingten Abends im Offizierskasino. Übermäßiges Trinken wurde schon vor 1914 als Problem begriffen.

links oben: Diese Gruppe abgessener Chevaulegers ist wie im Errichtungsjahr des Regiments gekleidet. Man sieht, dass es richtige Soldaten sind und keine Schauspieler.

links unten: Diese Gruppe soll Bamberger Dragoner aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert darstellen. Die Damen sind wohl Ehefrauen höherer Offiziere des Regiments. Die Körperhaltung der Offiziere ist mehr von Wilhelminischer Strammheit als von der Anmut des Jahrhunderts geprägt, dessen Uniformen sie tragen.

E. Heinze, Geschichte des Kgl. Bayer. 6. Chevaulegers-Regiments „Prinz Albrecht von Preußen“ 1803 bis 1871 sowie der Stammabteilungen des Regiments, Leipzig 1898.

Infanteriegewehr

9 Schnittmodell eines Gewehrs 98

ca. 1905

Gewehrfabrik Spandau

Stahl, Nussbaumholz

Kaliber 8 mm (siehe Objekt 10), Magazinkapazität: 5 Patronen, Länge 125 cm

Inv. Nr. H 17200



Je fünf Patronen waren mit einer Art Schiene aus Blech, dem sogenannten *Ladestreifen*, verbunden und konnten so mit einem Handgriff ins Magazin geladen werden. Als *Ladestreifen* wurde auch das komplette Gebinde einschließlich der Patronen bezeichnet.

Dieses Schnittmodell wurde in der preußischen Gewehrfabrik Spandau hergestellt, dem Leitbetrieb der staatlichen Gewehrfabriken Deutschlands. Zu Schnittmodellen wurden Teile verwendet, die sich bei der Abnahmekontrolle als mangelhaft erwiesen hatten.



Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert war das Gewehr mit aufpflanzbarem Bajonett die Einheitswaffe der Infanterie in Europa, also der zahlreichsten und wichtigsten Waffengattung. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelang den Technikern eine erhebliche Leistungssteigerung der Militärgewehre. Treffgenauigkeit und Reichweite erreichten eine neue Qualität. Die Feuerkraft der Infanterie vervielfachte sich, und damit vergrößerte sich der gefährliche Raum vor einer Infanteriestellung entscheidend. Diese Entwicklung in der Waffentechnik kam vor allem dem Verteidiger zugute. Für den Angreifer wurde es immer schwieriger, den Gegner aus seiner Position zu vertreiben.

Die Gewehre des Ersten Weltkrieges wurden in den Jahren zwischen 1886 und 1903 entwickelt. Die Rohrweiten schwankten zwischen 6,5 mm und 8 mm, die Magazine fassten zwischen drei und zehn Patronen. Meistens waren es fünf. Im Gegensatz zu den Kriegen von 1866 und 1870/71 gab es zwischen den Gewehren der verschiedenen Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg keine nennenswerten Leistungsunterschiede.

Das Gewehr 98 war die Standardwaffe der deutschen Infanterie sowie

der Pioniertruppe im Ersten Weltkrieg. Die Konstruktion stammte in ihren wesentlichen Teilen von der Firma Mauser in Oberndorf. Die Modellbezeichnung nannte, wie in vielen Armeen damals üblich, die letzten beiden Ziffern des Einführungsjahres. 1908 wurde für Fußartillerie und Kavallerie eine etwas kürzere Variante eingeführt, der Karabiner 98. Als Modelljahr blieb man bei dem des zugrunde liegenden Gewehrs.

Gewehr und Karabiner waren Repeatinggewehre. Der Verschluss, auch als Kammer oder Schloss bezeichnet, enthielt den Schlagbolzen. Um eine leere Hülse auszuwerfen, den Schlagbolzen zu spannen und eine neue Patrone zuzuführen, musste der Verschluss um 90° gedreht, zurückgezogen, wieder vorgeführt und durch Rechtslegen wieder geschlossen werden. Ein geübter Schütze konnte mit einem solchen Gewehr etwa 20 gezielte Schüsse in der Minute abgeben, aber das war ein theoretischer Wert ohne wirklich praktische Bedeutung.

Im Sommer 1914 beruhte die Feuerkraft der Infanterie noch vor allem auf ihren Gewehren. Auf etwa 1.000 Gewehrschützen kamen nur zwei Maschinengewehre. Dieses Verhältnis verschob sich rasch zugunsten der vollautomatischen Waffen. Doch musste auch weiterhin jeder Infanterist, der nicht

Bei der Ausbildung im Bajonettfechten trugen die Soldaten eine Schutzausrüstung und benutzten *Fechtgewehre*, die durch Abänderung veralteter Gewehre entstanden und eine gepolsterte Spitze besaßen.



September 1913, Schlesien: letztes Kaisermanöver vor dem Krieg. Diese Preußen vom Infanterieregiment Nr. 63 bilden in einem rasch ausgehobenen Schützengraben eine Schützenlinie. Zum Feuergefecht ordnete die Infanterie ihre Gewehrschützen in solchen linearen Formen an. Die Soldaten tragen schon die neue feldgraue Uniform. Die farbigen Bänder um den Helm dienen der Unterscheidung der Manöverparteien.



Sonderwaffen wie Maschinengewehre oder Minenwerfer bediente, mit einem Gewehr ausgerüstet sein.

Als zweite Waffe besaß jeder Gewehrschütze ein *Seitengewehr*. Das war eine Stichwaffe für den Nahkampf mit einer langen, messerartigen Klinge, die an der Gewehrmündung in der Art eines Bajonetts befestigt („aufgepflanzt“) werden konnte. Das *Seitengewehr* besaß einen Handgriff und eignete sich daher bedingt auch für den Gebrauch als Feldwerkzeug, etwa zum Zerkleinern von Brennholz.

Bei Kriegsbeginn besaß das deutsche Reichsheer etwa 2,3 Millionen Schusswaffen 98, davon ca. 15 Prozent Karabiner. Die Industrie verstärkte planmäßig die Neufertigung, die indes nicht annähernd ausreichte, um die hohen Verluste zu ersetzen und Neuformationen auszustatten. Bis Ende 1915 bildeten Gewehre einen rüstungsstrategischen Engpass, und das nicht nur in Deutschland. Dies zwang zu einer erheblichen Ausweitung der Fertigungskapazitäten, was wiederum dazu führte, dass bei Kriegsende die Depots mit Gewehren prall gefüllt waren, für die es inzwischen keine Soldaten mehr gab. Während des Krieges wurden in Deutschland etwa 7,2 Millionen Gewehre und Karabiner 98 neu erzeugt.

Die Gewehrfabrik Amberg deckte rein mengenmäßig den bayerischen Gewehrbedarf. Die Vorkriegsfertigung hatte dort 254.391 Gewehre 98 und 44.362 Karabiner betragen. Während des Krieges fertigte der Amberger Staatsbetrieb 700.175 Gewehre. Karabiner wurden in Amberg nach 1911 nicht mehr hergestellt. ■

Dieter Storz, *Gewehr & Karabiner 98*, Wien 2006.
= Kataloge des Bayerischen Armeemuseums, Bd. 4.



Feldmarschmäßig ausgerüsteter bayerischer Infanterist mit Gewehr 98 und aufgepflanztem Seitengewehr.



Dieser Soldat zeigt 1915 für den Fotografen, wie man einen Ladestreifen in das Gewehrmagazin schiebt.



Das Schießen spielte bei der Ausbildung der Infanterie und insbesondere der Jäger eine wichtige Rolle. Das Bild zeigt Angehörige des preußischen Jägerbataillons Nr. 10 aus Goslar auf dem Schießstand, ca. 1912.

Munition



Der Bodenstempel der Hülse zeigt, dass es eine S-Hülse ist (S), die in der Munitionsfabrik Spandau (S) hergestellt wurde, und zwar im Mai (S) des Jahres 1911 (11).



10 Patrone S

1911

Munitionsfabrik Spandau

Stahl, Blei, Messing

Kaliber: 8 mm, Gesamtlänge: 80 mm, Hülsenlänge: 57 mm, Mündungsgeschwindigkeit: 870 m/s

Inv. Nr. N 1982

Die 1903 eingeführte Patrone S war bis zum Ende des Ersten Weltkriegs die Standardpatrone für Gewehre und Maschinengewehre des deutschen Reichsheeres. Umgangssprachlich wurde sie meist als „Infanteriepatrone“ bezeichnet, obwohl sie auch von anderen Truppen verwendet wurde. Sie ersetzte die 15 Jahre ältere Patrone 88, von der sie sich vor allem durch die Form des Geschosses unterschied: Statt eines 14,8 g schweren Rundkopfgeschosses hatte die neue Patrone ein nur noch 9,8 g schweres Spitzgeschoss. Diese Gewichtsverminderung erlaubte es dem Infanteristen, 150 Patronen und damit 30 mehr als bisher mitzuführen. Außerdem besaß die neue Patrone eine um ca. 250 m/s größere Geschossgeschwindigkeit und damit eine gestrecktere Flugbahn.

Die Entwicklung moderner, leistungsstarker Gewehrpatronen mit Metallhülsen begann in den 1870er Jahren. Wenige Jahre später ersetzte ein Pulver auf der Basis nitrierter Zellulose das bisherige Schwarzpulver. Das neue Treibmittel war stärker, vor allem aber qualmte es nicht mehr und schuf damit völlig neue Bedingungen für den Gebrauch der Schusswaffe auf dem Gefechtsfeld. Damit verbunden war eine allgemeine Kaliberverkleinerung von ca. 11 mm auf 8 mm und weniger. Die Geschosse mussten um ihren Bleikern eine Umhüllung aus dünnem Stahlblech erhalten. Dies gab ihnen die Festigkeit und Härte, die für eine zuverlässige Führung in den

Zügen des Gewehrlaufs nötig war. Dieser Stahlmantel erhielt einen dünnen Überzug aus einer Nickel-Kupferlegierung, die als Rostschutz diente und die glatte und geschmeidige Führung des Geschosses im Lauf begünstigte. Als während des Krieges Nickel knapp wurde, ließ man ihn weg. Die Geschosse verloren damit ihre silberweiße Färbung und hatten fortan eine kupferrote.

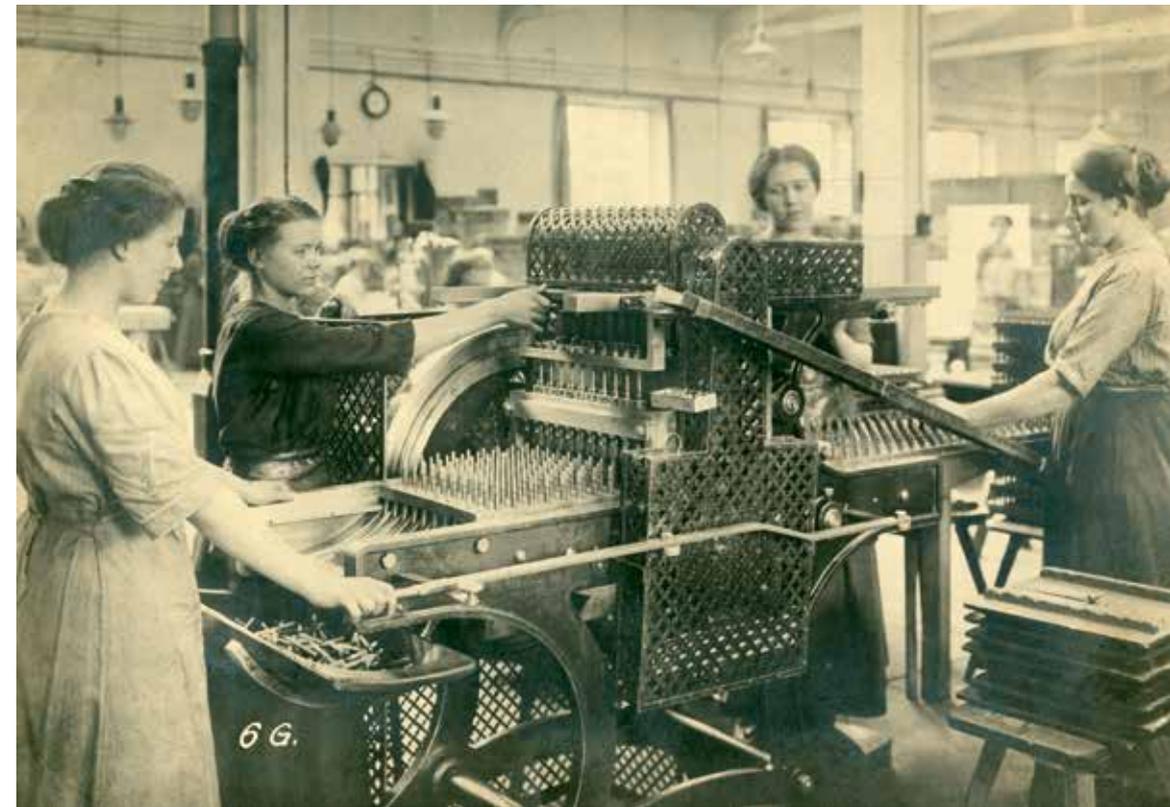
Knapp wurde auch Messing, das zu 67 Prozent aus Kupfer bestand. Deshalb versuchte man, Eisen als Hülsenmaterial zu verwenden. Allerdings erwies es sich als schwierig, diesem Material die Eigenschaften zu verleihen, die Messing besaß und die notwendig waren, um einwandfrei zu funktionieren in automatischen Waffen zu gewährleisten. Nach jahrelangen Versuchen wurden Patronen mit Eisenhülsen Ende 1917 zum Fronteinsatz zugelassen, wenn auch vorerst nur für Gewehre.

Bei Kriegsbeginn lagerten in Deutschland annähernd eine Milliarde Infanteriepatronen. Während des Krieges wurden weitere neun Milliarden hergestellt, davon eine Milliarde allein in Bayern.

Die kleinen Gewehrpatronen konnten ausgesprochen schwere Wunden verursachen. Aufgrund ihrer hohen Geschwindigkeit entfalteten sie eine geradezu explosionsartige Wirkung. Das galt vor allem bei kurzen Schussentfernungen, wenn der Luftwiderstand die Geschosse noch kaum abgebremst hatte. Hinzu kam, dass die Projektile beim Auftreffen auf ein dichteres Medium



Das Hamburger St.-Georgs-Krankenhaus veröffentlichte 1916 einen Röntgenatlas mit Kriegsverletzungen, die medizinisch erläutert wurden: „Soldat S. erhielt in Rußland einen Gewehrscuß in den rechten Oberarm. Der Oberarmknochen wurde zertrümmert. Auf dem Röntgenbild sieht man große Fragmentstücke liegen, das Infanteriegeschosß ist in der Muskulatur geplatzt, einige größere Splitter ließen sich unter der Haut durchfühlen, andere lagen in der Nähe des Knochens oder waren teilweise in ihn eingedrungen. Die Geschosßstücke wurden lokalisiert und durch eine Inzision [Einschnitt] an der Vorder- und Rückseite des Oberarmes entfernt.“



Fertigung von Infanteriepatronen im Ersten Weltkrieg. Frauen haben die Männer als Arbeitskräfte ersetzt.

wie Gewebe aus physikalischen Gründen dazu neigten, sich querzustellen und zu überschlagen. Das vergrößerte ihren „wirksamen“ Querschnitt und verursachte schwerere Verletzungen. Treffer auf die großen Röhrenknochen führten meist zu deren Zersplitterung. Die Durchlagskraft von Gewehrsgeschossen war hoch. Sie reichte – und reicht! – ohne weiteres aus, einen liegenden Menschen der Länge nach zu durchdringen. ■

Dieter Storz, Über die Wirkung von Militärgewehren auf lebende Ziele, in: Militärstadt Spandau. Zentrum der preußischen Waffenproduktion 1722 bis 1918, Berlin 1998, S. 123–134.

Dieter Storz, Gewehr & Karabiner 98, Wien 2006. = Kataloge des Bayerischen Armeemuseums, Bd. 4.

Maschinengewehr



11 Maschinengewehr 01

1902

Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken, Berlin

Stahl, Holz, Messing, Lederpolster, 80 × 56 × 133 cm

Kaliber 8 mm, Gewicht 78 kg (mit wassergefülltem Kühlmantel)

Inv. Nr. N 1980

Versuche, die Leistung von Feuerwaffen durch Erhöhung der Schussfolge zu steigern, lassen sich seit dem 16. Jahrhundert nachweisen. Das klassische Mittel dazu war die Bündelung mehrerer Läufe. Solche Waffen wurden zwangsläufig schwer, und das Nachladen der einzelnen Läufe setzte die Waffe für längere Zeit außer Tätigkeit. Seitdem Patronen mit Metallhülsen für Militärwaffen erzeugt wurden, also etwa seit 1870, besaß die Munition jene Festigkeit, die Voraussetzung für mechanisierte Ladevorgänge war. Die ersten Schießapparate dieser Art wurden durch Drehung einer Kurbel betrieben. Dem Amerikaner Hiram Maxim gelang es in den 1880er Jahren als erstem, eine einläufige Waffe zu schaffen, bei der der Rückstoß zur Automatisierung des Ladevorgangs ausgenutzt wurde. Mit Maxims Gewehr war es möglich, mehrere hundert Schuss in der Minute abzugeben. Dies war einer der Gründe, warum sich die Armeen für die neue Wunderwaffe zunächst nur wenig interessierten. Aufgrund ihres hohen Munitionsverbrauchs und der vermuteten Anfälligkeit des komplizierten Mechanismus für Störungen schien sie für den Feldgebrauch wenig geeignet.

Die ersten Maschinengewehre fanden daher in Festungen und auf Kriegsschiffen Aufstellung. Den ersten praktischen Einsatz erlebten sie auf Kolonialfeldzügen, wo sie sich, wie *Meyer's Konversationslexikon* 1906 schrieb, als „besonders brauchbar“ erwiesen. Selbst

kleinen Expeditionen verlieh die neue Waffe eine unüberwindliche Feuerkraft. Die Europäer richteten Maschinengewehre noch nicht gegeneinander, sondern vorerst nur auf Krieger der kolonisierten Welt.

Die deutsche Armee stellte 1899 ihre ersten Maschinengewehrformationen auf. Bis 1906 entstanden 16 Maschinengewehrabteilungen. Das waren Einheiten von der Größe einer Kompanie, die mit sechs Maschinengewehren ausgerüstet waren. Im Kriegsfall sollten sie die Kavallerie verstärken.

Das ausgestellte deutsche Maschinengewehr führte nach seinem Einführungsjahr die Modellbezeichnung 01. Auf dem Gehäusedeckel ist die Einheit aufgeprägt: „Bay. M.G.A. 1.“, also die 1902 aufgestellte bayerische Maschinengewehrabteilung 1 in Augsburg, damals nicht nur die erste, sondern auch die einzige bayerische MG-Abteilung. 1902 wurde auch das Maschinengewehr hergestellt. Deutschland hatte sich, wie damals die meisten Länder, für das Maximsystem entschieden. Die Rechte an dieser Konstruktion besaß die englische Firma Vickers, Sons and Maxim Ltd. in London. Sie waren von den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Berlin erworben worden, einem weltweit agierenden Konzern, der vor allem Handfeuerwaffen und die zugehörige Munition erzeugte.

Eines der Probleme, die beim „Betrieb“ eines Maschinengewehrs auftraten, war die rasche Erhitzung des Laufs. Die meisten Länder entschieden sich damals für Wasserkühlung. Das klobige zylindrische



In den Kolonien kamen Maschinengewehre besonders früh zum Einsatz. Diese Aufnahme entstand in Deutsch-Ostafrika, ca. 1910.

oben links: Fabrikzeichen der Herstellerfirma auf dem Maschinengewehr.

rechts: Die Einheit, zu der die Waffe gehörte, wurde auf dem Deckel des kastenförmigen Gehäuses aufgeprägt.

unten links: 1908 wurden die Maschinengewehre 01 durch ein leichteres Modell ersetzt. Die alten Maschinengewehre kamen zur Ersatzabteilung. Das war eine Formation, die erst im Mobilmachungsfall aufgestellt wurde und den „Ersatz“ für die erwarteten Personalverluste bereitstellen sollte. Die Markierung der neuen Einheit wurde auf der Lafette aufgemalt.

Gebilde ist also nicht der Schießlauf, sondern der mit Wasser zu füllende Kühlmantel aus Stahlblech. Solche Maschinengewehre mussten im Einsatz nicht nur einen umfangreichen Patronenvorrat mit sich führen, sondern auch Wasser, denn der Inhalt des Kühlmantels verdampfte bei anhaltendem Feuern.

Nachdem die großen europäischen Landheere mit dem Maschinengewehr lange Zeit nichts Rechtes anzufangen gewusst hatten, demonstrierte der Russisch-Japanische Krieg 1904/05 erstmals die verheerende Feuerkraft der inzwischen schon 20 Jahre alten Waffe in Kriegen zwischen modern bewaffneten Streitkräften. Bis 1913 wurde jedes deutsche Infanterieregiment mit einer Maschinengewehr-Kompanie zu sechs Gewehren ausgestattet. Somit kamen auf 1.000 mit einem Gewehr bewaffnete Infanteristen zwei Maschinengewehre. Das entsprach dem

europäischen Durchschnitt. 1914 führten die deutschen Truppen das Maschinengewehr 08, ein Nachfolgemodell, das ähnlich konstruiert war wie das Maschinengewehr 01, aber 16 kg leichter war.

Bei Kriegsbeginn verfügte Deutschland einschließlich Gerätereserven über 4.500 Maschinengewehre. Mit dem Maximmodell waren auch die Armeen Russlands, des Osmanischen Reichs und vieler anderer Staaten bewaffnet, darunter auch China. Die englische Armee hatte sich für eine modernisierte, wesentlich leichtere Variante entschieden.

Die Kriegsproduktion sollte die bei Kriegsausbruch vorhandenen Waffennengen um ein Vielfaches übertreffen. Mit der möglichen Ausnahme von Kalaschnikows Sturmgewehr hat bis heute keine andere einzelne Waffe so viele Menschen getötet wie Hiram Maxims Erfindung. ■



Die Bedienungsmannschaften waren mit breiten Ledergurten ausgerüstet, um das schwere Maschinen-

gewehr auf seiner sogenannten Schlittenlafette ziehen zu können, notfalls auch kriechend.



Maschinengewehr 01 der bayerischen Maschinengewehr-Abteilung 1 in Feuerstellung. Zu den Maschinengewehren gehörte ein Raumbild-Entfernungsmesser

(rechts im Bild), mit dessen Hilfe das Visier der Waffe auf die richtige Entfernung zum Ziel eingestellt werden konnte, um 1905.

A. Fleck, Maschinengewehre. Ihre Technik und Taktik, Berlin 1909.

Dolf L. Goldsmith, The Devil's Paintbrush. Sir Hiram Maxim's Guns, Toronto 1989.



In der Frühzeit der Maschinengewehre wusste man noch nicht so recht, ob die neue Waffe ein Gewehr oder eine Kanone sei. Hier werden die Transportfahrzeuge wie Geschützlafetten benutzt und die Maschinengewehre wie Kanonen einer Batterie nebeneinander aufgestellt. Die Soldaten gehören zur preußischen Garde-Maschinengewehr-Abteilung Nr. 1 in Potsdam.

Artillerie I: Feldkanonen



12 Feldkanone 96

1897

Krupp, Artilleriewerkstätten Spandau

Stahl, Holz,

Kaliber: 7,7 cm, Geschossgewicht: 6,85 kg (Sprengladung 0,19 kg),

Geschützgewicht in Feuerstellung: 959 kg, Größte Schussweite: 7.800 m

Inv. Nr. D 1037

Im Jahr 1896 erhielt die deutsche Feldartillerie eine neue Kanone, die nach dem Einführungsjahr als *Modell 96* bezeichnet wurde. Sie verwendete zum Einbringen der Treibladung als erstes deutsches Artilleriegeschütz Metallkartuschen (= Hülsen). Bevor man Metallhülsen dieser Größe herstellen konnte, war das Pulver in Stoffbeuteln verpackt. Das stellte sehr hohe Anforderungen an die Verschlusskonstruktion, um den Austritt von Stichflammen nach hinten zu verhindern. Diese Abdichtung übernahm fortan die Hülse aus Messing. Der Verschluss diente nur noch als Abstützung gegen den Stoß der Pulvergase. Die Schussweite betrug immerhin 1.000 Meter mehr als beim Vorgängermodell. So weit wollte man damals aber noch gar nicht schießen, zumal die Beobachtungsmittel für eine genaue Zielbeobachtung auf solchen Distanzen nicht annähernd ausreichten. Allerdings verbesserte die Steigerung der ballistischen Leistung auch die Treffgenauigkeit auf kürzeren Entfernungen.

In einem Punkt aber blieb die Feldkanone 96 der Vergangenheit verpflichtet: Die Lafette hatte immer noch keine Vorrichtung zum elastischen Auffangen des Rückstoßes. Der übertrug sich nach wie vor ungemindert auf die Lafette. Um deren Rücklauf zu begrenzen, verfügte die Feldkanone 96 über eine Seilbremse: Wenn das Geschütz nach dem Schuss zurückrollte, straffte sich ein um die Achse gewickeltes Seil und presste die



oben: Auf der Rohroberseite ist das bayerische Wappen aufgeprägt. Die Lafette trägt das Fabrikzeichen der Artilleriewerkstätten Spandau: AWS.



unten: Auf der Bodenfläche des Rohrs sind Rohrnummer, Herstellungsfirma und Herstellungsjahr angebracht.

Bremsklötze an die Räder. Außerdem gab es einen Klappsporn, der das Zurücklaufen überhaupt verhinderte. Das setzte aber geeignete Bodenverhältnisse voraus und war mit einer starken Belastung der Lafette verbunden. Deshalb war die Anwendung des Klappsporns nur ausnahmsweise gestattet. In jedem Fall geriet das Geschütz durch die starke Erschütterung beim Schuss aus der Richtung und musste für den nächsten



Einjährig-Freiwillige der sächsischen Feldartillerie werden an einer Feldkanone 96 ausgebildet, ca. 1900.

Schuss neu eingerichtet werden, was Zeit kostete.

Wie viele Feldkanonen 96 produziert wurden, ist nicht bekannt. Man kann den Bedarf der deutschen Feldartillerie allerdings anhand der Kriegsgliederung der Armee berechnen. Danach dürften es nicht weniger als 4.000 Stück gewesen sein.

Die Feldkanone war das mit großem Abstand zahlreichste Artilleriegeschütz der Armeen, die Neubewaffnung der Feldartillerie also eine der wichtigsten und teuersten Rüstungsmaßnahmen der damaligen Zeit.

Als die Feldkanone 96 entwickelt wurde, existierten schon Prototypen von Geschützen, die eine Bremsvorrichtung für den Rückstoß besaßen. Dabei glitt das Rohr auf einem Träger, der Rohrwiege, zurück, wurde hydraulisch abgebremst und von einer Federvorrichtung in seine ursprüngliche Lage zurückgebracht. Die zuständige preußische Behörde, die

Artillerieprüfungskommission, verfolgte diesen Weg aber nicht weiter; Waffen und Gerät sollten so einfach wie möglich gebaut sein. Eine Rohrrücklaufvorrichtung galt als unnötige Komplizierung. Genau ein Jahr nach der Einführung der deutschen Feldkanone rüstete Frankreich, also der wahrscheinliche Gegner bei einem Krieg in Europa, seine Feldartillerie mit einem neuen Geschütz aus, das eben jene Rücklaufbremse besaß, auf die man in Deutschland verzichtet hatte. In Deutschland herrschten zunächst Verwirrung und Ratlosigkeit, weil man die Bedeutung des Vorsprungs, den Frankreich damit erlangt hatte, zunächst nicht begriff oder nicht wahrhaben wollte. Doch führte an der Einsicht schließlich kein Weg vorbei, dass das nagelneue Modell 96 deklariert dastand.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich die Militärs daran gewöhnen müssen, dass Waffen einer tech-



nischen Veralterung unterworfen waren und durch neue ersetzt werden mussten, obwohl sie sich noch in gutem Zustand befanden. Dass eine solche Lage aber bereits innerhalb eines Jahres eintrat, war noch nicht dagewesen. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, dass auch die deutsche Feldartillerie eine Kanone mit Rohrrücklaufbremse erhalten musste. Um dies so preiswert wie möglich zu gestalten, wurden Rohr, Achse und Räder der Feldkanone 96 weiterverwendet. Das neue Geschütz hieß denn auch *Feldkanone 96 n/A* (= *neuer Art*). 1908 war die Umwandlung der Feldkanonen 96 in 96 n/A abgeschlossen.

Das Rohr des ausgestellten Geschützes wurde 1897 von der Firma Krupp in Essen erzeugt. Dort war die Kanone auch entwickelt worden. Das Rohr war für die bayerische Armee bestimmt, weshalb es auf der Oberseite mit dem bayerischen Wappen versehen wurde. Die Lafette wurde bei den Artillerie-

werkstätten Spandau erzeugt, einem preußischen Staatsbetrieb. Dass Rohr und Lafette von verschiedenen Herstellern kamen, war nicht ungewöhnlich.

Warum dieses Geschütz dem Umbau entging, wissen wir nicht. Wahrscheinlich wies das Rohr einen irreparablen Defekt auf, der seine Weiterverwendung ausschloss. ■

Alfred Muther, *Das Gerät der leichten Artillerie vor, in und nach dem Weltkrieg*. I. Teil, *Feldgeschütze*, Berlin 1925.

Franz Kosar, *Taschenbuch der Artillerie*, Band 1, *Leichte Feldgeschütze*, München 1971.

Gruppenbild französischer Artilleristen mit einer Feldkanone M. 1897. Dieses Geschütz deklarierte das ein Jahr zuvor eingeführte deutsche Feldgeschütz. Mit ihr begann eine neue Epoche der Artillerietechnik und der Artillerieverwendung.

Feldgrau



13 Feldrock M. 1907

ca. 1910

Wolle, Baumwolle, Tombak

76 × 38 × 20 cm

Inv. Nr. LAN 1

Im Jahr 1907 erhielt die deutsche Armee eine neue Uniform in feldgrauer Farbe. Sie ersetzte die alten bunten Uniformen als Kriegsbekleidung. Im Friedensdienst wurden weiterhin die bisherigen Uniformen getragen.

Die Uniformierung, wie sie seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert entstanden war, zeichnete sich durch bunte Farben aus, deren Sichtbarkeit angesichts der kurzen Gefechtsentfernungen und des unter starker Rauchentwicklung verbrennenden Schwarzpulvers sinnvoll und erwünscht war. Noch im ausgehenden 19. Jahrhundert prägte diese Farbenpracht das öffentliche Erscheinungsbild und auch das Selbstverständnis der Soldaten, die sich mit diesen Farben identifizierten. Moderne, weit schießende Waffen von hoher Treffgenauigkeit, seit etwa 1890 fast nur noch mit rauchschwachem Nitrozellulosepulver geladen, zwangen indessen dazu, die Sichtbarkeit der Soldaten im Gelände zu vermindern. Das betraf blinkende und glänzende Elemente wie metallene Helmbeschläge und Knöpfe, aber auch die Farbe der Uniformen überhaupt. Aufbauend auf den Erfahrungen in seinem riesigen Kolonialreich und im Burenkrieg (1899–1902) führte Großbritannien 1902 als erstes Land eine feldfarbige Uniform ein. Man hatte sich für Khaki entschieden, einen Brauntönen. Daneben blieb der traditionsreiche scharlachrote Rock für ein schmuckes Auftreten im Frieden erhalten.

Das Deutsche Reich tat den Schritt zu einer modernen Feldbekleidung im Jahr 1907. Dort wählte man einen

graugrünen Farbton, der *Feldgrau* genannt wurde. Infanterie, Artillerie, Pioniere und Train erhielten anstelle des bunten Waffenrocks einen neuen feldgrauen sogenannten Feldrock. Von den alten farbigen Abzeichen blieben nur noch schmale Vorstöße an Kragen, Ärmelaufschlägen und Schulterklappen. Etwas später erhielt auch die Kavallerie feldgraue Uniformen, behielt aber aus Traditionsgründen ihre besonderen Uniformröcke wie Koller (Kürassiere), Ulankas (Ulanen) und Attilas (Husaren). Auch sonst gab es noch allerlei Unterscheidungsmerkmale bei Bekleidung und Ausrüstung, für die kein sachlicher Grund vorlag.

Wie es dem formalen und auch tatsächlichen Verfassungszustand des Reichs entsprach, entwickelte das preußische Kriegsministerium, stellvertretend für ein ja nicht existierendes Reichskriegsministerium, die neuen Uniformen, die dann von den übrigen Kontingenten mit einzelnen Abweichungen übernommen wurden. So wählte man in Bayern als Verzierung der Knöpfe das nationale Wappentier, den Löwen, während die Knöpfe anderer Kontingente eine Krone zeigten.

Die bunten Uniformen wurden im Frieden nicht nur weiter getragen, sondern auch weiterhin angefertigt, da noch große Vorräte an bunten Tuchen vorhanden waren. Erst in den letzten Vorkriegsjahren begann man, feldgraue Uniformen auch bei Feldübungen und Manövern zu tragen. Populär wurde die neue Bekleidung bis zum Krieg nicht.



links oben: Diese Postkarte zeigt einen bayerischen Infanteristen in bunter Friedensuniform im Ersten Weltkrieg in feldgrauer Uniform. Man erkennt den Bayern an der weiß-blauen Kokarde an seiner Mütze. Der Absender ließ seine Fotografie, eine Schwarzweißaufnahme, für 30 Pfennig kolorieren.

rechts oben: Dieses Aquarell zeigt deutsche Soldaten verschiedener Waffengattungen, wie sie 1914 in den Krieg zogen: feldgraue Bekleidung und braunes Lederzeug. Offiziere (Bildmitte) trugen statt eines Lederkoppels eine sogenannte Feldbinde aus Silbergespinnst, durchzogen mit Streifen in der Landesfarbe.



rechts mitte: Preußische Infanteristen in bunter Friedensuniform im Manöver, um 1890. Mit Ausnahme Bayerns trugen deutsche Infanteristen vor Einführung der feldgrauen Bekleidung dunkelblaue Waffenröcke und schwarze Hosen.



rechts unten: Spielleute des bayerischen Infanterie-Leibregiments. Das Blau der bayerischen Infanterieuniform war deutlich heller als das „Preußisch-Blau“. Auch die Hosen hatten blaue Farbe statt der sonst üblichen schwarzen.



Viele Soldaten trauerten dem von der Tradition geheiligten „bunten Rock“ nach.

Uniformen für den europäischen Kriegsschauplatz bestanden durchweg aus Wollstoff. Zwischen Winter- und Sommeruniformen wurde nicht unterschieden. Allenfalls trug man im Winter eine Strickjacke unter dem Waffenrock, weshalb der Feldrock M. 1907 auch einen etwas weiteren Schnitt erhalten hatte als sein bunter Vorgänger. Andere praktische Neuerungen waren der Klappkragen statt des traditionellen Stehkragens und eingearbeitete Taillenhaken zur Stützung des Koppels.

Noch 1915 trugen die Soldaten der Ersatztruppenteile in den Heimatgarnisonen die bunten Uniformen der Friedenszeit. Vor dem Ausmarsch ins Feld wurden sie ausnahmslos feldgrau eingekleidet. Das verhiess nichts Gutes. Als Soldaten des Ersatzbataillons des

3. bayerischen Infanterieregiments im Januar 1915 ihre neue Uniform empfangen, sprachen manche vom „Totengewand“. Das war eine realistische Einschätzung. Von allen bayerischen Truppenteilen hatte dieses Augsburgeregiment die höchsten Verluste: 5.320 Soldaten fielen oder blieben dauerhaft vermisst. ■

Jürgen Kraus, Die feldgraue Uniformierung des deutschen Reichsheeres, 2 Bände, 2. Auflage, Wien 2009.

Gregor Wörsching, Ich setze mich nieder und schreibe. Gregor. Eine Lebensgeschichte zum Ersten Weltkrieg, herausgegeben von Robert Sauter, Augsburg 2014.

Soldaten der 12. Kompanie des bayerischen 1. Infanterieregiments lassen sich im September 1913 am Ende ihrer zweijährigen Dienstzeit fotografieren. Sie tragen bereits die vor kurzem eingeführte feldgraue Uniform. Diese gut ausgebildeten jungen Männer gehörten zu den ersten, die 1914 bei Kriegsausbruch wieder eingezogen wurden. Das Regiment verlor im Krieg 2.557 Tote und dauerhaft Vermisste.

Militarisierung der Luft



14 Preispokal für einen Flugwettbewerb

1913

Silber

45 × 36 × 22 cm

Inv. Nr. 431-1992

Diesen repräsentativen Silberpokal stiftete das preußische Kriegsministerium als Ehrenpreis für den Sieger im ostpreußischen Rundflug vom 9. bis 14. August 1913. Auf dem Pokal ist eine plastische Nachbildung des erst am 27. Januar 1913 von Wilhelm II. gestifteten Abzeichens für Militär-Flugzeugführer angebracht.

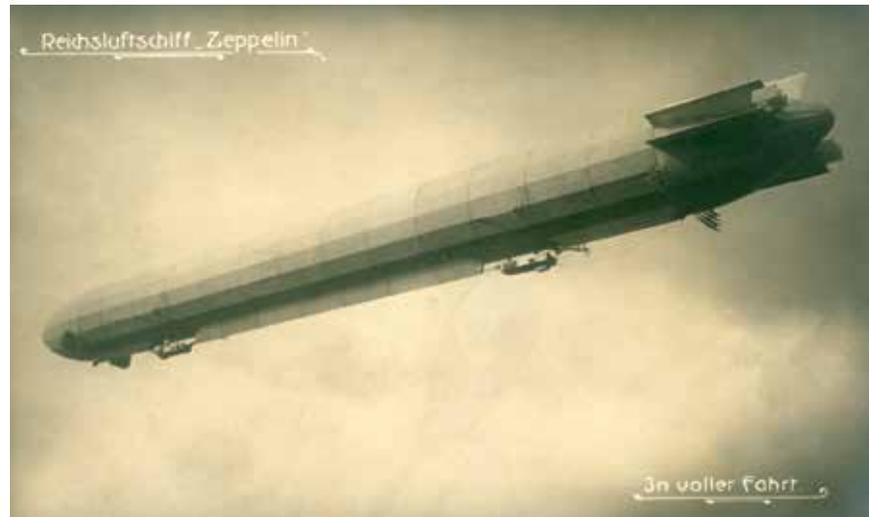
Von den zahlreichen technischen Neuerungen der Jahrzehnte vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs hat wohl keine die Menschen so fasziniert wie die Fliegerei. Zwei Systeme rivalisierten damals um die Vorherrschaft im Luftmeer. Das ältere System waren Flugkörper, die leichter als die Luft waren. In Deutschland hinterließen die gewaltigen Luftschiffe des Grafen Zeppelin einen tiefen Eindruck. Unter ihrer Hülle verbarg sich ein Aluminiumgerüst. Mit Hilfe des Verbrennungsmotors, ebenfalls einer noch recht jungen Erfindung, konnte man die mächtigen Körper bewegen und steuern. Zeppelin befuhr eifrig den deutschen Himmel – Luftschiffe flogen nicht, sie *fuhren* –, um die Unterstützung der deutschen Öffentlichkeit für sein extravagantes und vor allem teures Projekt zu mobilisieren. Das tat er mit großem Erfolg. Der Komponist Max Reger vertonte damals sogar eine Ode an Zeppelin. Dass der Bau solcher Luftfahrzeuge in eine – wenn auch grandiose – technische Sackgasse führen sollte, war den Menschen noch nicht bewusst.

Andere Erfinder versuchten sich mit dem Bau von Flugapparaten, die schwe-

rer als die Luft waren. Im Jahr 1903 gelang den Brüdern Wilbur und Orville Wright, zwei Amerikanern, der erste gesteuerte Flug mit einem motorisierten Doppeldecker. Die Leistungsfähigkeit dieser frühen Flugzeuge war ebenso gering wie ihre Betriebssicherheit. Versuche der Wrights, ihr Produkt der französischen und preußischen Militärverwaltung zu verkaufen, scheiterten. Doch innerhalb weniger Jahre gelangen den neuen Apparaten spektakuläre Erfolge. 1908 legte der Franzose Farman eine Strecke von sensationellen 20,4 km zurück. Ein Jahr später überflog sein Landsmann Blériot den Ärmelkanal. In Frankreich löste das eine Welle nationaler Begeisterung aus. Das Flugzeug wurde schon als „vierte Waffe“ neben Infanterie, Kavallerie und Artillerie gefeiert. Zukunftsromane schilderten einen Krieg mit Deutschland, in dem Flugzeugführer entscheidende Heldentaten vollbrachten.

Die Einsicht, dass das Flugzeug für militärische Zwecke ein größeres Potential besaß als Luftschiffe, verbreitete sich auch in Deutschland. Dort allerdings führte der Enthusiasmus, den Zeppelin für seine Luftschiffe entfacht hatte, dazu, dass in dieses Flugsystem viel Geld investiert wurde, das für Flugzeuge fehlte. In der frühen Fliegerei gewann Frankreich so einen erheblichen Vorsprung. Gemeinsam aber war beiden Systemen, dass sie von Anfang an als Kriegsmittel konstruiert, finanziert und erprobt wurden. Der Menschheitstraum vom Fliegen verdankte seine Verwirkli-

Luftschiff LZ 4. Mit diesem Apparat befuhr Graf Zeppelin 1908 Deutschlands Himmel, bis er in Echterdingen durch ein Unglück zerstört wurde. Das Luftschiff war eines der beliebtesten Motive für Bildpostkarten. Die Bezeichnung als „Reichsluftschiff“ zeigt, dass es als nationales Symbol empfunden wurde. Sein Untergang löste eine „Volksspende“ zugunsten Zeppelins aus. Dadurch wurde dem Grafen die Fortsetzung des Luftschiffbaues möglich, der sonst wohl 1908 sein Ende gefunden hätte.



Blériotdenkmal in Cambrai. In dieser nordfranzösischen Stadt wurde der französische Flugpionier am 1. Juli 1872 geboren.



chung gewiss dem Wagemut und der Risikobereitschaft der Flugpioniere. Das Geld aber kam zum größten Teil von den Kriegsministerien.

Wettbewerbe waren ein typisches Mittel zur Anregung des Erfindergeistes. Schon 1911 wurde im französischen Algerien – von privater Seite! – ein Preis von 250.000 Francs für den ersten Flieger ausgesetzt, der einen Flug über 500 km,

beladen mit 1.000 kg, ausführen würde. Die Militärverwaltung war damals noch zurückhaltender und verlangte nur eine Reichweite von 300 km mit 300 kg Nutzlast. Der ostpreußische Rundflug, dem dieser Pokal gewidmet ist, gehört in den Zusammenhang solcher Bestrebungen, die Militärfliegerei zu fördern. Ab 1912 bemühte man sich in Deutschland, den französischen Vorsprung bei Flugzeugen und, nicht weniger wichtig, ihren Motoren einzuholen. 1913 wurde in Preußen die *Fliegertruppe* als neue Waffengattung eingerichtet. Bayern besaß im Rahmen seines Luft- und Kraftfahrbataillons eine Fliegerkompanie. Die Sollstärke der deutschen Heeresfliegerei betrug bei Kriegsausbruch 230 Maschinen.

Alle Großmächte besaßen 1914 bereits ein militärisches Fliegerwesen. Obwohl es vor dem Krieg bereits Versuche gab, Flugzeuge mit Bordwaffen auszurüsten, waren die Maschinen der ersten Kriegsphase noch unbewaffnet und dienten lediglich Aufklärungszwecken. Darin allerdings erwiesen sie sich von Anfang an als unentbehrlich. ■



Zweisitziger Doppeldecker ohne Bewaffnung („B-Typ“) des Flugzeugherstellers Otto (München). Bei Kriegsausbruch flog die bayerische Fliegertruppe diese Maschinen.



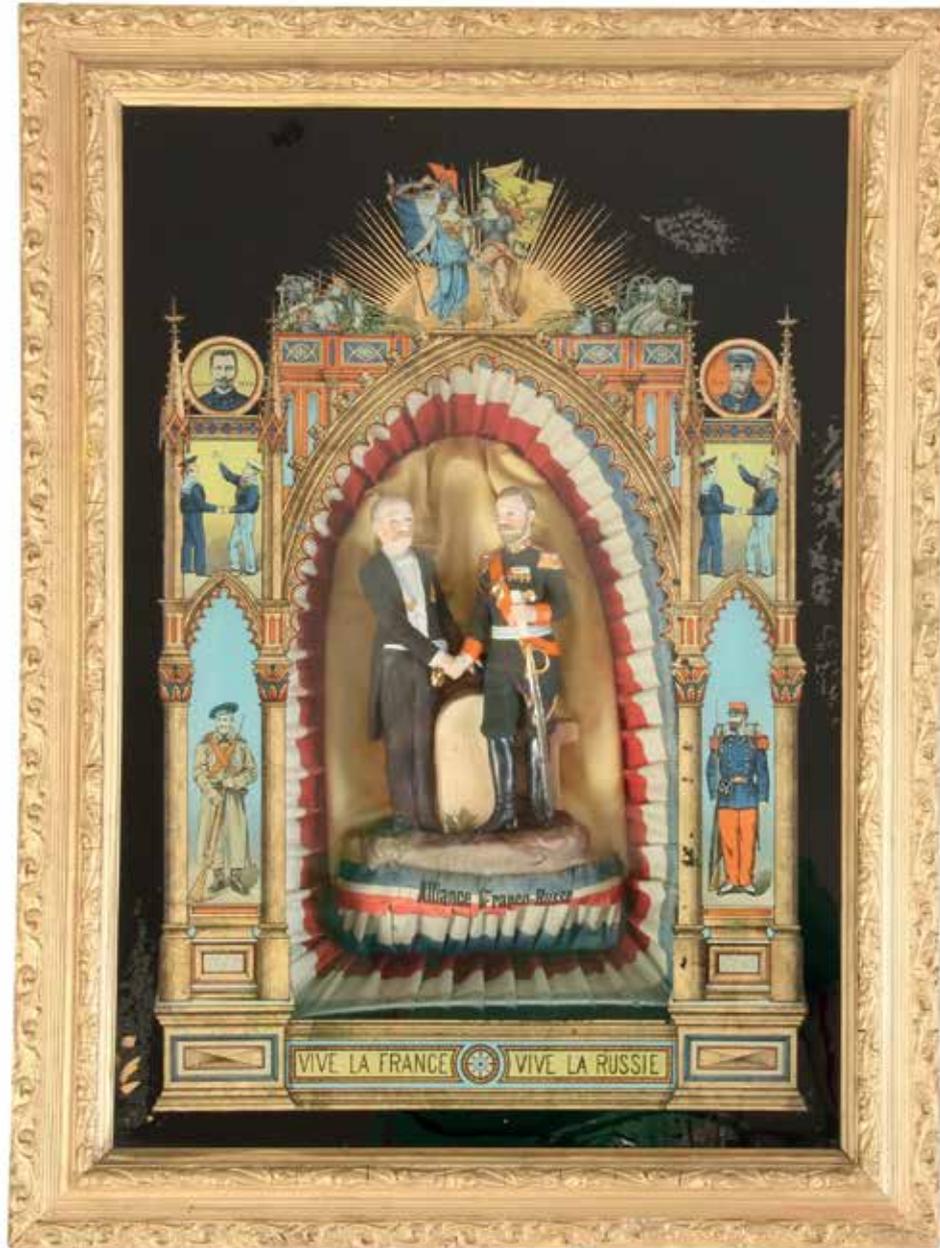
Zweisitzige Eindecker wie dieser, hergestellt von der Firma Rumpler, bezeichnete man als „Tauben“ oder „A-Typ“. 1914 gehörten solche Maschinen zur Ausstattung der jungen deutschen Fliegertruppe.

Die Militärluftfahrt bis zum Beginn des Weltkrieges 1914, herausgegeben vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Textband, Technischer Band, Anlageband, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1965 f.

Harald Potempa, Die Königlich-Bayerische Fliegertruppe 1914–1918, Frankfurt a. M./Berlin/Bern usw. 1997.

Dieter Storz, Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg, Herford/Berlin/Bonn 1992.

Bündnisse: der französisch-russische Zweibund



15 Patriotische Raumdekoration

ca. 1910

Frankreich

Porzellan, Stoff, Glas, Holz, Gipsrahmen, 62 × 46,5 × 9 cm

Inv. Nr. 148-1982

Am Beginn der engen französisch-russischen Verbindung in den Jahrzehnten vor 1914 steht ein Nichtereignis: die unterbliebene Verlängerung des 1887 für die Dauer von drei Jahren geschlossenen russisch-deutschen Rückversicherungsvertrages. Für den Fall, dass Russland oder Deutschland von einer dritten Macht angegriffen würde, sicherten sie sich gegenseitig wohlwollende Neutralität zu. Außerdem versprach Deutschland, Russland moralisch und diplomatisch darin zu unterstützen, die Kontrolle über den Bosphorus und die Dardanellen zu erlangen, ein sehr altes Ziel der russischen Politik. Es lag an Deutschland, dass dieser Vertrag 1890 nicht verlängert wurde. Dies war aber weniger Ursache als vielmehr Ausdruck einer gewissen Entfremdung, die zwischen beiden Ländern eingetreten war.

Frankreich war seit 1871 immer auf der Suche nach einem Partner gegen Deutschland. Dass sich Russland dafür zur Verfügung stellte, lag an seiner Furcht vor einer Annäherung Englands an Deutschland. Großbritannien war der eigentliche geopolitische Gegenspieler des Zarenreichs, Londons Verbindung mit dem zu Land starken Deutschen Reich daher gefährlich. Die Interessensgegensätze zwischen Deutschland und Russland waren damals nur schwach ausgeprägt und ergaben sich vor allem aus dem deutschen Bündnis mit Österreich-Ungarn, das den russischen Balkanambitionen im Weg stand.

Im Sommer 1890 kam es zu einem ersten mündlichen russisch-französi-

schungs-austausch, der eine Annäherung beider Länder anbahnte. Ein Jahr später besuchte ein französischer Flottenverband unter dem Befehl von Admiral Gervais den russischen Marinestützpunkt Kronstadt in der Ostsee. Dieser Flottenbesuch, der wie ein Verbrüderungsfest abließ, erregte in Europa ungeheures Aufsehen, schien er doch als Beglaubigung eines Bündnisses, das zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht fixiert war. Wenige Wochen nach diesem Besuch kam es zu einem ersten französisch-russischen Abkommen, in dem sich beide Seiten verpflichteten, einander in allen Fragen, die eine Bedrohung für den Frieden darstellten, zu konsultieren. 1892 folgte eine Militärkonvention, die konkrete „Maßnahmen für einen Verteidigungskrieg“ gegen den *Dreibund*, also das deutsch-österreichisch-italienische Bündnis, vorsah. Ratifiziert wurde dieser Vertrag allerdings erst im Dezember 1893. Im Oktober dieses Jahres hatte ein russisches Flottengeschwader unter Admiral Awelan den französischen Marinehafen Toulon besucht. Die Verträge zwischen Russland und Frankreich wurden bis 1914 nie veröffentlicht. Es waren die beiden Flottenbesuche, die alle Welt von der Existenz der Allianz überzeugten. 1912 ergänzte eine Marinekonvention den Militärbund von 1892.

Das Bündnis wurde in beiden Ländern rasch populär, wovon auch dieses patriotische Dekorationsstück zeugt. Offenbar entstand es erst längere Zeit nach den Ereignissen der 1890er Jahre. Die Namen der Admirale sind korrekt wiedergegeben, doch wird der französische Flotten-



„Zwei Tapfere“
reichen sich auf
dieser Propaganda-
postkarte der Zeit
um 1910 die Hand:
ein französischer
und ein russischer
Soldat.

besuch ins Jahr 1894 datiert, also drei Jahre später, als er tatsächlich stattgefunden hat. Damit wird die Reihenfolge der Visiten umgekehrt. Im Mittelpunkt des wie ein Altar gestalteten Objekts, umrahmt von patriotisch-militärischen Motiven, reichen sich Zar Nikolaus II. (1894–1917) und Félix Faure, Präsident der französischen Republik (1895–1899), einträchtig die Hand. Dazu hatten sie auch im wirklichen Leben Gelegenheit, denn Nikolaus hatte 1896 Paris besucht.

1904 legten Frankreich und Großbritannien ihre kolonialen Streitigkeiten in einem Abkommen bei, das als *Entente cordiale* bekannt wurde, also als „herzliches Einvernehmen“. Das war kein förmliches Bündnis, kam in seinen Wirkungen einem solchen aber sehr nahe, zumal ihm Absprachen der Heeres- und Marineleitungen folgten. 1907 schloss Großbritannien einen ähnlichen Vertrag mit Russland. Die französisch-russische *Entente* entwickelte sich damit zu einer *Triple Entente*, in Deutschland im Unterschied zum eigenen *Dreibund* auch als *Dreiverband* bezeichnet. Aus Sicht der deutschen Regierung bildete er ein kompaktes Allianzsystem, das als „Einkreisung“ empfunden wurde. Die deutsche Politik im Juli 1914 wollte diese Allianz aufbrechen und nahm dabei auch das Risiko eines Krieges in Kauf. ■

George F. Kennan, Die schicksalhafte Allianz. Frankreich und Rußland am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Köln 1990.

Konrad Canis, Der Weg in den Abgrund. Deutsche Außenpolitik 1902–1914, Paderborn/München/Wien/Zürich 2011.

Christopher Clark, Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013.

Sarajewo, 28. Juni 1914



Extra-Blatt
Sonntag, 28. Juni 1914

Prager Tagblatt
A. und T. privilegierte Zeitung für das Königreich Böhmen

Der Thronfolger und seine Gemahlin ermordet.

Einem verabscheuungswürdigen Attentat sind in Sarajewo der Erzherzog Franz Ferdinand und die Herzogin von Hohenberg zum Opfer gefallen. Sie wurden von einem serbischen Gymnasiasten im Automobil erschossen.

Das Attentat von Sarajewo.

Eigener Drahtbericht.

Sarajewo, 28. Juni.

Als der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin, die Herzogin von Hohenberg, sich heute vormittag zum Empfange in das hiesige Rathaus begaben, wurde gegen das erzherzogliche Automobil eine Bombe geschleudert, die jedoch erst explodierte, als das Automobil des Thronfolgers die Stelle bereits passiert hatte. In dem darauffolgenden Bogen wurden der Major Graf Boos-Waldick von der Militärkanzlei des Thronfolgers und Oberleutnant Merizzi, der Personaladjutant des Landeshauptmanns von Bosnien, erheblich verwundet. Sechs Personen aus dem Publikum wurden schwer verletzt. Die Bombe war von einem Typographen namens Gavrilo Princip geschleudert worden. Der Täter wurde sofort verhaftet. Nach dem letzten Empfang im Rathaus setzte das Thronfolgerpaar die Rundfahrt durch die Straßen der Stadt fort. Umweil des Regierungsgebäudes schoß ein Gammelschütz der achten Klasse (Primaner) namens Prinzip aus Grabowa aus einem Browning mehrere Schüsse gegen das Thronfolgerpaar ab. Der Erzherzog wurde im Gesicht, die Herzogin im Unterleib getroffen. Beide verschieden, kurz nachdem sie in den Regierungskanal gebracht worden waren, an den ersten Wunden. Auch der zweite Attentäter wurde verhaftet, die erkrankte Menge hat die beiden Verbrecher nahezu gequält.

Die Unglücksfahrt.

Eigener Drahtbericht.

Sarajewo, 28. Juni.

Als das Automobil des Thronfolgers, in dem auch seine Gemahlin saß, um 11 Uhr am Hauptplatz entlang fuhr, wurde auf den Wagen eine Bombe geworfen, die beim Aufschlagen explodierte. Die Bombe zerfiel über das Automobil des erzherzoglichen Automobilisten und schlug an das hinter diesem fahrende Automobil an. Die explodierte auf der Straße. In dem Automobil saß der Oberleutnant Merizzi. Die Bombe war mit Nitroglyzerin und Bleisäure gefüllt, und der Christenname wurde bei der Explosion sichtbar. Die Sprengstoffe in der Bombe verletzten auch in der auf der Straße angehaltenen Menge zahlreiche lebensgefährliche und leichte Verletzungen. Das Automobil des Erzherzog-Thronfolgers hielt eine Sekunde und fuhr dann in rasendem Tempo nach dem Rathaus weiter, wo die Verlegung des Thronfolgers stattfinden sollte.

Als der Erzherzog-Thronfolger und seine Gemahlin in den Hof des Rathauses kamen, wurde der Pöbel mit einem Schreie von Freude begrüßt. Der Erzherzog-Thronfolger fiel ihm sofort ins Wort und sprach mit dem Pöbel folgende Worte: „Man kommt in Sarajewo in diese Stadt und wird mit Genuß zu empfangen sein. Es dort Wagnisse haben, ist für uns ein Leben.“

Der Wagenfahrer hielt dann die Handbremse. Als die Frau wieder aus dem Thronfolgerpaar zu sehen, um den verletzten Oberleutnant zu besuchen. Das Erzherzogpaar besah das Automobil und fuhr nach dem Hof. Ein Mann stieg aus dem Wagen und fuhr auf das Automobil zu und schrie aus nächster Nähe auf einer Protestnote zwei Schüsse ab. Die erste Kugel durchbohrte die Brust des Wagens und die Füllung und traf die Herzogin v. Hohenberg in die rechte Seite. Die zweite Kugel traf den Erzherzog-Thronfolger am Hals, unmittelbar an der Kehlkopfgegend. Die Sprengstoffe des Attentats sind in den Hof. Der Thronfolger war nach einem Moment bei Verlegung und fuhr die Verlegung in rasendem Tempo.

Das Automobil fuhr mit den beiden Verletzten in rasendem Tempo nach dem Hof. Die beiden Verletzten wurden in zwei schmerzhaften Stunden gebracht und der Oberleutnant Merizzi verhaftet, der jedoch zum Hof schon eingekerkert. Der zweite Attentäter wurde. Sofort nachdem die beiden Verletzten in den Hof gebracht worden waren, wurde ein Anschlag gemacht, der den beiden die letzten Lebensjahre kostete.

16 Extra-Ausgabe des Prager Tagblatts

1914

Papier

42,5 × 29,5 cm

Inv. Nr. 27-1992

Am 28. Juni 1914 fiel der österreichisch-ungarische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, in Sarajewo der Kugel eines Attentäters zum Opfer. Ein weiteres Geschoss tötete seine Frau, die Herzogin Sophie.

Franz Ferdinand hatte das Kronland Bosnien-Herzegowina in seiner Eigenschaft als General-Truppeninspektor der Armee besucht, um die Sommermanöver der dort stationierten Truppen zu besichtigen. Ein Besuch in Sarajewo sollte die Reise beschließen. Dort erwarteten ihn auf seinem Weg vom Bahnhof zum Rathaus neben den üblichen Schaulustigen sechs junge Männer, die es auf sein Leben abgesehen hatten: fünf bosnische Serben und ein Moslem aus der Herzegowina. Ein erster Attentatsversuch mit einer serbischen Armeehandgranate misslang. Das Wurfgeschoss detonierte hinter dem Wagen des Erzherzogs und verletzte mehrere Menschen, aber nicht die hohen Gäste. Im weiteren Verlauf des Besuchs kam es zu einer Veränderung des Programms. Das Fahrzeug vor dem Automobil des Erzherzogs nahm aber versehentlich die ursprünglich vorgesehene Route und bog dazu in eine Seitenstraße ab, wo der Irrtum bemerkt wurde. Der Wagen musste anhalten und zurücksetzen. Dadurch kam er unmittelbar vor einem besonders entschlossenen Mitglied des Terrorkommandos zu stehen: Gavrilo Princip, in der Hand eine 9-mm-Pistole. Princip schoss zweimal, und jeder der beiden Kugeln war tödlich.

Die organisatorische und personelle Struktur für solche Anschläge bestand

schon seit einer Reihe von Jahren. Princip war Mitglied der Organisation *Mlada Bosna* (Junges Bosnien), eines nationalrevolutionären Netzwerks von Schülern und Studenten. Der Bund erstrebte die Vereinigung von Bosnien-Herzegowina mit dem Königreich Serbien. Diese Ziele verfolgte auch die Terrororganisation *Vereinigung oder Tod*, auch bekannt als *Schwarze Hand*, ein 1911 in Belgrad gegründeter serbischer Geheimbund. Ihm gehörten viele Offiziere der serbischen Armee an. Als ihr Kopf galt Oberst Dragutin Dimitrijević, der Chef des serbischen Armeegeheimdienstes und einer der zentralen Gestalten im Hintergrund der serbischen Politik. Aus serbischen Armeebeständen stammten auch die Waffen der Attentäter. In Belgrad waren sie durch einen serbischen Offizier, ein führendes Mitglied der *Schwarzen Hand*, in die Hände der Attentäter gelangt, und serbische Grenzbeamte hatten ihnen geholfen, über die grüne Grenze nach Bosnien zurückzukehren.

Die undurchschaubare wechselseitige Durchdringung staatlicher, vor allem militärischer Stellen und ultranationalistischer Geheimbünde war ein zentraler Bestandteil der politischen Kultur Serbiens. Eine andere Frage ist es, ob die serbische Regierung von den Attentatsplänen Kenntnis hatte oder sie gar selbst betrieb. Das erste ist wahrscheinlich, das zweite nicht. Serbien war zwar als strahlender Sieger aus den beiden Balkankriegen (1912/13, 1913) hervorgegangen und hatte sein Territorium annähernd verdoppelt. Doch war das Land durch

Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die Herzogin von Sophie von Hohenberg.



diese Anstrengungen erschöpft, musste seine Neuerwerbungen erst einmal in den Staat eingliedern und konnte vorläufig kein Interesse an einem unmittelbar folgenden weiteren Krieg haben. Dass die Ermordung des österreichischen Thronfolgers als existenzbedrohender Angriff auf sein Reich aufgefasst werden und die Gefahr eines Krieges heraufbeschwören würde, lag auf der Hand.

Die politische Brisanz des Verbrechens bestand darin, dass es geeignet war, den österreichisch-serbischen Konflikt eskalieren zu lassen. Serbien besaß einen starken machtpolitischen Ehrgeiz, der sich nicht zuletzt gegen die Donaumonarchie richtete. Mit der militärischen Besetzung der osmanischen Provinzen Bosnien und Herzegowina durch Österreich im Jahr 1878 hatte sich Serbien nie abgefunden, erst recht nicht mit der 1908 erfolgten förmlichen Annexion: 43 Prozent der Bevölkerung dieser Provinzen waren Serben. Sie blickten sehnsüchtig nach Belgrad, und in zunehmendem Maß taten das auch Slowenen und Kroaten,

die im Reich der Habsburger lebten. Aus der Sicht des serbischen Nationalismus waren Kroaten und muslimische Bosnier ohnehin nur Varianten des Serbentums ohne Anspruch auf eigene Identität. Für Österreich war das Werben Serbiens um die Sympathien der Südslawen inakzeptabel, denn es legte die Axt an die Wurzel des Vielvölkerstaats.

Schon 1908/09 und 1912/13 waren Wien und Belgrad hart aneinander geraten. Der Ausbruch eines Krieges mit seinen unabsehbaren Folgen konnte damals noch vermieden werden. Die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers erlebten die führenden Personen Österreichs als existentielle Herausforderung ihres Staatswesens. Für Langmut war kein Platz mehr. Nicht nur notorische Kriegstreiber wie der Generalstabschef Conrad von Hötzendorf (1852–1925) wollten das serbische Problem mit Gewalt lösen. Bei einem Krieg zwischen Österreich und Serbien konnte der Ausgang nicht fraglich sein. Jedenfalls dann, wenn es gelang, den

Konflikt zu lokalisieren. Weil aber hinter Serbien Russland stand, das seinerseits mit Frankreich und England verbündet war, und hinter Österreich-Ungarn das Deutsche Reich, barg ein Feldzug gegen Serbien das Risiko eines gesamteuropäischen Krieges in sich.

Nedeljko Čabrinović, der die Handgranate geworfen hatte, sagte nach seiner Festnahme aus, er habe Franz Ferdinand töten wollen, weil er geglaubt habe, dieser bereite einen Krieg gegen Serbien und Russland vor. Ein größeres Missverständnis war nicht möglich: Der Erzherzog hatte die Gefahr eines gesamteuropäischen Krieges klar vorausgesehen und immer wieder vor einem gewaltsamen Vorgehen gegen Serbien gewarnt. Dieses Kriegshindernis haben die Attentäter erfolgreich beseitigt.

Čabrinović und Princip hatten zum Zeitpunkt der Tat das zwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet. Daher konnten sie nach österreichischem Recht nicht zum Tod verurteilt werden. Die Höchststrafe in ihrem Fall lautete auf 20 Jahre Kerker. Beide verstarben noch während des Krieges in der Haft an Tuberkulose. In Serbien genießt Princip bis heute Verehrung als nationaler Märtyrer.

Die diplomatischen Aktivitäten, die schließlich in den Großen Krieg mündeten, sind als Julikrise in die Geschichte eingegangen. Die Ermordung Franz Ferdinands löste die Eskalation zum Krieg aus. Seine Ursache war sie nicht. ■

Lavender Cassels, Der Erzherzog und sein Mörder. Sarajewo, 28. Juni 1914, Wien/Köln/Graz 1988.

Sönke Neitzel, Kriegsausbruch. Deutschlands Weg in die Katastrophe 1900–1914, München/Zürich 2002.

Gerhard Hirschfeld, Sarajewo 1914: Das bilderlose Attentat und die Bilderfindungen der Massenpresse, in: Gerhard Paul (Hg.), Das Jahrhundert der Bilder. Bildatlas 1900–1945, Göttingen 2009, S. 148–155.



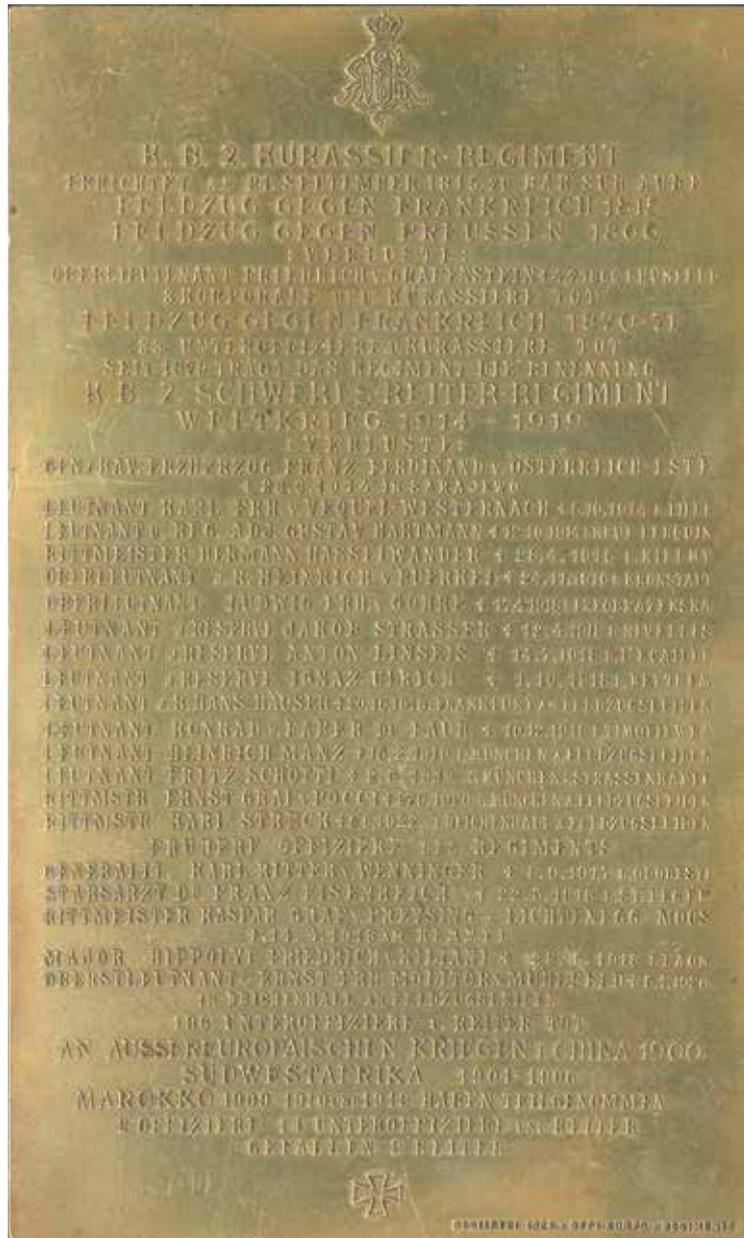
Diese beiden Bilder gehören zu den bekanntesten Aufnahmen des 20. Jahrhunderts. Sie sollen die Festnahme von Nedeljko Čabrinović und Gavrilo Princip zeigen, doch ist die Identität der Arretierten nicht wirklich gesichert.



Abb. 8. Die Mordwaffen beim Attentat in Sarajewo. 1. Browning des Princip. 2. Browning des Vaso Čabrinović. 3. Browning des Cvjetko Popović. 4. Browning des Trifun Gubel. a–b) Sprengstoffe der Bombe des N. Čabrinović. c) Projektil, welches den Tod der Herzogin von Hohenberg herbeiführte.

Im Oktober 1914 wurde den Attentätern in Sarajewo der Prozess gemacht. Dabei wurden auch die beschlagnahmten Tatwaffen präsentiert.

Franz Ferdinand von Österreich-Este als „Inhaber“ eines bayerischen Kavallerieregiments



17 Erinnerungstafel des bayerischen 2. schweren Reiterregiments „Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este“

1924

Marmor, Messing

16 x 10 x 2,5 cm

Inv. Nr. 459-1994

Das bayerische 2. schwere Reiterregiment wurde 1919 aufgelöst. 1924 stifteten seine überlebenden Offiziere diese Erinnerungstafel, auf der die Gefallenen des Regiments seit seiner Errichtung als Kürassierregiment im Jahr 1815 verzeichnet waren. Während Mannschaften und Unteroffiziere nur summarisch, als Ziffern Platz fanden, wurden die Offiziere namentlich erwähnt. Als ersten Gefallenen des Regiments im Weltkrieg führt die Liste den am 28. Juni 1914, also noch vor dem eigentlichen Kriegsbeginn, in Sarajewo ermordeten österreichisch-ungarischen Thronfolger auf. Franz Ferdinand war seit 1899 *Inhaber* des Regiments. Das war ein in Monarchien verbreiteter Ehrentitel, mit dem keine dienstlichen Befugnisse verbunden waren. Die Bezeichnung stammte aus den Zeiten der Söldnerheere, als die Regimenter von Militärunternehmern aufgestellt wurden und ihren „Inhabern“, die ihre Truppe einem Kriegsherrn vermieteten, tatsächlich gehörten. Im 19. Jahrhundert stiftete der Titel ein gesellschaftliches Band und diente der Repräsentation. Solche Ehrenränge wurden fürstlichen Personen, auch Frauen, oder hohen Offizieren verliehen. Ihre Namen waren in Bayern Bestandteil der offiziellen Bezeichnung des Truppenteils. Mitunter blieben sie das auch nach dem Tod des Inhabers.

In Preußen sowie in Sachsen und Württemberg hießen die Inhaber *Chefs*. Dort waren sie nicht unbedingt namengebend. So war Franz Ferdinand seit 1895 auch Chef des preussischen Ulanenregiments Nr. 10, das seit 1889 den Namen des 1885 verstorbenen Prinzen August von Württem-

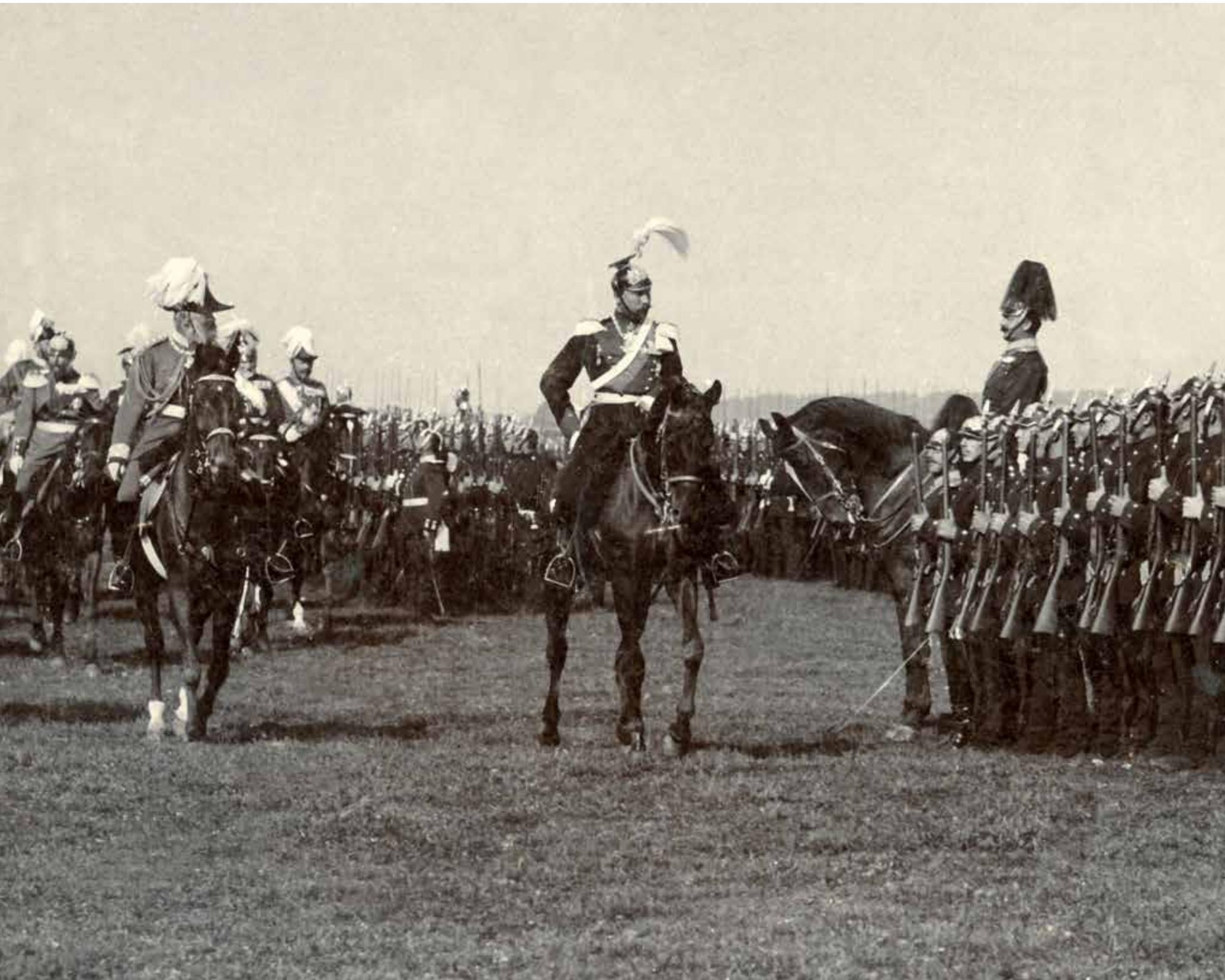


berg führte, der in den Kriegen von 1866 und 1870/71 das Gardekorps kommandiert hatte. Das Regiment behielt diesen Namen auch nach der Ernennung Franz Ferdinands zu seinem Chef.

Es war nicht ungewöhnlich, daß solche Inhaber- bzw. Chefstellen Ausländern verliehen wurden. Dies symbolisierte den Gedanken der übernationalen monarchischen Solidarität. Von den 51 bayerischen Regimentern hatten im Jahr 1914 sieben ausländische Inhaber, darunter drei Habsburger. Ein vierter Habsburger war bereits 1908 verstorben, gab dem 16. Infanterieregiment in Landshut aber weiter seinen Namen: „Großherzog Ferdinand von Toskana“.

Franz Ferdinand unterhält sich in preussischer Ulanenuniform mit Wilhelm II. Er trug diese Uniform als Chef des preussischen Ulanenregiments „Prinz August von Württemberg“ (Posensches) Nr. 10.

Alma Hannig, Franz Ferdinand. Die Biografie, Wien 2013.



Postkarte des
2. schweren Reiter-
regiments „Erzherzog
Franz Ferdinand von
Österreich Este“.

Als Wilhelm II. im Jahr 1891 Bayern besuchte, trat er in der Uniform „seines“ Regiments auf, des Bamberger 1. Ulanenregiments „König von Preußen“ – nicht Kaiser von Deutschland! Anlässlich einer Parade der Münchner Garnison reitet er hier die Front der Sanitätskompanie des 1. Trainbataillons ab. Links von ihm reitet der bayerische Prinzregent Luitpold in bayerischer Generalsuniform mit dem federgeschmückten bayerischen Generalshut, den preußische Beobachter als Symbol bayerischen Eigenwillens missbilligten.



oben: „Kriegs-Beorderung“ eines Unteroffiziers für den Mobilmachungsfall.

sogenannten Kriegstransporte. Bis zum 16. August befand sich das Feldheer in den vorgesehenen Aufmarschräumen. In diesem Zeitraum wurden allein im bayerischen Eisenbahnnetz 5.550 Truppenzüge mit 285.000 Wagen und ebenso viele zurückgehende Leerzüge abgefertigt. Die Mobilmachung des Jahres 1914 war die größte einheitliche Eisenbahntransportbewegung der Geschichte.

Zu den Mobilmachungsvorbereitungen gehörte auch das Bereitlegen von öffentlichen Aushängen zur Unterrichtung der Bevölkerung. Die Anordnung der Mobilmachung erfolgte in Bayern durch den bayerischen König. Dieser war seit 1886 durch einen Prinzregenten vertreten worden, da Otto, der eigentliche König, aufgrund einer Geisteskrankheit regierungsunfähig war. Auf den Plakaten war also sein Stellvertreter angegeben, „Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser“. Luitpold starb am 12. Dezember 1912. Danach wurden die Mobilmachungsanschlüsse aber nicht neu gedruckt, sondern aus Kostengründen wurde nur der Name Luitpold mit dem seines Sohnes Ludwig überklebt. Ludwig machte der Regentschaft schließlich ein Ende und nahm im November 1913 selbst die Königswürde an. Nun wurde eine größere Überklebung nötig, die auch den ursprünglichen Titel überdeckte und Ludwig fortan als König auswies. Die letzte, für ganz Deutschland geltende Veränderung war der Aufdruck der Mobilmachungstage, der natürlich erst nach Ausspruch der Mobilmachung erfolgen konnte.

Die Mobilmachung war ein militärtechnischer Vorgang, der 1914 eine wesentliche Rolle bei der Eskalation der Julikrise, die eine diplomatische Krise war, zum heißen Krieg spielte. Welche Bedeutung eine reibungslose Mobilmachung für den Kriegsverlauf haben



konnte, hatte der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 gezeigt. Die deutschen Staaten hatten sie nach preußischem Muster sorgfältig vorbereitet und damit einen wichtigen Vorsprung vor Frankreich erlangt, das in herkömmlicher Art viel der Improvisation überlassen hatte. Dadurch, dass fortan alle Staaten ihre Mobilmachungen bis ins Einzelne planten und alles taten, um sie zu beschleunigen, entstand ein enormer Zeitdruck: Ein Vorsprung von wenigen Tagen konnte bei unmittelbar anschließender Feldzugsöffnung wichtige Vorteile verschaffen, ein Zögern dagegen fatale Folgen haben. Einmal angelaufen, ließen sich Mobilmachungen weder begrenzen noch stoppen, denn in diesem Fall wären der Eisenbahnbetrieb und der Militärapparat im Chaos versunken. Der Entschluss zur Mobilmachung eines Landes erzwang die sofortige Mobilmachung der Gegenseite



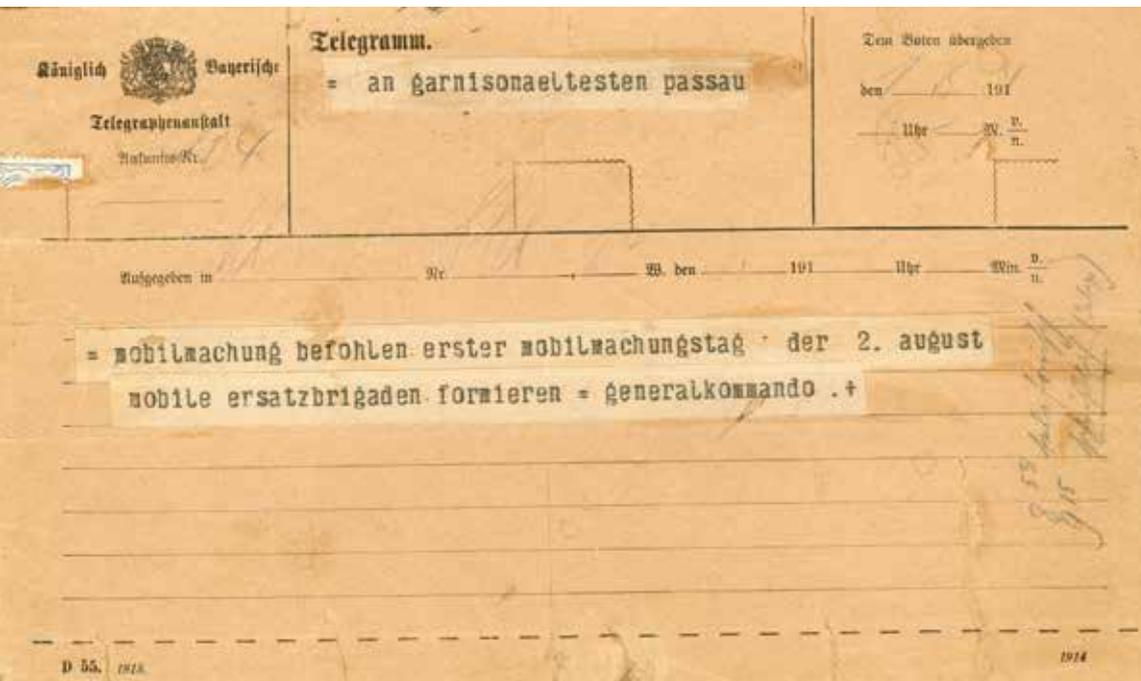
links: König Ludwig III. (1845–1921) in der Uniform eines bayerischen Generalfeldmarschalls.

rechts: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“. Mit diesem Ausspruch gelang Wilhelm II. bei Kriegsausbruch eine populäre Formulierung der Stimmung im Land.

und nahm der Politik ihre Spielräume. Die militärische Logik verlangte nach vollendetem Aufmarsch den unverzüglichen Beginn der Operationen. ■

Tobias Hirschmüller, Krieg in der Region. Kriegsausbruch und Anfangszeit des Ersten Weltkrieges in der Stadt Neuburg an der Donau, in: Markus Raasch, Ramona Sehr (Hg.), Kriege. Neue historische Perspektiven, Göttingen 2013, S. 25–64.

Hermann Rumschöttel, 1. August 1914. Der Mobilmachungsbehl für das bayerische Heer, in: Alois Schmid, Katharina Weigand (Hg.), Bayern nach Jahr und Tag. 24 Tage aus der bayerischen Geschichte, München 2007, S. 368–384.



Mit diesem Telegramm wurde die Garnison Passau von der Mobilmachung verständigt. Dem Telegramm ging eine telefonische Unterrichtung voraus. Am 1. August 1914 verarbeitete das Telegrafenamts München 47.000 (!) Telegramme

rechts oben: Am 10. August 1914, einem Montag, verabschiedete König Ludwig III. auf dem Königsplatz in München die bayerischen Landwehr-Infanterieregimenter Nr. 1 und 2 in den Krieg.



rechts unten: Die 2. Batterie des 10. bayerischen Feldartillerieregiments in Erlangen auf dem Weg zum Bahnhof. Vorn reitet Leutnant der Reserve Alfred Wallerstein. Er fiel am 17. Dezember 1914 durch ein Artilleriegeschoss.



Der Infanterist und seine Ausrüstung



19 Uniformfigurine eines bayerischen Infanteristen

1914

Diese Uniformfigur stellt einen deutschen Infanteristen bei Ausbruch des Krieges dar. Er trägt die Uniform des bayerischen 1. Infanterieregiments „König“ mit Friedensstandort München. Von den ca. 2,4 Millionen Offizieren und Soldaten des mobilgemachten deutschen Feldheeres waren mehr als 1 Million Infanteristen. Sie waren die mit Abstand zahlreichste und auch die den größten Strapazen und Gefahren ausgesetzte Waffengattung.

Bei der Mobilmachung (siehe Nr. 18) erhielten alle Soldaten neue oder neuwertige Uniform- und Ausrüstungsstücke, um eine möglichst lange Haltbarkeit sicherzustellen. Am ledernen Leibriemen, dem Koppel, hingen ein kleiner Spaten (siehe Objekt 21) und das Seitengewehr (links) sowie Brotbeutel mit Feldflasche (rechts). Der Brotbeutel, eine Tasche aus Segeltuch, enthielt kleinere Ausrüstungsstücke und persönliche Gegenstände, außerdem natürlich das Brot. Die vorne aufgeschobenen Patronentaschen aus Leder fassten zusammen 120 Patronen, zu denen weitere 30 im Tornister (siehe Objekt 22) kamen, der das Rückengepäck bildete. In den Uniformrock waren hinten und seitlich Traghaken eingearbeitet, in die das Koppel eingelegt wurde. Die Patronentaschen hatten Ösen, mit denen sie an den Riemen des Tornisters eingehängt wurden.

Die deutsche Infanterie war mit dem Gewehr 98 bewaffnet (siehe Objekt 9).

Zur Fortschaffung dessen, was der Soldat zum Leben und Überleben im Feld benötigte, war er auf seine persönliche



Die Knöpfe und Traghaken der bayerischen Uniformen waren mit dem heraldischen bayerischen Löwen verziert.

Tragkraft angewiesen. Fahrzeuge zum Transport von Ausrüstungs- und Bekleidungsstücken der Mannschaft, die im Kampf nicht unmittelbar benötigt wurden, waren nicht vorgesehen. Sie hätten die Länge der Marschkörper – bei einem Infanterieregiment, das 3.300 Mann zählte, annähernd 1.800 Meter – noch weiter verlängert und damit die Beweglichkeit der größeren Heereskörper beeinträch-



oben: Soldaten des Infanterie-Leibregiments in München, bereits feldmarschmäßig ausgerüstet, trinken im August 1914 vor dem Weg zum Bahnhof eine letzte Maß Bier. Als Angehörige eines Eliteregiments strahlen sie Zuversicht aus.

rechte Seite: Dieser Infantrist des 2. bayerischen Reserve-Infanterieregiments bewacht bei der Mobilmachung die Feldküchen seiner Einheit. Er wurde soeben erst eingezogen und feldgrau eingekleidet. Wie sein Blick zeigt, hat er an dieser Veränderung seiner Lebenssituation keine Freude.

tigt. Obwohl die Heeresverwaltungen überall bestrebt waren, die Ausrüstung so leicht wie möglich zu gestalten, war die Gesamtlast erheblich. Bei einem mittelgroßen Mann betrug sie:

Bekleidung	5,4 kg
Waffen und Munition	7,5 kg
Ausrüstung und gepackter Tornister	13,8 kg
Insgesamt also	26,7 kg

Die Belastung des Infanteristen war in allen Heeren so ziemlich die gleiche. Ein gesunder junger Mann war in der Lage, eine solche Last über längere Zeit hinweg auf ausgedehnten Märschen mit durchschnittlichen Tagesleistungen von etwa 25 Kilometern zu tragen. ■



Marschieren



20 Stiefel

um 1910

Schuhfabrik Manz, Bamberg („Mercedes-Schuhe“)

Leder, Eisen, Gurtband, 37 x 12 x 29,5 cm

Inv. Nr. 858-1989

Guter Sitz und Dauerhaftigkeit des Schuhwerks waren für das Militär von großer Bedeutung, denn die Marschfähigkeit der Truppen bildete die Grundlage aller taktischen, ja selbst der operativen Bewegungen, nachdem die Eisenbahntransporte ihre Ausladestellen erreicht hatten. Die preußische bzw. norddeutsche Infanterie trug erstmals im Krieg von 1866 Stiefel mit hohen und weiten Schäften, wie sie für deutsche Soldaten bis 1945 typisch sein sollten. Ihrer geschlossenen Form wegen erhielten sie den Spitznamen „Knobelbecher“.

Die genaue Machart der Stiefel war im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 noch nicht festgelegt. Das geschah erst wenige Jahre später aufgrund eines Vergleichs der bei den Truppen gebräuchlichen Muster (1879) und durch einen Wettbewerb, den die preußische Heeresverwaltung ausgeschrieben hatte (1884). Das war ein gebräuchliches Verfahren zur Entwicklung oder Verbesserung militärischer Ausrüstungsgegenstände. Damals erfolgte auch der Übergang von dem in Preußen bis dahin üblichen „symmetrischen“ Schuhwerk, bei dem linker und rechter Schuh „über einen Leisten geschlagen“ waren, zu „paarigen“ Schuhen, bei denen linker und rechter je eine eigene Form besaßen. Die Grundlagen für diesen Wandel hatte der Schweizer Anatomieprofessor Hermann von Meyer geschaffen. Meyer hatte erkannt, dass der Bau des menschlichen Fußes, individueller Unterschiede ungeachtet, einem bestimmten Bauplan folgte. Nachdem dieser einmal

erkannt war, konnte man Leisten produzieren, die auch bei Konfektionsschuhen ein hohes Maß von Passgenauigkeit sicherstellten. Um jeden Soldaten mit einem optimal passenden Schuh ausstatten zu können, wurden diese in 19 verschiedenen Längen zu jeweils sieben Weiten hergestellt, also auf insgesamt 133 verschiedenen Leisten. Das waren mehr als in jeder anderen Armee! Grund dafür dürfte der Schaftstiefel gewesen sein, der keine Regulierung der Spannhöhe durch eine Schnürung zuließ. Bei jedem Soldaten wurde bei seiner Entlassung aus dem aktiven Dienst die exakte



Die eigentliche Laufsohle von Militärschuhwerk bestand aus Eisennägeln und hufeisenförmigen Verstärkungen der Absatzkanten. „28/5“ ist die exakte Schuhgröße, die sich aus Längen- und Weitenmaß zusammensetzt.



oben: Diese Infanteristen zeigen bei einer Feldübung die genagelten Sohlen ihrer Stiefel, ca. 1910.

rechts: Militärpass eines bayerischen Soldaten mit eingetragener Länge und Weite des Stiefels.

<p>4</p> <p>11. Besondere militärische Ausbildung:</p> <p>Schleßklasse: <u>I</u></p> <p>Schleßanzzeichnung: <u>f</u></p> <p>12. Bemerkungen: Ist über Anmeldung von Versorgungs-Ansprüchen belehrt und erhebt derselbe</p> <p>Stichtag: <u>11</u> im <u>Monat</u> <u>5</u></p> <p>Hat das Befähigungsgesetz zum <u>f</u></p> <p>Ausgestellt: <u>Parsau, 14. 9. 1906</u></p>	<p>5</p> <p>An Befähigungsküden hat derselbe bei seinem Abgang erhalten:</p> <p>Waffenrock u. Hose, Unterhose, Mütze, Schleßschuhe, Hemde, Paar Stiefel (Schuhe).</p> <p>Derselbe hat auf dem Markte nach seinem künftigen Aufenthaltsort</p> <p>die Offenhohn <u>Parsau</u> von <u>Freymung</u> bis von bis von bis</p>
---	--

Schuhgröße ermittelt und in die Militärpapiere eingetragen, um die Ausgabe von passendem Schuhwerk bei der Mobilmachung (siehe Nr. 18) sicherzustellen.

Profilsohlen aus Gummi, wie sie heute üblich sind, kannte man im Ersten Weltkrieg noch nicht. Damals wurden die Laufsohlen mit verzinkten Eisennägeln beschlagen – je nach Größe 35 bis 45 Stück –, deren gewölbte Köpfe vorstanden. In die Absatzkante wurde ein hufeisenförmiges Eisen eingelassen.

Zur neu eingeführten feldgrauen Bekleidung wurden das Lederwerk und auch die Stiefel naturfarbig ausgegeben. 1915 wurde angeordnet, sie wieder zu schwärzen, wie es in der Zeit der bunten Uniformen schon üblich gewesen war. Das erleichterte die Pflege.

Als Reserveschuhwerk führte die Infanterie im Tornister (siehe Nr. 22) ein Paar Schnürstiefel mit. Sie traten während des Krieges zunehmend an die Stelle der Hochschäfter, denn sie benötigten zu ihrer Anfertigung weniger Leder und saßen fester am Fuß. Schaftstiefel, das hatte die Erfahrung gezeigt, blieben immer wieder im Morast stecken.

Berittene trugen besondere Stiefel, die sich bei den verschiedenen Branchen der Kavallerie – Kürassiere, Dragoner, Husaren, Chevaulegers usw. – zudem aus historischen Gründen unterschieden. 1915 wurde für Berittene ein einheitliches Stiefelmuster eingeführt. ■

Jürgen Kraus, Die feldgraue Uniformierung des deutschen Reichsheeres, 2 Bände, 2. Auflage, Wien 2009.

Nike U. Breyer, Schritt für Schritt. Die Geburt des modernen Schuhs, Ingolstadt 2012 = Kataloge des Medizinhistorischen Museums Ingolstadt, Heft 37.



oben: Militärschuster in einer Feldwerkstatt bei der Arbeit. Das Schuhwerk war der vielleicht wichtigste Bestandteil der Bekleidung und bedurfte immer wieder der Reparatur.

unten: Infanteristen eines Ersatzbataillons beim Stiefelputz, einer der typischen Verrichtungen des Soldatenalltags, ca. 1917. Stiefelputz wurde immer wieder kontrolliert und bildete, über seinen praktischen Zweck hinaus, ein Mittel der Disziplinierung.

Schanzen



Der Spaten wurde in einem Lederfutteral getragen, das mit zwei Schlaufen am Koppel befestigt war.

Herstellerbezeichnung auf dem Lederfutteral. Fast alle militärischen Ausrüstungsstücke trugen eine solche Kennzeichnung.



21 Spaten

um 1910

Hermann Dahlmann (Spaten), G. Kohlmund, Friesenried (Tasche)

Holz, Stahl, Leder, 55 x 15 cm

Inv. Nr. N 1981

Über Jahrhunderte hinweg standen Soldaten aufrecht auf dem Schlachtfeld. In der Zeit der von vorne zu ladenden Gewehre ging es gar nicht anders, denn diese Waffen konnten nur stehend geladen werden. Das änderte sich mit dem Hinterlader. Die neuen Waffen ermöglichten indes nicht nur das Laden und Schießen im Knien oder gar Liegen, sondern schossen auch schneller und genauer. Zugleich erzeugten die Sprenggranaten und Schrapnells der Artillerie mit ihrem Splitter- und Kugelhagel sowie der Druck- und Hitzeentwicklung ihrer Explosivladungen eine bis dahin unbekannte Vernichtungsgewalt. Eine Truppe, die nicht jede nur mögliche Deckung nutzte, war verloren. Wenn das Gelände keine natürliche Deckung bot, musste sie künstlich hergestellt werden. Das Aufwerfen von Deckungen, das *Schanzen*, war seit Jahrhunderten üblich, bedurfte aber langwieriger Vorbereitungen und verlangte daher Zeit. Feldbefestigungen beschränkten sich auf einzelne, sorgfältig ausgewählte Geländeabschnitte. Das dafür nötige Werkzeug, das *Schanzzeug*, wurde in besonderen Fahrzeugen transportiert und bei Bedarf ausgegeben.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts zeigte sich indes, dass auch in gewöhnlichen Feldkämpfen, bei denen beide Seiten überraschend aufeinandertrafen, das Schaffen einer künstlichen Deckung notwendig werden konnte. Eine stark beschossene Truppe, die durch das feindliche Feuer an Ort und Stelle festgenagelt war, musste sich „eingraben“,

wollte sie nicht untergehen. Das konnte sie nur, wenn sie die dazu erforderliche Ausrüstung von vornherein mit sich führte. In Deutschland wurde 1874 ein Spaten mit kurzem Stiel eingeführt, der auf den Tornister (siehe Nr. 22) geschnallt wurde. 1887 wurde die Trageweise am Koppel festgelegt. Außer dem Spaten gab es noch Beilpicken und Beile. Bei Kriegsausbruch war jeder Infanterist mit einem Schanzzeug ausgerüstet, meist einem Spaten. Je zwei Soldaten sollten zusammenwirken und abwechselnd graben und Feuerschutz geben. Für größere Arbeiten führten die Truppen in besonderen Fahrzeugen das *nicht tragbare* Schanzzeug mit: Ein Infanterieregiment verfügte über 260 große Spaten und 80 Hacken. Damit kam ein solches Werkzeug auf neun Soldaten.

Im Frieden war das Hacken und Schaufeln unbeliebt und wurde, auch aus Rücksicht auf Flurschäden, wenig geübt. Verbreitet war die Befürchtung, der Spaten lähme den Angriffsschwung: Eine Infanterie, die sich einmal eingegraben habe, würde diese Deckung nur widerwillig verlassen, um weiter über offenes, beschossenes Gelände anzugreifen. Schon die ersten Kriegswochen zeigten aber, dass der Spatengebrauch für die Infanterie eine Frage von Leben und Tod war. Noch 1914 wurde die Ausrüstung mit tragbarem Schanzzeug wesentlich erhöht, so dass jeder Soldat damit versehen war. Im Herbst 1915 wurde angeordnet, die Spatenblätter zu schleifen, um sie als Nahkampfwaffe gebrauchen zu können.



oben: Soldaten des Infanterieregiments Nr. 150 aus Allenstein, Ostpreußen, üben 1910 mit ihren kleinen Spaten die Herstellung eines Schützengrabens.

rechts: Dieser Schützengraben, kurz vor dem Krieg bei einer Übung entstanden, wirkt schon recht solide. Schulterwehren teilen den Graben in Abschnitte und würden im Ernstfall die Wirkung eines Volltreffers nach der Seite hin begrenzen. An der Schulterwehr lehnen drei Spaten, die zum großen Schanzzeug gehören.



„Fräulein Feldgrau“ war ein populäres Postkartenmodell. 1915 posiert die junge Dame mit einem Infanteriespaten.

Im Stellungskrieg wurden Bau und Reparatur von Gräben, Unterständen und Hindernissen zu einem selbstverständlichen Teil des Soldatenalltags. Weil die kleinen Spaten des tragbaren Schanzzeugs nicht leistungsfähig genug waren, arbeiteten die Truppen in den Stellungen fast ausschließlich mit großen Spaten und Hacken. Ähnlich wie Stahlhelm (siehe Nr. 48) und Gasmaske (siehe Nr. 60) wurde der Spaten zu einem der dinglichen Symbole für den besonderen Charakter des Ersten Weltkrieges. ■

Jürgen Kraus, Die feldgraue Uniformierung des deutschen Reichsheeres, 2 Bände, 2. Auflage, Wien 2009.

Gepäck



22 Tornister

um 1910

Leder, Fell, Baumwolle, Holz, Messing

37 × 34,5 × 20 cm

Inv. Nr. H 9631

Als Rückengepäck trugen Soldaten keinen Rucksack, sondern einen Tornister. Dieser besaß einen Rahmen aus Pappelholz und war innen mit Stoff und außen mit Kalbfell überzogen. Damit ihn Soldaten unterschiedlicher Größe möglichst bequem tragen konnten – was natürlich ein relativer Begriff ist –, wurde er in drei verschiedenen Längen hergestellt. Der Tornister besaß zwei Fächer, und zwar den eigentlichen Tornisterkasten und das Wäschefach unter dem Deckel. Ein Tornister bot weniger Stauraum als ein Rucksack, hielt aber alle Stücke seines Inhalts an einem festen, unverrückbaren Platz, und er schützte diesen Inhalt dank seines Fellüberzugs besser als ein Baumwollstoff gegen Nässe.

Um den Tornister zu packen, musste er wie ein Koffer aufgeklappt werden. Für die Unterbringung des Inhalts gab es unterschiedliche Empfehlungen. Gemeinsam war ihnen eine sorgfältige Ausnutzung des vorhandenen knappen Stauraums und der Platz für den sperrigsten Artikel, die Schnürschuhe: Sie kamen, Sohlen nach außen, an die Seiten des Tornisterkastens. Die Wäsche (Hemd, Strümpfe oder Fußlappen, Taschentuch, im Winter auch eine Unterhose [!]) fand im Wäschefach Platz oder wurde auf Wäschefach und Kasten verteilt. Das Putzzeug (Kleiderbürste, Stiefelbürste usw.) wurde auf mehrere Mannschaften aufgeteilt. Jeder Soldat besaß das vollständige Gewehrreinigungsmaterial (Wischstrick, Werg, Lappen, Fettbüchse). Ein wichtiger Bestandteil des Tornister-

inhalts war die Eiserne Portion für zwei Tage. Sie bestand aus Gemüsekonserven (300 Gramm), zwei Zwiebackbeuteln (zusammen 500 Gramm), der Fleischbüchse (400 Gramm) sowie zwei Kaffeebüchsen und einem Salzbeutel. Zwei kleine Seitentaschen am Deckel nahmen je eine Patronenschachtel mit 15 Patronen auf.

Vor dem Schließen des Tornisters wurde die Feldmütze, das „Krätzchen“, auf den Tornisterkasten gelegt. Dort konnte sie herausfallen, so daß sie während des Krieges in den Tornisterkasten kam.

Der Mantel wurde zu einer Rolle zusammengelegt und mit der Zeltbahn hufeisenförmig um den Tornister geschnallt. Der Mantel diente auch als Schlafdecke. Wolldecken gehörten im Sommer nicht zur Feldausrüstung.

Das Kochgeschirr (siehe Objekt Nr. 23) wurde mit Lederriemen außen auf den Tornisterdeckel geschnallt. Um dem militärischen Ordnungsverlangen zu genügen, musste seine Oberseite einheitlich nach rechts zeigen.

Im Bewegungskrieg der ersten Kriegsmonate marschierten und kämpften die Truppen mit umgehängtem Tornister. Das Ablegen dieses mehr als 10 kg schweren Gepäckstücks vor größeren Anstrengungen war zwar grundsätzlich vorgesehen, doch bestand angesichts des unberechenbaren Verlaufs von Gefechten die Gefahr, dass die Truppe nicht mehr zu ihrem Gepäck zurückkehrte. Natürlich gehörten die Tornister auch im Stellungskrieg zur persönlichen Ausrüstung, wurden aber

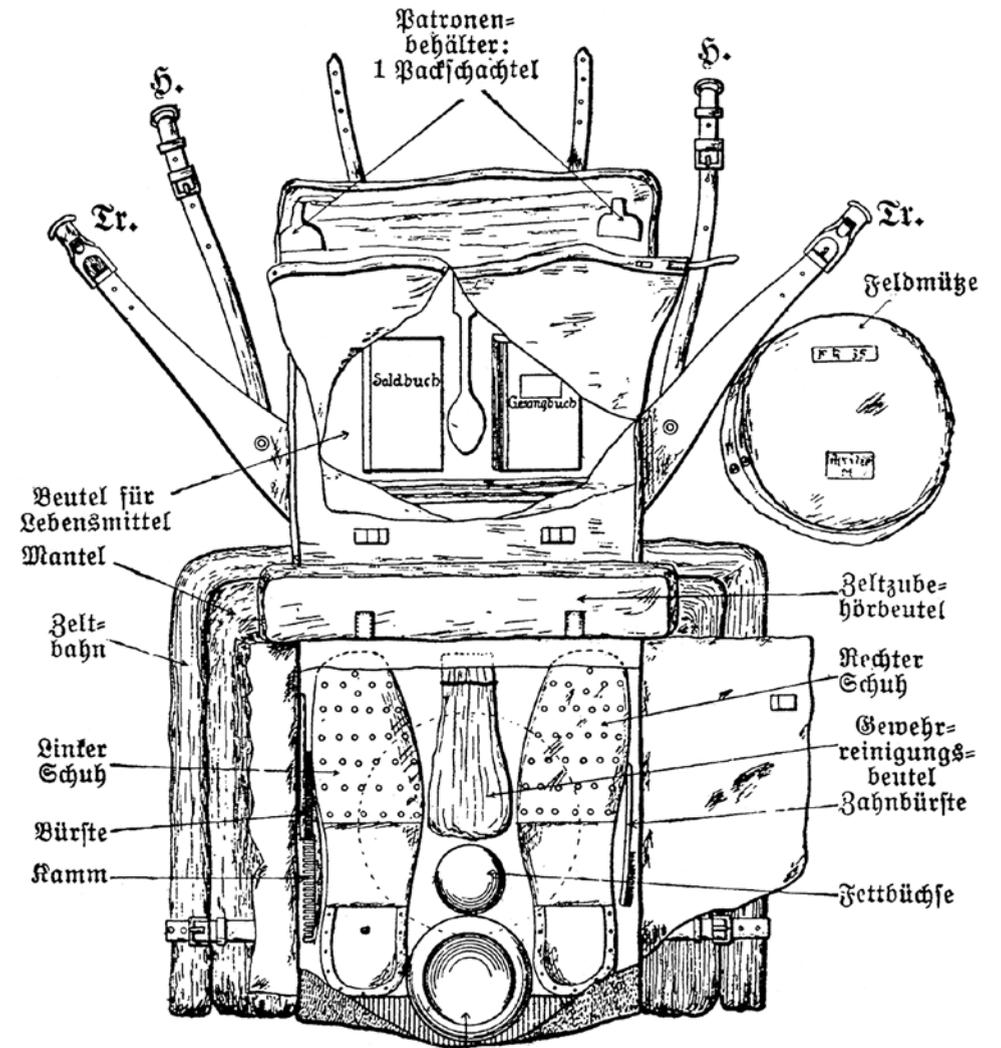
Löhnungsappell beim 1. bayerischen Infanterieregiment vor dem Ausrücken. Zeltbahn und Mantel sind sorgfältig um den Tornister gelegt.



Infanteristen des württembergischen Grenadierregiments Nr. 123 an der Somme, Juli 1916: Im Stellungskrieg sammelten viele Soldaten zusätzliche Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke an, die bei Verletzungen mit Riemen am Tornister festgeschnallt wurden.



Geöffneter Tornister 95.



nicht zum Dienst getragen. Neuartige Kampfmittel wie Handgranaten (siehe Nr. 43) oder die in großen Mengen verbrauchte Munition für Maschinengewehre (siehe Nr. 11 und 61), zusätzliches Schanzzeug, eventuell Nahrungsmittel und Getränke für mehrere Tage, wenn das Artilleriefeuer eine regelmäßige Versorgung nicht zuließ, beanspruchten die

Körperkräfte der Männer in vollem Maß und verlangten andere Trageweisen. Oft wurden dazu umgehängte Sandsäcke benutzt, die mehr Platz boten als der enge Tornister. ■

Jürgen Kraus, Die feldgraue Uniformierung des deutschen Reichsheeres, 2 Bände, 2. Auflage, Wien 2009.

Packordnung des Tornisters. An den mit „Tr.“ bezeichneten Hilfsriemen wurden die Patronentaschen eingehängt, um den Leibriemen („Koppel“) zu entlasten.

Essen

23 Kochgeschirr

1914

E. Hueck, 1914

Aluminium, schwarz lackiert, 18,7 × 18,5 × 11,5 cm

Inv. Nr. 317-1976



Das Kochgeschirr hieß so, weil es für die Zubereitung warmer Mahlzeiten bestimmt war. In der deutschen Armee waren Individualkochgeschirre eingeführt, die für jeden Mann gleich waren. Ein älteres, bei einigen anderen Armeen noch bis ins 20. Jahrhundert im Gebrauch befindliches System baute auf Kollektivkochgeschirren auf, die für mehrere Soldaten gemeinsam waren und auf dem Marsch abwechselnd getragen wurden, dies oft auch als Strafe. Die einzelnen Soldaten hatten dann je eine Essschale. Lebensmittel wurden frisch geliefert. Ihre Zubereitung zu einer schmackhaften oder jedenfalls genießbaren Mahlzeit war dem Geschick der Soldaten überlassen.

Meist waren Kochgeschirre aus Eisenblech gefertigt, das zum Rostschutz verzinkt wurde. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tauchte ein neuer Werkstoff auf, der wesentlich leichter war: Aluminium. Deutschland war das erste Land, das dieses Material verwendete, um Kochgeschirre und die bis dahin aus Glas erzeugten Feldflaschen herzustellen (1893/94). Das Kochgeschirr besaß einen nierenförmigen Querschnitt, damit es sich an die Tornisterklappe (siehe Nr. 22) schmiegte, auf die es beim Marsch geschnallt wurde.

Um Aluminium zu sparen, wurde schon im Oktober 1914 verfügt, dass Kochgeschirre fortan nur noch aus Stahlblech erzeugt werden sollten. Zum Rostschutz wurden sie emailliert, innen auch verzinkt, was aber aus Mangel an Zinn 1917 eingestellt werden musste. Bei

Kriegsausbruch waren die Kochgeschirre schwarz lackiert. Am Ende des ersten Kriegsjahres wurde angeordnet, sie fortan feldgrau zu streichen.

Die Grundform dieses Kochgeschirrs, nun wieder aus Aluminium hergestellt, hat sich bis heute erhalten, wenn auch mit verringertem Volumen.

Das Essbesteck bestand nur aus Löffel und Gabel, die durch ein Scharnier verbunden waren. Zum Essen klappte man es auf und aß mit dem Löffel- oder Gabelende. Die Beschaffung eines Messers blieb den Soldaten überlassen. Eine Feldflasche von 0,8 l Inhalt und ein 0,25 l



Das Essbesteck war in das Kochgeschirr eingelegt.



Auf dem Deckel hat der Besitzer dieses Kochgeschirrs seinen Namen eingraviert: Vizefeldwebel Schmid von der 1. Kompanie. Das verhinderte Verwechslungen.



oben: Abkochen beim bayerischen 2. schweren Reiterregiment, 1894: Vor der Einführung von Feldküchen war das Zubereiten warmer Speisen unter feldmäßigen Bedingungen zeitraubend und mühsam.

rechts: Essen aus dem Kochgeschirr an einem kalten Tag. Die Uniformen haben durch das harte Kriegsleben stark gelitten.



fassender Trinkbecher vervollständigten das Tafelgeschirr des Soldaten.

Feldküchen oder, wie sie in Österreich-Ungarn treffender hießen, Fahrküchen, wurden bei der deutschen Infanterie seit 1908 eingeführt, doch behielt das Kochgeschirr seinen alten Namen. Allerdings verringerte man sein Fassungsvermögen 1910 von 2,5 auf 2 Liter. Die geschlossene Form mit Deckel und Henkel erwies sich weiterhin als vorteilhaft, denn ein Soldat konnte als Essenholer mehrere gefüllte Kochgeschirre transportieren. Die in den Feldküchen bereiteten warmen Mahlzeiten waren durchweg Eintopfgerichte, denn andere Speisen konnten die mit einem 200 Liter fassenden Kochkessel ausge-

rüsteten Feldküchen nicht erzeugen. Auf einen Mann der kriegsstarken Kompanie kamen somit 0,75 Liter. Neben dem Kochkessel besaß die Feldküche noch einen Kaffeekessel von 70 Liter, einen eingebauten Kaffeeröster sowie eine Kaffeemühle. Um die Feldküchen zu schonen und den Verpflegungsdienst zu vereinfachen, richteten die Truppen während des Stellungskrieges stabile Küchen in der Nähe der vorderen Linie ein.

Die Verpflegungssätze waren genau festgelegt (Fleisch, Wurst, Gemüse, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Sauerkraut, Nudeln usw.). Das wichtigste Lebensmittel der Soldatenkost war Brot. Es wurde von sogenannten *Feldbäckerei-Kolonnen* gebacken, die mit pferdebe-

Diese bayerischen Landsturmsoldaten empfangen ihr Essen an der Feldküche unter geregelten Verhältnissen, wie sie hinter der Front anzutreffen waren.



oben: Essen an der Feldküche. Unter einer Plane auf dem Vorderwagen stapeln sich die Brote. In diesem Fahrzeug waren die dritten Eisernen Portionen der Soldaten untergebracht. Zwei weitere trug jeder Soldat bei sich.

rechts: Feldbacköfen des XIII. Armeekorps. In solchen holzgefeuerten, mobilen Öfen wurde das Soldatenbrot gebacken.



spannten, also mobilen Feldbacköfen ausgerüstet waren. Die tägliche Brotration betrug einheitlich für jeden Soldaten 750 g. Als sich während des Krieges die Ernährungslage zuspitzte, wurde die Brotration einerseits vermindert, andererseits differenziert gestaltet, so dass Soldaten, die anstrengenden Dienst verrichten mussten, mehr Brot erhielten. Auch die Brotqualität verschlechterte sich, denn das Getreide wurde nun wesentlich stärker ausgemahlen, enthielt also einen höheren Kleieanteil, der es anfällig für Schimmelbildung machte und seinen Nährwert herabsetzte. ■

Feldküche. Beschreibung und Gebrauchsvorschrift, Ulm 1912.

Gustav Reich, Die Verpflegung, in: Rudolf von Freydt (Bearb.), Das 1. Badische Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 im Weltkrieg 1914–1918, Karlsruhe 1927, S. 903–924.

Jürgen Kraus, Die feldgraue Uniformierung des deutschen Reichsheeres, 2 Bände, 2. Auflage, Wien 2009.

Feldküchen konnten nicht in die eigentliche Kampfzone vorfahren. Deshalb holten Essensträger die Mahlzeiten mit tragbaren Behältern ab. Der Posten wacht auf diesem gestellten Bild hinter einem Maschinengewehr o8/15. Die Glocke dient zur Alarmierung bei Gasangriffen.

Biwak



24 Zeltbahn

1914

Baumwolle, Aluminium, Hanfschnur

165 x 165 cm

Inv. Nr. 304-1987

Soldaten mussten im Krieg nicht nur kämpfen und marschieren, sondern auch schlafen. Wo das geschah, hing nicht nur von der Eignung des dafür vorgesehenen Platzes ab, sondern auch von der taktischen Lage. Wenn immer möglich, versuchte man, die Truppen in festen Gebäuden unterzubringen. Nächtigungen unter freiem Himmel, Biwaks genannt, waren riskant. Sie stellten, zumal bei Regen und Kälte, eine große Gefahr für die Gesundheit der Soldaten dar. Mehrere Regenbiwaks hintereinander konnten die Kampfkraft ganzer Armeen erheblich herabsetzen. Deshalb galt die Regel, dass das schlechteste Quartier noch besser sei als das beste Biwak.

Die Heere des 18. Jahrhunderts hatten Zelte mitgeführt. Sie wurden mit Fahrzeugen transportiert, die den Tross vergrößerten und die Beweglichkeit der Truppen verminderten. Napoleon hatte dem Soldaten stattdessen einen Mantel gegeben, der bei Biwaks Zelt und Zudecke ersetzte. Das gab romantische Vorlagen für Militärmaler, bedeutete aber eine große Härte für diejenigen, die so bei Wind und Wetter kampieren mussten. Um die Verhältnisse im Biwak zu verbessern, führten die meisten Heere in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg eine persönliche Zeltausrüstung ein, die jeder Soldat mit sich tragen musste. Die 1892 eingeführte Zeltbahn war aus wasserabweisendem Baumwollstoff gefertigt und besaß eine quadratische Form. Die Kantenlänge entsprach etwa der damaligen Durchschnitts-

größe. Die Zeltbahn konnte als Regenumhang getragen oder mit anderen Zeltbahnen zu größeren Zelten zusammengeknöpft werden. Zur Zeltbahn gehörte ein Zeltzubehörbeutel mit Zeltstöcken, Heringen und Zeltschnur. Zu Beginn des Krieges hatten die Zeltbahnen eine kräftige rotbraune Farbe, die sich als zu auffällig herausstellte. Deshalb wurden sie während des Krieges aus feldgrauem Stoff erzeugt.

Während des Krieges bewährte sich die Zeltbahn als eines der wichtigsten und vielseitigsten persönlichen Ausrüstungsstücke überhaupt, wobei sie in der ursprünglich vorgesehenen Rolle als Baustein für größere Unterkunftszelte nur verhältnismäßig selten gebraucht wurde. Stattdessen diente sie als Biwaksack, als individueller Wind- und Regenschutz, als Abdeckplane, als Bodenunterlage, als Tarnplane gegen Fliegersicht, als Behelfstrage zum Transport Verwundeter oder zur Bergung Gefallener und überhaupt für jeden Zweck, bei dem ein handliches, robustes und leidlich wind- und wasserdichtes Stück Segeltuch von Nutzen sein konnte. ■

Jürgen Kraus, Die feldgraue Uniformierung des deutschen Reichsheeres, 2 Bände, 2. Auflage, Wien 2009.



oben: Bei einem Vorkriegsmanöver des 2. bayerischen Infanterieregiments aus München haben sich diese Offiziere einen Windschutz aus den Zeltausrüstungen der Mannschaften errichten lassen.

rechts: Typisches Manöverbiwak der Vorkriegszeit: Die Soldaten haben ihre Gewehre zusammengestellt, das Gepäck abgelegt und ihre Zeltbahnen zu tunnelartigen Gebilden zusammengeknüpft. Im Vordergrund wird ein Kochgraben ausgehoben.



Hier werden Gefallene des 7. bayerischen Infanterieregiments (Friedensstandort Bayreuth) in improvisierten Tragen aus Stangen und Zeltbahnen zu einem Bestattungsort transportiert. Das Regiment verlor im Krieg 3.400 Tote.

In einem primitiven Schützengraben im Winter 1914/15 benutzen Soldaten ihre Zeltbahnen zur Abdeckung der Grabenwand, um sich vor dem Schmutz zu schützen.



Militärplanungen waren sie nach der russischen Generalmobilmachung, die am 30. Juli verfügt worden war, unvermeidlich geworden.

Damit war auch die Notwendigkeit eingetreten, sofort die Hand auf die belgische Maasfestung Lüttich zu legen, die den Weg ins innere Belgien und weiter nach Nordfrankreich blockierte. Schon am 4. August, also noch vor Abschluss der Mobilmachung (siehe Nr. 18), die dem eigentlichen Aufmarsch voranging, überschritten deutsche Truppen die Grenze zu Belgien. Der englische Außenminister wies daraufhin seinen Botschafter in Berlin an, von Deutschland die Achtung der belgischen Neutralität zu verlangen, wenn es einen Krieg mit Großbritannien vermeiden wollte. Sofern der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg noch Hoffnungen hegte, das Vereinte Königreich aus dem Krieg heraushalten zu können, brachen sie jetzt zusammen.

Am Abend dieses Tages kam es zu einer erregten Aussprache mit dem Botschafter, in der Bethmann ihm vorhielt, wie furchtbar es sei, wenn beide Nationen wegen eines „Fetzens Papier“, also des Vertrags über die belgische Neutralität, in einen Krieg gerieten. Dieses unbedacht ausgesprochene Wort hatte Folgen, warf es doch ein grelles Licht auf die Haltung, die den Vertragsbruch möglich gemacht hatte, den Deutschland mit dem Einmarsch in Belgien beging. Der

links: Diese Karikatur des aus den Niederlanden stammenden Entente-Karikaturisten Louis Raemaekers zeigt Wilhelm II. als Vergewaltiger Belgiens.



Verweis auf die Notlage, in der sich das Reich glaubte, wurde als Rechtfertigung nicht akzeptiert. Die englische Propaganda ließ sich diesen „Scrap of Paper“, von dem Bethmann gesprochen hatte, nicht entgehen. Um keinen Zweifel an der Rechtslage aufkommen zu lassen, zeigte das Plakat die faksimilierten Unterschriften aus dem Jahr 1839.

Die Ursachen für den englischen Kriegseintritt lagen indes tiefer. Die Regierung in London hatte seit Jahren enge Beziehungen zu Frankreich und Russland geknüpft und dabei auch militärische Absprachen getroffen, die es im Ernstfall nicht ignorieren konnte. Die Verletzung der belgischen Neutralität durch das Deutsche Reich leistete aber den entscheidenden Beitrag, die öffentliche Meinung in Großbritannien für den Krieg gegen Deutschland zu mobilisieren. ■

Nach mehrwöchigen harten Kämpfen fiel die Festung Antwerpen am 9. Oktober 1914 in deutsche Hand. Auf dem Großen Markt vor dem Rathaus ziehen deutsche Truppen in die Stadt. Rechts im Bild erkennt man Schäden durch die vorangegangene Beschießung.

Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014.

Wettlauf zum Meer



26 Gefallene französische Soldaten bei Vimy Gemälde von Hans von Hayek (1869–1940)

1914

Öl auf Leinwand

69,5 × 99 cm

Inv. Nr. E 4957

27 Französisches Kompaniefähnchen

1914

Wolle, Filz

43 × 47 cm

Inv. Nr. H 16301

Der 1869 in Wien geborene Hans von Hayek kam 1891 nach München und betrieb seit 1900 eine Malerschule in Dachau. Im Ersten Weltkrieg war er als Kriegsmaler für die damals viel gelesene *Leipziger Illustrierte Zeitung* an der Westfront tätig. Die hier abgebildete Szene sah er im Oktober 1914 bei Vimy in Nordfrankreich. Sie zeigt gefallene französische Infanteristen, genauer gesagt *Tirailleurs indigènes* („eingeborene Schützen“), die sich aus Nordafrikanern rekrutierten. Die Deutschen nannten sie „Turkos“. Rechts im Vordergrund erkennt man die verkohlten Reste von aufgestapeltem Getreide oder Stroh. Die Arme der toten Soldaten sind zur sogenannten Fechterstellung aufgerichtet, die bei Hitze- einwirkung durch das Zusammenziehen der Muskeln entsteht.

Hayek wollte mit seinem Gemälde natürlich keinen physikalischen Sachverhalt illustrieren, sondern das Grauen des Krieges zeigen. Durch das 2011 veröffentlichte Tagebuch von Ernst Ritter von Brunner besitzen wir eine genaue Kenntnis von dem Ereignis, das Hayek gemalt

hat. Major Brunner war Kommandeur des I. Bataillons des bei Kriegsbeginn in Ingolstadt aufgestellten bayerischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 10. Unterm 5. Oktober 1914 notierte Brunner:

„Früh im Morgengrauen Angriff der französischen Infanterie (Zuaven) auf unsere Schützengräben. Gegner kam bis auf 60 m heran und wurde dann erst, da nebliges Wetter war, als Feind erkannt. Durch kolossales Feuer wird Angriff blutig abgewiesen. [...] Gegen Mittag wird auf persönliches Eingreifen des kommandierenden Generals hin das Vorgehen gegen den Gegner fortgesetzt. Hierbei Überschreiten des Schlachtfelds. Furchtbarer Anblick. Die Zuaven, 2 m lange Kerls, zu hunderten, manche direkt bei brennenden Strohhaufen liegend, gebraten.“

Man darf annehmen, dass die Soldaten nicht bei lebendigem Leib verbrannten, sondern durch das „kolossale“ deutsche Infanteriefeuer schon getötet worden waren, bevor die Strohhaufen in Brand gerieten. Der Tagebucheintrag und das Ölbild meinen dasselbe Geschehen. Brunner verwechselte *Zuaven*



Major Ernst Ritter von Brunner. Im Mai 1915 wurde er mit dem Militär-Max-Josephs-Orden ausgezeichnet, der höchsten bayerischen Tapferkeitsauszeichnung. Sie war Offizieren vorbehalten.

und *Tirailleurs indigènes*. Beide trugen auffallende Uniformen von orientalischem Schnitt mit charakteristischen weiten Pluderhosen, die sich allerdings in der Farbe unterschieden. Die Zuaven wurden unter den europäischen, französischstämmigen Siedlern Nordafrikas rekrutiert. Hayek hat sie mit den hellblauen Hosen der *Tirailleurs* gemalt und nicht mit den roten der *Zuaven*.

Brunners Regiment gehörte zum I. bayerischen Reservekorps. Es bildete damals den äußersten rechten Flügel der deutschen Armee. Die Front hatte noch nicht die Kanalküste erreicht. Beide Seiten versuchten bei diesem „Wettlauf zum Meer“ dem Gegner die Flanke abzugewinnen, hatten damit aber keinen Erfolg. Statt dessen fügte sich ein Abschnitt frontaler Kämpfe an den nächsten, wodurch eine immer längere geschlossene Front entstand. Ziel einer deutschen Offensive im Oktober 1914 war die französische Stadt Arras. Es blieb trotz anfänglicher Geländegewinne unerreicht. Aber auch der Versuch der Franzosen, die Deutschen zurückzudrängen, scheiterte. Ihr Angriff vom 5. Oktober traf nicht nur Brunners Regiment, sondern auch andere Verbände des Korps. Unteroffizier Franz Xaver Deffner vom bayerischen Reserve-Infanterieregiment Nr. 3 erbeutete an diesem Tag die hier abgebildete Kompaniefahne. Mit ihrem dünnen Holzstab konnte man sie beim Marsch in einen Gewehrlauf stecken. Solche Fähnchen für kleine Teileinheiten waren eine Besonderheit der französischen Armee. Diese ist mit Symbolen aus dem islamischen Raum versehen. Ein Halbmond bildet die Fahnenspitze, ein weiterer ist auf dem Fahnensblatt aufgenäht. Auch die *Hand der Fatima* ist ein kulturelles Zeichen und im Volksglauben Nordafrikas und des Nahen



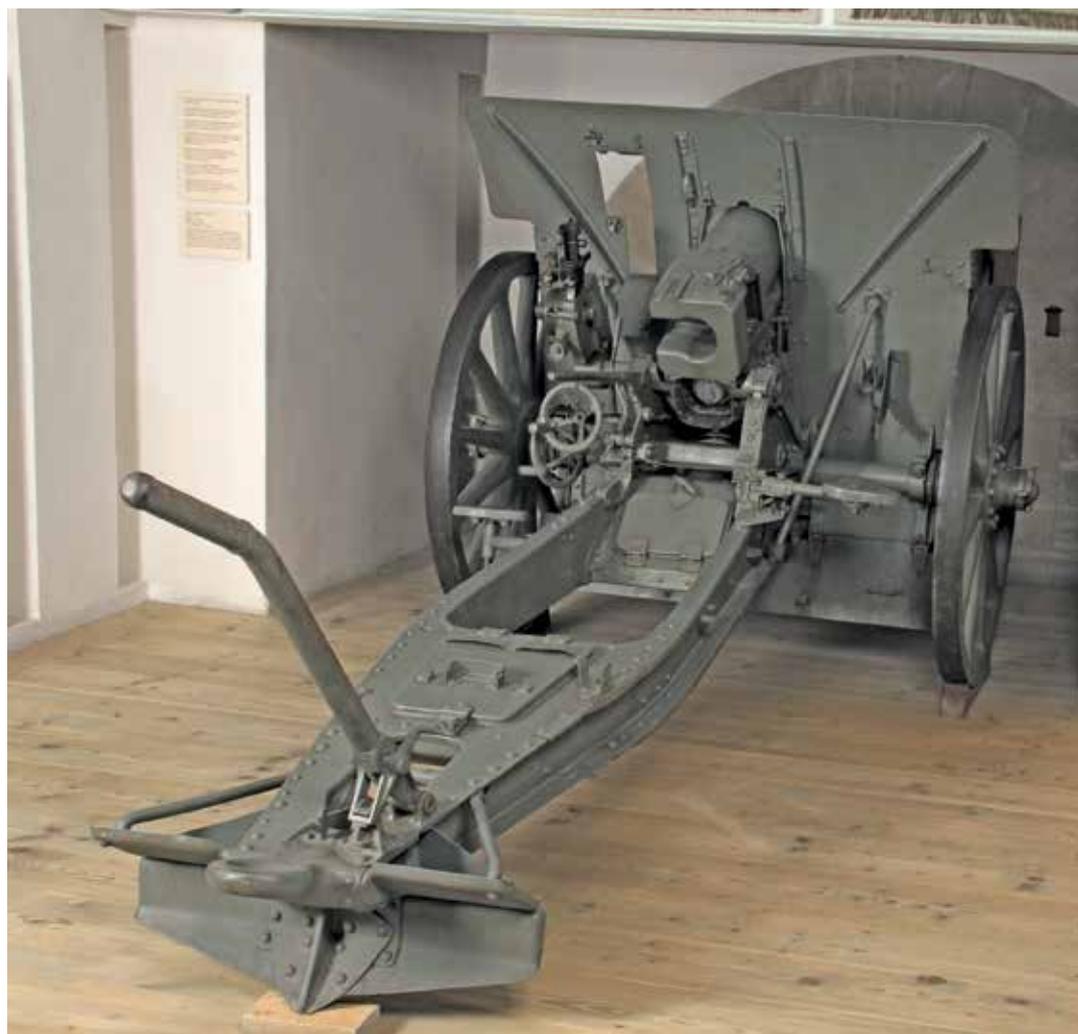
Ostens verwurzelt. Mit den orientalischen Uniformen dieser Verbände und der islamischen Symbolik ihrer Truppenzeichen signalisierte die Armee, dass Frankreich über seine historischen Grenzen hinausgewachsen und zu einem größeren Frankreich, einem *Empire* geworden war.

Gemälde und Fähnchen, die beide im Raum T 10 ausgestellt sind, stehen also in einem engen zeitlichen, räumlichen und sachlichen Zusammenhang.

Michael Bellmann (Hg.), Kriegstagebuch 1914–1918
Ernst Ritter von Brunner, Norderstedt 2011.

Fahne und Kompaniefähnchen eines französischen Infanterieregiments.

Artillerie II: Feldhaubitzen



28 Leichte Feldhaubitze 98/09

1916

Krupp, Essen

Stahl, Holz, Messing,

Kaliber: 10,5 cm, Geschossgewicht: 15,7 kg (Sprengladung 1,48 kg),

Geschützgewicht in Feuerstellung: 1.225 kg, Größte Schussweite: 6.300 m

Inv. Nr. H 5578

Haubitzen waren Kompromissgeschütze zwischen Kanonen und Mörsern. In der Zeit der glattläufigen Vorderladergeschütze, also bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, bildeten sie einen festen Bestandteil der Feldartillerie. Im Unterschied zu Kanonen verschossen sie keine Vollkugeln, sondern pulvergefüllte Granaten, und zwar nicht mit flacher, sondern gekrümmter Flugbahn, also im Bogen. Mit der Einführung von Kanonen mit gezogenen Rohren um 1860 verschwanden dort die Vollkugeln. Auch Kanonen verwendeten jetzt Granaten, und die Feldartillerie gab die Haubitzen auf. Die Zerstörungskraft der relativ kleinkalibrigen Kanonen sowie die gestreckte Flugbahn ihrer Granaten genügten aber weder zum Treffen noch zum Zerstören schmäler und widerstandsfähiger Ziele wie Schützengräben und feldmäßiger Befestigungen.

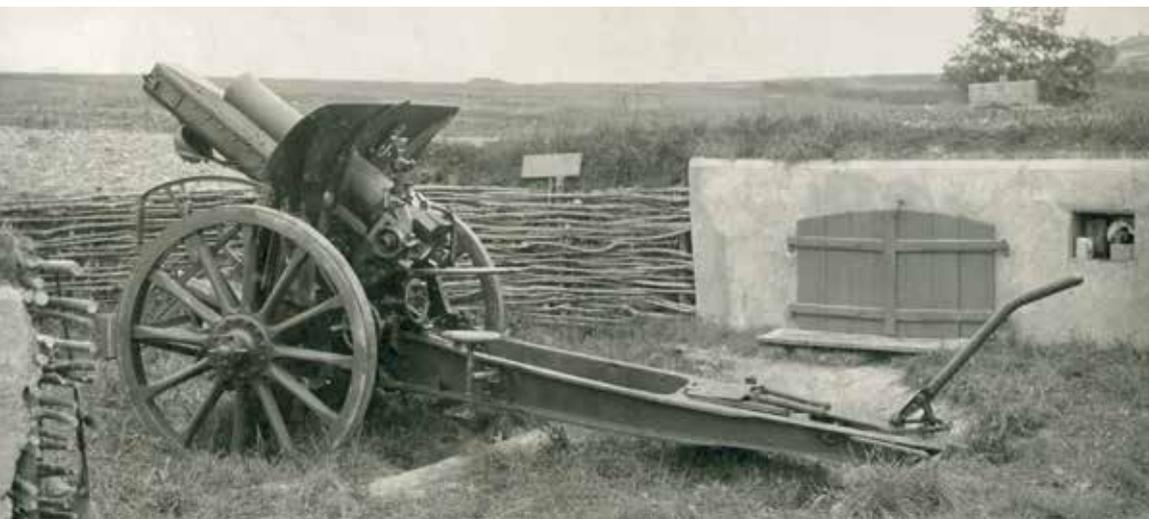
So kehrte man in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts wieder zu den Haubitzen zurück. Sie waren den Kanonen zwar an Feuergeschwindigkeit und Reichweite unterlegen, besaßen bei gleichem Geschützgewicht aber ein größeres Kaliber als Kanonen und somit eine größere Zerstörungskraft des Einzelschusses. Dank ihrer Fähigkeit zum Bogenschuss konnte man sie hinter hohen Deckungen wie Höhenzügen, Gebäuden und Waldrändern aufstellen, und sie waren in der Lage, auch Ziele zu erreichen, die hinter solchen Deckungen standen.



Dieses Haubitzenrohr mit der Nummer 2897 wurde 1916 bei Krupp in Essen hergestellt.

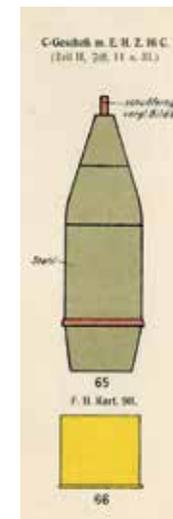
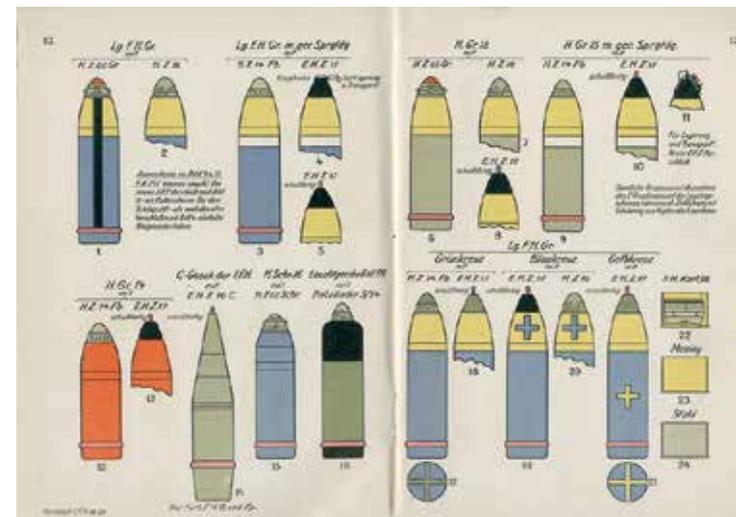
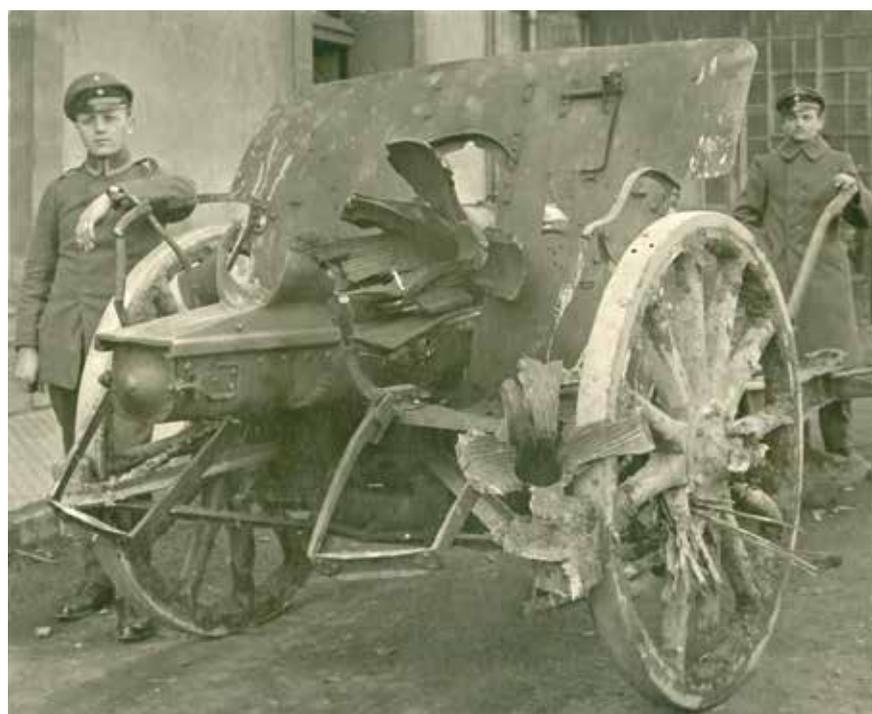
Die 1898 eingeführte leichte Feldhaubitze wurde 1909 modifiziert und mit einer Rohrrücklaufbremse versehen, daher ihre Bezeichnung 98/09. Bei Kriegsbeginn besaß Deutschland 1.402 solche Feldhaubitzen und 5.588 Feldkanonen. Diese Geschütze bildeten die *Feldartillerie*, also die leichte Artillerie. Daneben gab es die *Fußartillerie* genannte schwere Artillerie. Sie setzte sich zusammen aus der feldbeweglichen *schweren Artillerie des Feldheeres* (Hauptgeschütz: schwere Feldhaubitze 02, Kaliber 15 cm), der *Belagerungsartillerie* sowie der Artillerie der Land- und Küstenbefestigungen.

Im Stellungskrieg erwies sich die Feldhaubitze 98/09 ihrer ballistischen Vorzüge wegen als vielseitig einsetzbares Geschütz. Nachteilig war allerdings ihre verhältnismäßig geringe Reichweite. Durch Verlängerung des Rohres (Feldhaubitze 16) gelang es, diese von 6.300 m auf 8.400 m zu steigern, mit einem



oben: Leichte Feldhaubitze 98/09 des 8. bayerischen Feldartillerie-Regiments, Friedensstandort Nürnberg. Winter 1914/15.

rechts: Rohrreparierer. Bei der Kriegsmassenerzeugung waren Produktionsfehler insbesondere bei Zündern nie ganz auszuschließen. Wenn die eingebauten Sicherungsvorrichtungen versagten, konnte es vorkommen, dass Granaten schon beim Rohrdurchgang gezündet wurden, das Geschütz zerstörten und seine Bedienung töteten oder verwundeten.



aerodynamisch optimierten Spezialgeschoss, der 1917 eingeführten *Granate C*, sogar auf 9.700 m. 1916 erfolgte die Umstellung der Produktion auf das Modell mit verlängertem Rohr.

Der Anteil der leichten Feldhaubitzen an der deutschen Feldartillerie stieg während des Krieges von 20 auf 40 Prozent. Einige Zahlen mögen zeigen, welche ungeheuren, ja ungeheuerlichen Ausmaße der Krieg annahm: Bei Kriegsausbruch lagen in Deutschland 998.000 Schuss für die leichte Feldhaubitze bereit. Für den Mobilmachungsfall war eine Monatsfertigung von 70.000 Schuss in Aussicht genommen. In der ersten Hälfte des Jahres 1917 lag der durchschnittliche Monatsverbrauch bei über 1,6 Millionen Granaten. Und im letzten Kriegsjahr schwankte der Monatsverbrauch zwischen 531.000 – das war die „ruhige“ Zeit zu Jahresbeginn – und 3.792.000! ■

oben links: Die verschiedenen Geschossarten waren farblich markiert. Rechts unten sind die mit Farbkreuzen gekennzeichneten Granaten abgebildet, die mit chemischen Kampfstoffen gefüllt waren.

oben rechts: Das aerodynamisch günstig geformte C-Geschoss wurde zur Erzielung größerer Schussweiten entwickelt.

links: Leichte Feldhaubitze in Feuerstellung; im Vordergrund die Geschosskörbe, in denen die Munition verpackt war.



Alfred Muther, Das Gerät der leichten Artillerie vor, in und nach dem Weltkrieg. I. Teil, Feldgeschütze, Berlin 1925.

Franz Kosar, Taschenbuch der Artillerie, Band 1, Leichte Feldgeschütze, München 1971.

Das Eiserne Kreuz



Die Rückseite des Eisernen Kreuzes hielt die Erinnerung an seine ursprüngliche Stiftung im Jahr 1813 fest.



29 Eisernes Kreuz 2. Klasse mit schwarzweißem Band für Verdienst im Kampf

1914

Eisen, Silber, Ripsband

6,1 × 4,4 × 0,4 cm (EK), 5,3 × 2,7 cm (Band)

Inv. Nr. N 4051

30 Tasse mit Eisernem Kreuz als Schmuckmotiv

1914

Königliche Porzellanmanufaktur, Berlin,

Porzellan, Ø 13,8 cm (Teller), 8,5 × 9,4 × 7,5 cm (Tasse)

Inv. Nr. 629-1990

Das deutsche Eiserner Kreuz ist wohl die bekannteste militärische Auszeichnung überhaupt. Es wurde 1813 für den bevorstehenden Befreiungskampf Preußens gegen die napoleonische Herrschaft gestiftet, und zwar ausdrücklich nur für diesen Krieg, in dem das bisherige preußische Auszeichnungswesen weitgehend außer Kraft gesetzt wurde. Dieses war nach Rang- und Standesunterschieden gegliedert gewesen, während das Eiserner Kreuz Soldaten aller Rangstufen und sozialen Schichten zugänglich sein sollte, ein Gedanke, den erstmals Frankreich mit dem Kreuz der Ehrenlegion verwirklicht hatte. Neuartig war auch das verwendete Material. Bisher hatte man kostbare Metalle wie Silber und Gold verwendet, deren Materialwert bereits die Anerkennung symbolisierte, die mit der Verleihung eines Ordens verbunden war. Gusseisen hatte den 1813 im verarmten Preußen keineswegs gering zu veranschlagenden Vorteil des niedrigen Preises, entscheidend war aber die mit diesem Metall verbundene symbolische Aussage. Deshalb wurde es auch ein

Namensbestandteil des neuen Ehrenzeichens. In der patriotischen Publizistik der Jahre zwischen 1806 und 1815 wurde immer wieder auf das Eisen Bezug genommen: Als „eisern“ galt das Zeitalter, und nur Standhaftigkeit und Eisen, also Waffen, konnten aus der Not französischer Besatzung heraushelfen. Die Erfahrung von Fremdbestimmung und Unterdrückung führte, zumal in Preußen, zu einer Renaissance des Religiösen und zu einer religiösen Aufladung des Nationalen, was in der Kreuzform der neuen Kriegsauszeichnung seinen Ausdruck fand. Das damals populäre Wort des Dichters Ernst Moritz Arndt vom „Gott, der Eisen wachsen ließ“, verband die beiden im Eisernen Kreuz verkörperten Symbollinien.

Kreuz und Tragband der 2. Klasse waren in den preußischen Farben Schwarz und Weiß gehalten, wobei das Weiße an der Auszeichnung durch eine Silbereinfassung repräsentiert wurde. Das Eiserner Kreuz konnte auch für zivile Kriegsverdienste verliehen werden. In diesem Fall tauschten die Farben des Bandes ihren Platz (weiß-schwarzes Band).

Untertasse:
Den Grund für die Trennung, die dem Wiedersehen vorausging, kennen wir nicht. Doch liegt die Vermutung nahe, dass der Ehemann zur Armee eingezogen war und aus Anlass eines Urlaubs seiner Frau ein Geschenk machen wollte, das dauerhaft an dieses Ereignis erinnern würde.

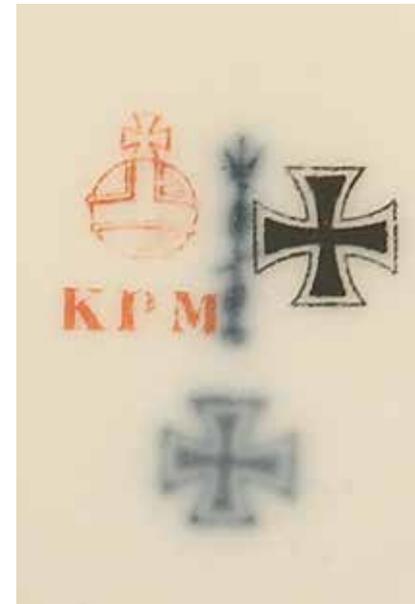


Als 1870 wieder ein Krieg mit Frankreich ausbrach, der in Deutschland nahezu einmütig als Verteidigungskrieg gegen eine französische Aggression aufgefasst wurde, lebte spontan die Erinnerung an 1813 auf. Das damals gestiftete Ehrenzeichen stand zwar nicht mehr zur Verfügung, hatte sich aber so fest im Bewusstsein verankert, dass es für den neuen Krieg, und zwar wieder nur für diesen Krieg, erneuert wurde.

Das Eiserne Kreuz wurde 1813 als preußische Auszeichnung geschaffen. 1870 erfolgte seine Erneuerung bereits im nationalen Sinn, also bezogen auf alle Deutschen. Nach dem Krieg von 1870/71 entwickelte es sich rasch zum nationalen Symbol, jedenfalls in allem, was mit der Armee zusammenhing.

Die abermalige Erneuerung des Eisernen Kreuzes war 1914 angesichts der Bedeutung, die ihm im Bewusstsein des deutschen Volkes zukam, eine Selbstverständlichkeit. Allerdings wurde der Kreis der Berechtigten jetzt auf alle Angehörigen der Streitkräfte und der Freiwilligen Krankenpflege ausgedehnt, die sich auf dem Kriegsschauplatz aufhielten. Dadurch konnten auch Soldaten im Etappengebiet, die den unmittelbaren Kampfhandlungen entzogen waren, das Eiserne Kreuz mit dem schwarz-weißen, also dem Kämpferband erhalten. Das Eiserne Kreuz für zivile Kriegsverdienste mit weiß-schwarzem Band bestand daneben weiter.

Die Popularität des Eisernen Kreuzes fand auch darin ihren Ausdruck, dass es auf zahllosen Gebrauchs- und Dekorati-



onsgegenständen angebracht wurde, deren Besitzer so ihren Patriotismus buchstäblich zur Schau stellen konnten. Die deutschen Bundesstaaten besaßen eigene Tapferkeitsauszeichnungen, aber zunächst konnte keine mit dem Nimbus des Eisernen Kreuzes konkurrieren, das als nationales Ordenszeichen galt und durch die Kriege von 1813/15 und 1870/71 gewissermaßen geheiligt war. Doch schon bald verlor das Eiserne Kreuz sein herausragendes Prestige. Das lag einerseits an der Massenhaftigkeit, mit der es verliehen wurde, andererseits daran, dass die Ausführung mit schwarzem Band, die eigentlich für Kombattanten bestimmt war, aufgrund der erweiterten Verleihungsbestimmungen auch Soldaten im rückwärtigen, kaum gefährdeten Raum zugänglich war. Obwohl weniger als ein Prozent der verliehenen Kreuze dort ankamen, trugen doch diese wesentlich dazu bei, das Ansehen der Auszeichnung herabzusetzen. Die Redewendung „Auf vorne klatscht der



links: Die Königliche Porzellanmanufaktur in Berlin markierte ihr Produkt mit der Fabriksmarke und dem Eisernen Kreuz.

rechts: Sichtlich stolz ließ sich dieser bayerische Infanterist mit dem EK 2 fotografieren. Im Alltag wurde beim EK 2 das Ordenskreuz nicht getragen, sondern nur das im Knopfloch befestigte Ordensband, ca. 1914/15.

Kugelregen, auf hinten fällt der Ordenssegen“ traf zwar nicht zu, bestimmte aber weitgehend die Wahrnehmung.

Insgesamt wurde das Eiserne Kreuz 2. Klasse mit schwarz-weißem Band bis 1918 an 5.196.000 Soldaten im Kriegsgebiet verliehen, die 1. Klasse 218.000 Mal. Für militärische Verdienste im Heimatgebiet mit weiß-schwarzem Band wurde es 13.000 Mal vergeben. Hinzu kamen noch 55.000 (1. Klasse) bzw. 196.000 (2. Klasse) Nachkriegsverleihungen. Auch das Eiserne Kreuz 2. Klasse mit weiß-schwarzem Band wurde in 10.000 Fällen nachverliehen. Ca. 13,4 Millionen Deutsche wurden zwischen 1914 und 1918 zum Kriegsdienst aufgeboten. Mehr als 40 Prozent der deutschen Soldaten wurden also mit dem Eisernen Kreuz dekoriert. ■

Schlacht von Tannenberg

31 Extrablatt der Münchner Neuesten Nachrichten

1914

Papier

38,5 × 32,5 cm

Inv. Nr. 754-1990

Münchner Neueste Nachrichten

München, 1. September, mittags 12 Uhr.

Amtliche Meldung

W. T. B. Berlin, 1. September.

Nach weiteren Mitteilungen des Hauptquartiers
ist die Zahl der Gefangenen in der

Schlacht bei Gilgenburg-Ortelsburg

noch größer gewesen, als bisher bekannt. Sie beträgt

70000 Mann

darunter 300 Offiziere. Das

gesamte Artilleriematerial der Russen ist vernichtet.

➔ Weitere Mitteilungen im Vorabendblatt der Münchner Neuesten Nachrichten.

Im Sommer 1914 drangen die Russen mit zwei Armeen in Ostpreußen ein. Es gelang den Deutschen, die Invasoren wieder zu vertreiben. Die Gefangenenerluste der Russen waren ungewöhnlich hoch. Die „Schlacht von Gilgenburg-Ortelsburg“ wurde später, in Erinnerung an eine Schlacht aus dem Jahr 1410, in „Schlacht von Tannenberg“ umbenannt und ging unter diesem Namen in die Geschichte ein.

Der deutsche Kriegsplan hatte vorgesehen, die Ostgrenze nur mit relativ schwachen Kräften zu verteidigen, um mit der Masse des Heeres einen raschen Sieg über Frankreich zu erkämpfen. Dies entsprach der deutschen Lage. Insofern war dieser Plan ein offenes Geheimnis. Frankreich hatte daher in den Vorkriegsbesprechungen zu seiner Entlastung auf einen frühzeitigen Einsatz möglichst starker russischer Kräfte gegen Deutschland gedrängt. Aus russischer Sicht kam es indessen darauf an, zunächst einen überzeugenden Sieg über Österreich-Ungarn zu erringen. Deshalb marschierten sie gegen die Donaumonarchie mit vier Armeen auf und gegen Deutschland zunächst nur mit zwei, denen allerdings zwei weitere, neu zu bildende, rasch folgen sollten. Zwei russische Armeen, die 1. und die 2., drangen von Osten und Süden in Ostpreußen ein. Dort stand nur eine deutsche Armee, die 8. Sie verfügte über 158 Infanteriebataillone, 78 Schwadronen (Kavallerie) und 774 Geschütze. Mit 354 Bataillonen, 331 Schwadronen und 1.428 Geschützen waren die Russen erheblich überlegen, aber schlecht koordiniert.

Die Masurische Seenplatte trennte ihre beiden Armeen.

Ein erster Versuch, eine der russischen Armeen aufzuhalten (die 1.), misslang. Der Oberbefehlshaber der 8. Armee, Generaloberst von Prittwitz, erwog deshalb den Rückzug hinter die Weichsel, um seinen hart bedrängten Verbänden wieder Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Damit wäre den Russen ganz Ostpreußen in die Hände gefallen. Die Oberste Heeresleitung lehnte diesen Rückzug ab und ersetzte von Prittwitz durch den seit 1911 pensionierten General Paul von Hindenburg. Der saß zu diesem Zeitpunkt untätig in Hannover, wo er sich schämte, über die Straße zu gehen, rüstig wie er sich fühlte. Als Stabschef wurde ihm der Generalmajor Erich Ludendorff beigegeben. Der Chef eines Führungsstabes war nicht nur der wichtigste Berater des Kommandeurs, sondern teilte mit diesem auch die Verantwortung.

Das neue Armeeoberkommando operierte in Ostpreußen im kleinen Maßstab so ähnlich, wie es der Schlieffenplan im großen versuchte: Die Front vor der 1. russischen Armee wurde nahezu völlig von deutschen Truppen entblößt, alle verfügbaren Kräfte wurden umfassend der 2. Armee entgegen geworfen. Das konnten die Deutschen riskieren, weil sie durch ihre Funkaufklärung über die russischen Absichten genau informiert waren. Außerdem war das ostpreußische Kriegstheater durch die Masurische Seenplatte für die Russen geteilt, während die Deutschen dank der



Eisenbahn ihre Truppen rasch verschieben konnten. In zwei großen Schlachten, der von Tannenberg und der Schlacht an den Masurischen Seen, gelang es der 8. Armee, die Russen aus Ostpreußen zu vertreiben. Dabei gerieten 137.000 russische Soldaten in deutsche Gefangenschaft. Diese beiden Siege begründeten Hindenburgs Ruhm. Der Befreier Ostpreußens wurde zum Nationalhelden. Auf ihn richteten sich die Hoffnungen von Volk und Heer für einen glücklichen

Durch die Siege über die in Ostpreußen eingedrungenen russischen Armeen wurde Hindenburg als „Befreier Ostpreußens“ in ganz Deutschland schlagartig populär.

Kriegsausgang. Zugleich entstand durch die Operationen in Ostpreußen die folgenreiche Zusammenarbeit zwischen Hindenburg und Ludendorff (siehe Nr. 74 und 75). ■

Der Weltkrieg 1914 bis 1918. Bearbeitet im Reichsarchiv. Die militärischen Operationen zu Lande, Die Befreiung Ostpreußens, Band 2, Berlin 1925.

Max Hoffmann, Tannenberg, wie es wirklich war, Berlin 1926.

Hindenburg mit seinem Stab. Oberstleutnant Max Hoffmann (rechts) relativierte in seinen Nachkriegsveröffentlichungen die Führungsleistung von Hindenburg und Ludendorff (links) beträchtlich. Er wies darauf hin, dass die entscheidenden Weichenstellungen für den Erfolg in der Schlacht von Tannenberg bereits durch Hindenburgs Vorgänger von Prittwitz erfolgt waren.

Zerstörung und Wiederaufbau



32 Wandteller der Ostpreußenhilfe

1916

Königliche Porzellanmanufaktur, Berlin

Porzellan, Ø 26,2 cm

Inv. Nr. 615-1984

Nach Mobilmachung und Aufmarsch überschritten zwei russische Armeen ab dem 14. August 1914 in Ostpreußen die Reichsgrenze. Recht genau vier Wochen später mussten sie sich nach schweren Niederlagen wieder auf eigenes Gebiet zurückziehen. Dieser „Russeneinfall“, wie die Invasion Ostpreußens durch die Truppen des Zaren genannt wurde, hatte dem Land schwere Schäden zugefügt und auch zahlreiche Opfer unter der Zivilbevölkerung gefordert. Natürlich griff die Propaganda die sogenannten „Russengreuel“ auf. Nach dem Krieg wurde ein differenziertes Urteil möglich. Zwar wurden Plünderungen, wahllose Erschießungen von Zivilisten, Vergewaltigungen und Deportationen weiterhin erwähnt, doch verschwiegen man nicht, dass die russischen Soldaten sich überwiegend korrekt verhalten hatten. Hervorgehoben wurde, dass die russische Führung das bei Kriegsausbruch verhängte Alkoholverbot konsequent durchgesetzt hatte. Im November 1914 gelang es den Russen, ein zweites Mal in Ostpreußen einzudringen. Im Februar 1915 mussten sie es erneut räumen (Winterschlacht in Masuren, 4.–22. Februar 1915).

Deutschlands östlichste Provinz beklagte danach 34.000 zerstörte Gebäude. Wie viele von ihnen bei Kampfhandlungen zerstört oder vorsätzlich niedergebrannt wurden, lässt sich nicht mehr klären. Nach deutscher Auffassung wurden viele Dörfer und Bauernhöfe von den Invasoren grundlos in Brand gesteckt, während der russische General Gurko, 1914 Kommandeur

der 1. Kavalleriedivision, in seinen Erinnerungen behauptete, die Deutschen selbst hätten ihre Wohnstätten beim Nahen russischer Patrouillen angezündet. Er erklärte dieses ungewöhnliche Verhalten als einen Versuch der Deutschen, durch die aufsteigenden Rauchsäulen ihre höhere Führung über den Stand des russischen Vormarsches zu unterrichten.

Abgesehen von den Reichslanden Elsaß und Lothringen war das strukturschwache Ostpreußen das einzige Gebiet des Deutschen Reichs, das von Kriegshandlungen unmittelbar betroffen wurde. Sein Wiederaufbau wurde als nationale Aufgabe begriffen. Wie bei heutigen Naturkatastrophen verbanden sich dabei staatliche Maßnahmen und private Initiativen. Der „Kriegsausschuß der Vereine vom Roten Kreuz in Schöneberg-Wilmersdorf“ (Berlin) schuf bereits im Oktober 1914 ein Modell, das Vorbildcharakter haben sollte: Er übernahm die „Patenschaft“ für die Stadt Gerdauen. Solche *Kriegshilfsvereine* entstanden fortan in ganz Deutschland. Im April 1916 schlossen sie sich im *Reichsverband Ostpreußenhilfe* zusammen.

Im Rahmen der Hilfsaktionen wurden neben Postkarten auch *Ostpreußen-Gedächtnisteller* herausgegeben, die den jeweiligen Patenschaften gewidmet waren. Ein Teil des Verkaufserlöses war für die Unterstützung des Wiederaufbaus bestimmt. Dieser hier, der die Patenschaft Breslaus für die ostpreussische Stadt Pillkallen zum Thema hat, entstand im September 1916. Pillkallen,



Die Bilder zeigen das zerstörte und das wiederaufgebaute Gerdauen. Die südöstlich von Königsberg gelegene Kreisstadt Gerdauen hatte vor dem Ersten Weltkrieg ca. 3.000 Einwohner.



im östlichen Ostpreußen gelegen, zählte bei Kriegsbeginn ca. 4.300 Einwohner. Es war sowohl im August wie im November 1914 von den Russen besetzt worden. Die Stadt wurde zu einem Drittel zerstört und bis 1921 wieder aufgebaut. ■

Wassili Gurko, Rußland 1914–1917. Erinnerungen an Krieg und Revolution, Berlin 1921.

Alexander Solschenizyn, Das rote Rad. Erster Knoten, August vierzehn, München 1987.

Die Ostpreußenhilfe im Ersten Weltkrieg, herausgegeben vom Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg zur Ausstellung „zum Besten der Ostpreußenhilfe“, Husum 2006.

Bündnisse: Deutschland und Österreich Ungarn



33 Patriotische Kleinplastik

1915

Biskuitporzellan, Baumwolle

68 x 40 x 14 cm

Inv. Nr. 1226-1991

Diese patriotische Plastik zeigt einen deutschen und einen österreichisch-ungarischen Soldaten, die sich als Zeichen ihrer Verbundenheit brüderlich umarmen. Auf dem Sockel blicken sich die Monarchen, Wilhelm II. und Franz Joseph I., vertrauensvoll in die Augen.

Deutschland und das Habsburgerreich hatten 1879 ein Bündnis geschlossen, den Zweibund (siehe Nr. 15). Diese Allianz gewann in den letzten Vorkriegsjahren für beide Teile an Bedeutung: Das Deutsche Reich geriet international zunehmend in die Isolation. Als einziger zuverlässiger Verbündeter blieb ihm die Donaumonarchie. Umgekehrt bedurfte Wien eines starken Partners, um seinen Großmachtanspruch behaupten zu können. Diese wechselseitige Abhängigkeit spielte für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine wichtige Rolle. Die militärischen Absprachen beider Seiten waren lockerer Natur. Es war klar, dass Österreich-Ungarn nicht in der Lage sein würde, Serbien niederzuwerfen und gleichzeitig die russische „Dampfwalze“ aufzuhalten. Dazu bedurfte es deutscher Unterstützung. Die aber konnte nur mit Verzögerung einsetzen, da Deutschland zunächst die Masse seiner Armee im Westen konzentrierte, um einen raschen Sieg über Frankreich zu erringen. Dieser Sieg blieb indes aus, so dass die österreichisch-ungarische Armee mehrere Monate nahezu allein den größten Teil des russischen Heeres gegen sich hatte und dabei fürchterliche Verluste erlitt, von denen sie sich nicht mehr erholen sollte.

Im Bündnis war der Habsburgerstaat der schwächere Teil. Durch die schweren Niederlagen der ersten Kriegsphase geriet die Donaumonarchie in wachsende Abhängigkeit von Berlin. Deutschland musste immer wieder aushelfen, mit Truppen und Material, schließlich auch mit Lebensmitteln, obwohl es daran selbst größten Mangel litt. Aus österreichischer Sicht war das nur recht und billig, schließlich schien man sich doch im Sommer 1914 für den Partner aufgeopfert zu haben, damit dieser seine große Offensive im Westen durchführen konnte. Aus deutscher Sicht sah das natürlich anders aus: Zwar war das Deutsche Reich zweifellos viel leistungsfähiger als die Doppelmonarchie, doch war es seinen Feinden – Frankreich, Russland und England – bedeutend unterlegen. Die Hilfen für Österreich bildeten also eine große Belastung für Deutschland. Berlin kritisierte, dass es in Wien an der Energie fehle, alle Kräfte des Reichs zu mobilisieren, während Wien klagte, dass man in Deutschland zu wenig Verständnis für die spezifischen Probleme Österreich-Ungarns habe. Dort hätte man es gern gesehen, wenn Deutschland Elsaß-Lothringen an Frankreich abgetreten hätte, um dem Krieg ein Ende zu machen, während man in Berlin warm österreichische Gebietsabtretungen an Italien empfahl, um dieses Land vom Kriegseintritt abzuhalten. Während man in Deutschland glaubte, durch Österreich in diesen Krieg hineingezogen worden zu sein, meinte man in Wien, vor allem in der zweiten Kriegshälfte, dass



man diesen Krieg nur noch für deutsche Ziele weiterführe.

Letzten Endes waren beide Seiten aufeinander angewiesen und hielten bis zum bitteren Ende zusammen. Kaiser Karl, der 1916 Franz Joseph auf den Thron gefolgt war, unternahm hinter dem Rücken der Deutschen tastende Versuche, zu einem Frieden zu gelangen. Die aber wurden durch Indiskretionen öffentlich bekannt („Sixtusaffäre“) und vergrößerten letztlich nur die Berliner Dominanz. Äußerlich blieb das Bündnis intakt, gestaltete sich aber nicht annähernd so harmonisch, wie es unsere Plastik suggeriert. Der tiefere Grund für die wechselseitige Unzufriedenheit waren die abweichenden Interessen und die unterschiedliche Leistungsfähigkeit der Partner. Formal mochten beide gleichberechtigt sein. Tatsächlich aber herrschte zwischen ihnen ein zunehmendes Abhängigkeitsverhältnis, das sich erst mit dem Zusammenbruch beider Reiche auflöste. ■



rechts: Die andere Seite: Die Führer der Entente vereinen sich auf dieser französischen Postkarte aus dem Jahr 1916 zum Schwur: „Wir werden siegen!“

linke Seite, links: Diese Postkarte mit einer Federzeichnung des bekannten bayerischen Militärmalers Anton Hoffmann (1863–1938) kam gleich bei Kriegsausbruch auf den Markt (Poststempel vom August 1914). Sie zeigt die Verbündeten so, wie sich ihr Verhältnis damals darbot: Österreich-Ungarn geht mit gefälltem Bajonett voran – man darf annehmen, gegen Serbien – und der deutsche Partner gibt Rückendeckung.

linke Seite, rechts: 1914 trat die Türkei auf der Seite der Mittelmächte in den Krieg ein. Der Sockel, auf dem der Löwe ruht, trägt das Motto Kaiser Franz Josephs: „Viribus unitis“ – mit vereinten Kräften.

rechts: Diese Propagandapostkarte aus dem Jahr 1915 gestaltet den Anfangsbuchstaben H der Dynastien und Feldherren zu einer Klammer der Verbündeten.

Holger Afflerbach, Der Dreibund. Europäische Großmacht- und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg, Wien 2002.

Lothar Höbelt, Der Zweibund. Bündnis mit paradoxen Folgen, in: Michael Gehler, Rainer F. Schmidt, Harm-Hinrich Brandt, Rolf Steininger (Hg.), Ungleiche Partner? Österreich und Deutschland in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung. Historische Analysen und Vergleiche aus dem 19. und 20. Jahrhundert, Innsbruck/Wien/Bozen 2009, S. 295–313.

Martin Schmitz, Verrat am Waffenbruder? Die Siedlice-Kontroverse im Spannungsfeld von Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 67 (2009), S. 385–407.

Kriegsformationen – Reservetruppen



34 Probe (gesiegeltes Muster) eines Helmüberzugs

1897

Baumwolle, Messing

22,5 × 19 × 23,5 cm

Inv. Nr. H 8258

Der Helm der deutschen Armee, umgangssprachlich als „Pickelhaube“ bezeichnet (siehe Nr. 7), war aus Leder gefertigt. An seiner Stirnseite hatte er ein schmückendes Metallschild. Diese Helmzier und die ebenfalls metallene Helmspitze besaßen nur repräsentativen bzw. dekorativen Wert, zugleich waren sie aber gute Reflektoren für Licht und verrieten damit die Position ihres Trägers im Gelände auf große Entfernungen. Deshalb wurde 1892 ein Überzug aus „schilffarbenem“, tatsächlich graugrünem Baumwollstoff eingeführt, der den Helm äußerlich völlig bedeckte. Fünf Jahre später wurden diese Helmüberzüge auf der Vorderseite mit der Regimentsnummer versehen, bei Reservetruppen mit einem zusätzlichen „R“. Bei der Einführung neuer Uniform- und Ausrüstungsstücke wurden davon *Proben* angefertigt. Das waren exakt mustermäßig erzeugte Stücke, die den Fabrikanten und militärischen Dienststellen als Vorlagen für die Produktion bzw. zur Prüfung von Lieferungen dienten.

Reservetruppen waren nicht, wie der Begriff nahelegen könnte, zu späterer Verwendung zurückgehaltene Kräfte, etwa um Verluste zu ersetzen oder Krisen zu meistern. Vielmehr handelte es sich um Kriegsaufstellungen mit einem ganz schwachen Kader aktiver Soldaten. Vom Zugführer abwärts waren es bei der Infanterie meist Männer, deren aktiver Militärdienst Jahre zurücklag und die durch die Mobilmachung wieder zu Soldaten wurden. Das Durchschnittsalter der Mannschaften und Unteroffi-

ziere in den Reserveverbänden lag bei Kriegsbeginn unter 30 Jahren. Reservetruppen wurden bei der Mobilmachung bis zur Größe von Armeekorps planmäßig aufgestellt. Das waren komplette, operationsfähige Großverbände, die völlig neu entstanden. Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung waren in den Militärdepots bereitgelegt. Ein Drittel der Korps, die Deutschland im Sommer 1914 aufbot, waren Reservekorps.

Ob die Feldarmee durch Reservetruppen eine wirkliche Verstärkung erfahren würde, war vor dem Krieg in der Militärpublizistik umstritten: Führer und Untergebene waren sich zunächst noch ganz unbekannt, und die weitaus meisten Soldaten waren schon vor längerer Zeit wieder ins Zivilleben zurückgekehrt. Es fehlte nicht an Stimmen, die für kleinere, dafür aber erstklassig ausgebildete und beweglichere Operationsarmeen eintraten. Letzten Endes siegte aber der Wunsch, die stärkeren, und das heißt, die zahlreicheren Bataillone zu besitzen.

Den Deutschen gelang mit ihren Reservekorps eine strategische Überraschung, denn sie setzten sie von Anfang an zusammen mit den aktiven Friedenskorp ein. Das hatte man in Frankreich nicht erwartet. Dort hatte man gemeint, die deutschen Reservetruppen, deren Aufstellung an sich kein Geheimnis war, würden den aktiven Korps als eine zweite Linie für leichtere Gefechtsaufgaben wie die Belagerung von Festungen folgen.

Bei Kriegsbeginn befahl das preußische Kriegsministerium, dass statt der auffälligen roten Abzeichen künftig solche



Soldaten der Landwehr trugen ein „L“ auf dem Helmüberzug. Landwehrverbände waren schlechter ausgerüstet als Reservetruppen, setzten sich aus älteren Mannschaften zusammen und sollten im Rahmen der Operationsarmee weniger anspruchsvolle Aufträge erhalten. Diese Postkarte schrieb der Landwehrmann Carl Putschier aus Hamburg an seine Mutter. Die letzte Zeile lautet: „Mir geht's noch gut.“

links oben: Diese Geschützbedienung einer Feldkanone 96 n/A gehört zum Feldartillerieregiment Nr. 74 (Torgau, Wittenberg), Manöverbild um 1910. Die Nummern zeigten nicht die Waffengattung an, sondern nur die Nummer des Truppenteils.

links unten: Soldaten des Infanterieregiments Nr. 94 im Manöver, ca. 1905. Die Garnisonen der thüringischen Einheit lagen in Weimar, Eisenach und Jena. Die Verteilung des Regiments auf drei verhältnismäßig weit auseinander liegende Orte war militärisch unerwünscht, doch hatten auf diese Weise drei Städte des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach eine eigene Garnison.

in grüner Farbe anzubringen seien. Um die Identifizierung der Truppen durch den Feind zu erschweren, kamen die Nummern auf den Helmüberzügen nach und nach außer Gebrauch und wurden im Oktober 1916 endgültig abgeschafft. Zu diesem Zeitpunkt trat aber schon der Stahlhelm (siehe Nr. 48) an die Stelle der Lederhelme. Auf den Stahlhelmen wurden nie Einheitsnummern angebracht. ■

Jürgen Kraus, Die feldgraue Uniformierung des deutschen Reichsheeres, 2 Bände, 2. Auflage, Wien 2009.

Neuaufstellungen



35 Mütze des bayerischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 16

1914

Baumwolle, Wachstuch, Leder

13,5 × 22,5 × 25 cm

Inv. Nr. H 10714

Bei Kriegsbeginn mobilisierte Deutschland 39 aktive Armee- und Reservekorps. Die Anforderungen des Krieges waren aber von Anfang an so hoch, dass weitere Großverbände aufgestellt werden sollten. Das preußische Kriegsministerium befahl am 16. August 1914 die Formierung von dreizehn zusätzlichen Reservedivisionen. Bayern bildete davon eine. Aus Tarnungsgründen wurden die Regimenter zunächst nicht nach ihren Nummern bezeichnet, sondern nach den Namen ihrer Kommandeure. Beim 16. Reserve-Infanterieregiment war das Oberst Julius List.

Für diese überplanmäßig aufgestellten Verbände gab es keine im Frieden niedergelegten Bestände an Uniformen, Ausrüstung, Waffen usw. Das zwang zu Improvisationen. An Stelle der Helme wurden Wachstuchmützen ausgegeben. Diese Kopfbedeckungen waren eigentlich für den Landsturm bestimmt, also Formationen, die sich aus Dienstpflichtigen älterer Jahrgänge zusammensetzten, die vor allem für Objektschutzaufgaben im rückwärtigen Heeresgebiet und in der Heimat vorgesehen waren.

Als viel ernster erwies sich das Fehlen von Führern und Ausbildern, die körperlich und geistig frisch waren und die Anforderungen des modernen Gefechts kannten. Die meisten von ihnen waren inaktive, ältere Leute, die den Kontakt mit den modernen Entwicklungen verloren hatten. Von der Aufstellung der Verbände bis zu ihrem Abtransport an die Front waren nur zwei Monate vergangen. Das war ein Rüstungsrekord,

allerdings ein fragwürdiger, denn die Ausbildungszeit hatte nicht annähernd ausgereicht, die Männer für die Anforderungen des modernen Großkampfes vorzubereiten.

Neun dieser Divisionen gingen nach Flandern, also an den Nordabschnitt der Westfront. Diesen Raum hatte der Krieg bisher verschont, und die deutsche Heeresleitung hoffte, dass die neuen Korps dort mehr oder weniger in ein Vakuum hineinstoßen würden. Das aber war nicht der Fall. Engländer, Franzosen und Belgier glaubten nämlich ebenfalls, dort einen vom Feind noch freien Raum vor sich zu haben, und führten starke Verbände nach Flandern. Die Gegner prallten also frontal aufeinander, und die deutsche Infanterie, taktisch ungewandt, wie es angesichts ihrer kurzen Schulung nicht anders sein konnte, erlitt schwerste Verluste.

Zu den Legenden, die sich um die „jungen Regimenter“ gebildet haben, gehört, dass sie sich zu großen Teilen, ja überwiegend aus begeisterten jungen Kriegsfreiwilligen zusammensetzten, meist Gymnasiasten und Studenten. Diese Behauptung hält einer Nachprüfung nicht stand. So viele Schüler und Studenten, wie man für die neuen Divisionen gebraucht hätte, gab es in ganz Deutschland nicht, und viele waren ja schon bei Kriegsausbruch in das regulär mobil gewordene Heer eingetreten. Das 16. bayerische Reserve-Infanterieregiment zählte nur knapp zwei Prozent Gymnasiasten und Studenten in seinen Reihen. Die meisten Soldaten waren sogenannte



Sterbebild eines Soldaten des 16. bayerischen Reserve-Infanterieregiments. Nach Alter und Lebensstellung ist er typisch für seine Einheit. Der 29. Oktober 1914 war der erste Gefechts-tag des Regiments überhaupt. Maiers Kompanie verlor an diesem Tag 21 Gefallene.

Ersatzreservisten. Das waren Militärlieferanten, die aufgrund der niedrigen deutschen Rekrutierungsquote im Frieden nicht eingezogen worden waren und daher keine militärische Ausbildung besaßen, die aber im Bedarfsfall jederzeit für den Militärdienst herangezogen werden konnten. Immerhin 30 Prozent des Regiments bestanden aus Freiwilligen, unter ihnen ein in München lebender Österreicher, der sich dort als Kunstmaler versuchte, Adolf Hitler. Er war damals 25 Jahre alt, was annähernd dem Durchschnittsalter der Soldaten dieser Einheit entsprach. Wie 70 Prozent seiner Kameraden war Hitler militärisch nicht

geschult, als er sich freiwillig meldete.

Der erste Einsatz des Regiments Ende Oktober/Anfang November dauerte nicht einmal eine Woche. Danach waren von den 3.000 Mann, mit denen das Regiment ausgerückt war, noch 730 einsatzfähig. Das entsprach Verlusten von 75 Prozent! Annähernd 450 Soldaten waren gefallen, und die Ruhepause bis zu den nächsten schweren Kämpfen dauerte nur wenige Tage. Man benutzte sie unter anderem dazu, die Wachstuchmützen gegen Helme zu vertauschen, die jetzt zur Verfügung standen, weil sie von ihren bisherigen Trägern nicht mehr benötigt wurden. Die Ähnlichkeit der Wachstuchmützen mit den Tellermützen der Engländer hatte wiederholt zu folgenschweren Verwechslungen und Beschießungen durch andere deutsche Truppen geführt. Das Regiment hat seine eigentümlichen Mützen also nur wenige Tage im Gefecht getragen.

Während des ganzen Krieges verlor das Regiment 3.754 Mann. Von allen vier Reserve-Infanterieregimentern, die damals für die neue bayerische Reservedivision aufgestellt worden waren, ist das die höchste Ziffer. Sie liegt deutlich über dem Durchschnitt der planmäßig mobil gemachten Reserve-Infanterieregimenter (ca. 3.000), die noch dazu die außerordentlich verlustreichen Schlachten der ersten Kriegswochen mitgekämpft hatten, an denen das Reserve-Infanterieregiment Nr. 16 noch nicht beteiligt gewesen war. Dieser Unterschied dürfte in der schlechten Ausbildung und dem vielfach ungeeigneten Führungspersonal seine Ursache haben. Ein plastisches Bild von den Zuständen in dieser Einheit entwirft Alexander Moritz Frey in seinem autobiographischen Werk „Die Pflasterkästen. Ein Feldsanitätsroman“, der 1929 erschien. ■



Gruppenfoto von Soldaten des bayerischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 17, Oktober 1914. Es wurde zusammen mit dem 16. Reserve-Infanterieregiment aufgestellt. Die Soldaten tragen Wachstuchmützen mit feldgrauem Überzug.



Auszug des Landsturm-Bataillons Rosenheim am 18. September 1914. Das Bataillon war im Münchner-Kindl-Keller in der Rosenheimerstraße untergebracht. Auf seinem Weg zum Hauptbahnhof überquerte es den Münchner Marienplatz. Der Landsturm wurde erst einige Wochen nach Ausspruch der Mobilmachung angeboten. Er sollte in den besetzten Gebieten Bewachungsaufgaben übernehmen und so Truppen der Feldarmee für den Fronteinsatz freimachen. Mützen, wie sie das 16. bayerische Reserve-Infanterieregiment trug, waren eigentlich für die Köpfe der Landstürmer vorgesehen.

Alexander Moritz Frey, Die Pflasterkästen. Ein Feldsanitätsroman [1929], Leipzig/Weimar 1984.

Fridolin Solleder, Vier Jahre Westfront. Geschichte des Regiments List R.I.R. 16, München 1932.

Karl Unruh, Langemarck. Legende und Wirklichkeit, 3. Aufl., Bonn 1997.

Thomas Weber, Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Weltkrieg – Mythos und Wahrheit, Berlin 2011.

Kleiner Kreuzer S.M.S. Emden



36 Wandteller

um 1915

Porzellanfabrik Fraureuth

Porzellan, Ø 29,2 cm

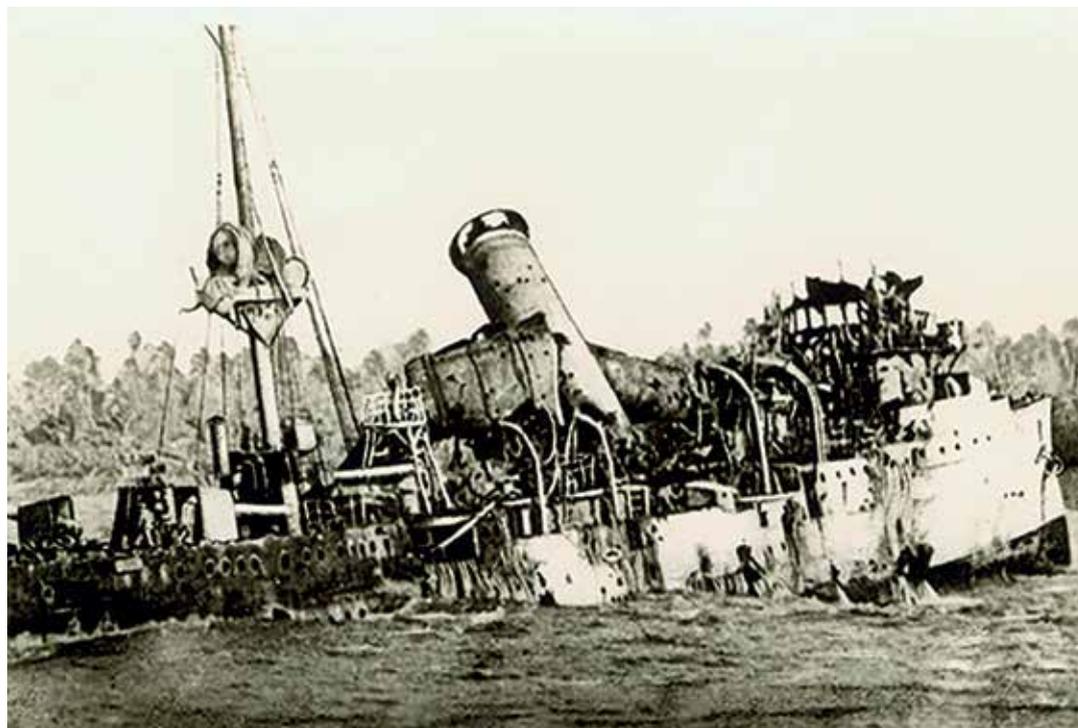
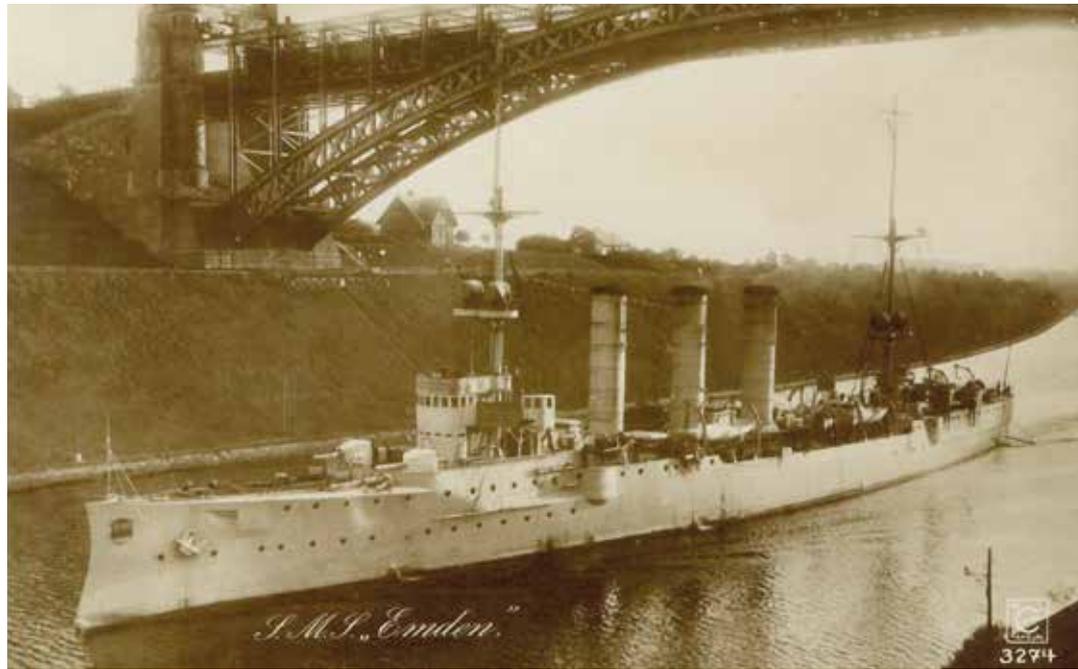
Inv. Nr. 558-1986

Der 1910 in Dienst gestellte Kleine Kreuzer *Emden* war das populärste deutsche Kriegsschiff des Ersten Weltkrieges. Diese Bekanntheit drückte sich auch in der Produktion zahlreicher patriotischer Artikel wie dieses Wandtellers aus. 1914 gehörte das Schiff zum Ostasiengeschwader der deutschen Marine, das in Tsingtau stationiert war, der Hauptstadt des deutschen Schutzgebietes Kiautschou in China. Nach Kriegsausbruch versuchte dieses Geschwader, geführt von Admiral Graf Spee, nach Deutschland zurückzukehren, um nicht der weit überlegenen japanischen Flotte zum Opfer zu fallen. Unterwegs detachierte Spee die *Emden* in den Indischen Ozean, um dort Handelskrieg zu führen. Das war eine klassische Aufgabe für Schiffe dieser Art, die eine für damalige Verhältnisse hohe Geschwindigkeit – im Fall der *Emden* 23,5 Knoten pro Stunde – erzielten und damit weite Seegebiete unsicher machen konnten. Vor schwer gepanzerten und bewaffneten, aber langsamen Schlachtschiffen und Panzerkreuzern schützte sie das hohe Tempo, das sie laufen konnten. In den weiten Räumen des Indischen Ozeans war ein einzelnes, schnelles Schiff für den Gegner schwer aufzufinden und zu vernichten. Die Durchführung solcher Kaperfahrten gestaltete sich allerdings kompliziert, denn der Kreuzer musste in kurzen Abständen seinen Kohlenvorrat auffüllen und war dafür auf die Zusammenarbeit mit Kohlenschiffen angewiesen.

Die *Emden* versenkte 16 Handelsschiffe mit zusammen 71.000 BRT. Ihr

Kommandant, Kapitän zur See Karl von Müller, hielt sich peinlich an die Regeln des Seekriegs und tat das Mögliche, um den Besatzungen der aufgebrachtten Schiffe ihr Los soweit wie möglich zu erleichtern. Das brachte dem deutschen Kreuzer, unerachtet des Schadens, den er anrichtete, einen guten Ruf ein. Dieser Schaden war weit höher, als es die Tonnage der versenkten Frachtschiffe ausdrückt, zu denen noch einige als Preisen aufgebrachtte Schiffe und zwei versenkte Kriegsschiffe zu rechnen wären. Seine Tätigkeit lähmte die Handelsschifffahrt im Indischen Ozean für mehrere Wochen, trieb die Versicherungsprämien in die Höhe, führte vorübergehend zur Einstellung der Truppentransporte aus Neuseeland und Australien und zwang die Alliierten, zahlreiche hochwertige Kriegsschiffe loszuschicken, um die *Emden* auszuschalten.

Zu Müllers Zielen gehörten auch strategisch wichtige Einrichtungen an Land. Sein Kreuzer schoss ein großes Erdöllager beim indischen Madras in Brand und zerstörte im November 1914 eine Kabel- und Funkanlage auf den Kokosinseln. Das war sein letzter Streich. Die Funker konnten nämlich noch einen Funkspruch absetzen, der einen in der Nähe befindlichen australischen Kreuzer herbeirief, die *Sydney*. Dieses Schiff war zwar auch nur ein „leichter“ Kreuzer, besaß aber 15,2-cm-Geschütze, die *Emden* nur solche von 10,5 cm. Diese schwache Bewaffnung hatte sie mit allen vor 1914 gebauten deutschen Kleinen Kreuzern gemeinsam. In kurzer Zeit verwandelte

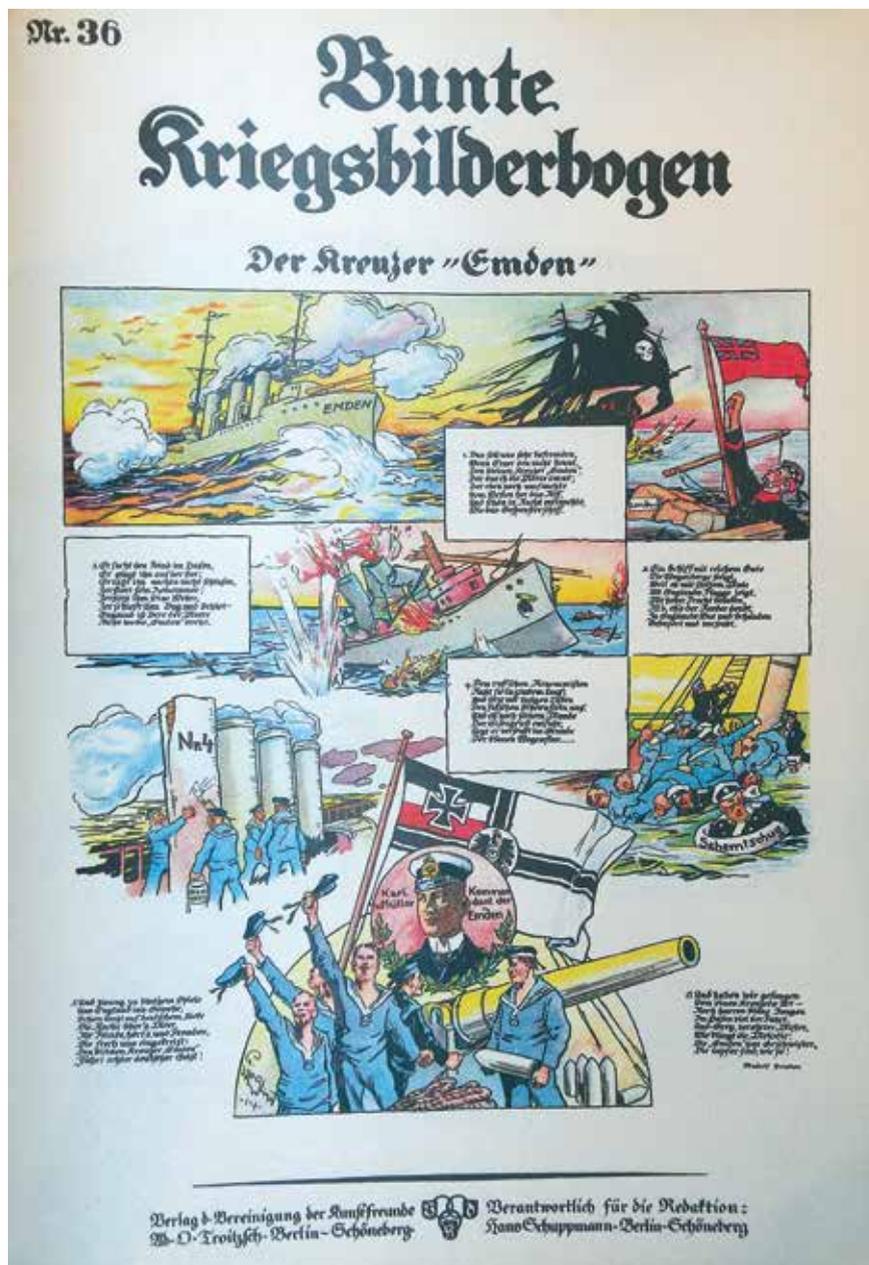


linke Seite oben: Der Kleine Kreuzer *Emden* unter der Levensauer Hochbrücke im Kaiser-Wilhelm-Kanal (jetzt Nord-Ostsee-Kanal).

linke Seite unten: Das zerschossene Wrack der *Emden* auf einem Riff vor den Kokosinseln.

oben: Die Fahrt des Schoners *Ayesha*, mit dem der Landungszug der *Emden* sich vor dem Zugriff der Australier rettete, war eine der letzten Episoden der Seekriegsgeschichte unter Segeln.

die *Sidney* ihren Gegner in ein Wrack. 136 Besatzungsmitglieder fanden den Tod; die Überlebenden, darunter von Müller, gerieten in Gefangenschaft. 50 Matrosen unter der Führung von Kapitänleutnant Hellmuth von Mücke, die zur Zerstörung der Funkanlagen an Land gegangen waren, konnten allerdings entkommen: Sie bemächtigten sich des im Hafen liegenden altersschwachen Dreimastschoners *Ayesha*, mit dem sie davongelieten. Es erscheint bemerkenswert, dass auf einem Dampfschiff ausgebildete Seeleute damals in der Lage waren, ein großes Segelschiff, und noch dazu eines, das sich in schlechtem Zustand befand, zu handhaben. Außer einigen Infanteriewaffen führten sie die Kriegsflagge der *Emden* mit sich. Damit wurde die *Ayesha* zu einem der letzten operativen Kriegsschiffe unter Segeln. Unterwegs wechselten sie von dem Segler auf einen Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der sie ins Rote Meer



Die Bunten Kriegsbilderbogen schilderten die Taten des Kleinen Kreuzers Emden, darunter die Versenkung des russischen Kreuzers Schemtschug und die Tarnung des Schiffes durch Aufsetzen eines künstlichen vierten Schornsteins.



links: Korvettenkapitän Karl von Müller (1873–1923), Kommandant des Kleinen Kreuzers Emden.



rechts: Kapitänleutnant Hellmuth von Mücke (1881–1957) war Erster Offizier der Emden und führte den Landungszug des Kreuzers.

und an die jemenitische Küste brachte. Die arabische Halbinsel gehörte formal zum Osmanischen Reich, doch beschränkte sich dessen Macht auf die engste Umgebung einiger weniger Garnisonen. Dort hätte man die Deutschen und die Maschinengewehre, die sie mit sich führten, gern behalten, doch gelang es Mücke, sich loszumachen und seinen Weg fortzusetzen. Teils mit Schiffen entlang der Küste, teils zu Land gelang es, Anschluss an die Hedschasbahn zu finden, die gebaut worden war, um Pilger nach Mekka zu bringen. Im Mai 1915 erreichte der inzwischen berühmt gewordene Landungszug Konstantinopel.

Mücke veröffentlichte noch während des Krieges zwei Bücher über die Fahrten des Kreuzers und die Abenteuer des Landungszuges, die hohe Auflagen erzielten. Dieser Erfolg hing auch damit zusammen, dass das Schicksal der Emden und ihrer Besatzung viele Elemente klassi-

scher Abenteuer-, ja Seeräuberromantik aufwies und insofern einen attraktiven Kontrast zum Grauen der Infanterie- und Artillerieschlachten an den europäischen Landfronten bildete. Nach dem Krieg wurde den Überlebenden der Emden eine besondere Ehrung zuteil: Sie durften für sich und ihre direkten Nachkommen den Namen des Schiffes als Zusatz zu ihrem Familiennamen führen. ■

Hellmuth von Mücke, Ayesha, Berlin 1915.

ders., Emden, Berlin 1915.

Der Kreuzerkrieg in den ausländischen Gewässern, bearbeitet von Erich Raeder, Band 2, Die Tätigkeit der Kleinen Kreuzer „Emden“, „Königsberg“ und „Karlsruhe“. Mit einem Anhang Die Kaperfahrt des Kleinen Kreuzers „Geier“, Berlin 1923 = Der Krieg zur See 1914–1918, herausgegeben vom Marinearchiv, Der Kreuzerkrieg in den ausländischen Gewässern, Band 2.

Dan Van der Vat, The Last Corsair. The Story of the Emden, London 1983.

Tod und Trauer



37 Die Nachricht Gemälde von I. Eichstaedt

um 1915

Öl auf Leinwand

47 x 70 cm

Inv. Nr. 1097-1990

Dieses Gemälde zeigt, wie eine bürgerliche Familie die Nachricht vom Soldatentod ihres Sohnes erhält. Überbringer der traurigen Botschaft ist ein verwundeter Soldat, der sich bereits ausgezeichnet hat, wie man am Bändchen seines Eisernen Kreuzes (siehe Nr. 29) sieht. Er kannte den Gefallenen wohl persönlich, war mit ihm vielleicht sogar befreundet. Jedenfalls führt er Gegenstände aus dessen Besitz mit, die dem Betrachter des Bildes wichtige Informationen über den Toten vermitteln: Das Notizbuch zeugt von der Bedeutung, die er seinem Kriegserlebnis beimaß, denn sonst hätte er keine Aufzeichnungen gemacht, das Eiserne Kreuz berichtet von seiner Tapferkeit, und der Degen weist ihn als Offizier aus.

Die Familie hat sich im repräsentativen Salon ihrer Wohnung versammelt. Die Ausstattung des Zimmers, seine peinliche Ordnung und die zwar einfache, aber sorgfältige Bekleidung seiner Bewohner weisen diese als Angehörige des gediegenen und gebildeten Bürgertums aus. Sie nehmen die traurige Nachricht in einer Art auf, die man geradezu als Anleitung dafür interpretieren kann, wie Angehörige dieser Gesellschaftsschicht sich in solcher Lage vorbildlich verhalten sollten: Die jüngere Schwester darf ihren Emotionen noch freien Lauf lassen. Sie sinkt weinend über dem Tisch zusammen, über den ein makelloser blütenweißes Tischtuch gebreitet ist. Die ältere, schon verständigere Schwester blickt dem Soldaten frei und ernst ins Auge. Auch die Mutter bewahrt ihre Fassung, kann aber die Tränen, die sie

mit einem Taschentuch abwischt, nicht ganz zurückhalten. Kerzengerade steht der Vater da, der sich soeben von seinem Stuhl erhoben hat. Sein weißes Haar deutet sein fortgeschrittenes Alter an und berichtet vom Lebenskampf, den er zu bestehen hatte. Die schlanke Gestalt zeugt von Disziplin und Mäßigkeit. Immerhin fällt es ihm in dieser Situation nicht ganz leicht, seine makellos-aufgerichtete Haltung zu bewahren, denn er muss sich an Armlehne und Tisch abstützen, allerdings ohne dabei nach vorne zu sinken.

Die Konventionalität der Darstellung macht sie zu einem aufschlussreichen Dokument einer versunkenen Empfindungswelt. ■



Frauen füllen in einer Armee-Konservenfabrik Konservendosen mit Fleischstücken. Unter ihren Arbeitsschürzen tragen mehrere von ihnen schwarze Kleidung, wohl als Zeichen der Trauer um einen gefallenen Angehörigen.



Trauerfeier vor frischen Gräbern Gefallener, im Hintergrund angetretene Soldaten vom württembergischen Grenadierregiment Nr. 123, ca. 1916.

linke Seite: Georg Wohlschläger vom bayerischen Landwehr-Infanterieregiment Nr. 2 trauert mit einem Feldgeistlichen am Grab eines gefallenen Kameraden, Aller-

heiligen 1916. In Bayern durften Angehörige geistlicher Orden, die als Feldgeistliche dienten, ihr Ordensgewand tragen. Die Armbinde machte sie als Militärseelsorger kenntlich.

Nageldenkmäler



38 Kriegswahrzeichen der Stadt Neuburg an der Donau

1916

Jakob Bradl, Andreas Lang

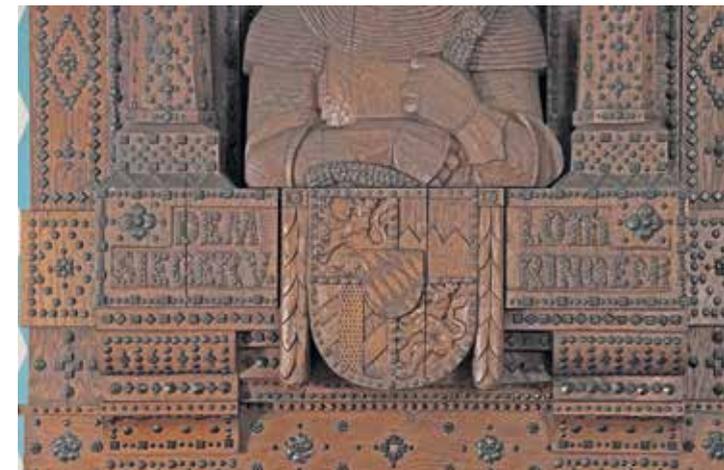
Eiche, Eisen, 315 × 280 × 81 cm

Leihgabe des Historischen Vereins der Stadt Neuburg

Inv. Nr. L 6803

Benagelte hölzerne Plastiken, damals „Kriegswahrzeichen“ genannt, waren eine Form karitativer Bestrebungen im Ersten Weltkrieg. Ausgehend von Wien verbreiteten sie sich 1915 bis 1918 im ganzen deutschen Sprachraum. Gegen Erlegung eines bestimmten Betrags durfte man in den Holzkörper einen Nagel einschlagen oder einschlagen lassen, wobei die Tarife je nach Nagelgröße gestaffelt waren. In Neuburg schwankten sie bei eisernen Nägeln zwischen 20 Pfennigen und 1 Mark. Ein silberner Nagel kostete 3 Mark. Damit war aber wohl nur ein silberfarbener Überzug eines eisernen Nagels gemeint, der einen bestimmten Effekt im Nagelornament hervorrufen sollte. Jedenfalls reagiert ein Magnet auf alle Nägel dieses Denkmals. Der Erlös dieser Aktion war für die Angehörigen gefallener Soldaten bestimmt:
UNSEREN HELDEN ZUR EHR
IHREN WAISEN ZUR HILFE

Das Einschlagen der Nägel bildete Aufschriften und dekorative Muster, teilweise von patriotisch-monarchischer Bedeutung. Darin, dass durch die Benagelung ein dauerhaftes Erinnerungszeichen entstand, lag ein besonderer Anreiz, sich zu beteiligen. Die Spender konnten sich in ein besonderes Verzeichnis eintragen, das „Eiserne Buch“. Es sollte in einer verschließbaren Truhe aufbewahrt werden, die in Form einer Sitzbank am Denkmal angebracht war. Dieses Buch hat sich im Fall Neuburgs nicht erhalten.



Aus Nägeln gebildete Widmungsinschrift.

Das Neuburger Denkmal wurde im Rathaus aufgestellt und im März 1916 mit einer großen Feier seiner Bestimmung übergeben. Militär- und Zivilbehörden, Schulen, städtische Einrichtungen sowie Männer- und Frauenvereine mit ihren Fahnen entsandten dazu ihre Vertreter. Die Vereine hatten sich zuvor am Kriegerdenkmal versammelt und waren mit Musik zum Rathaus gezogen. Schon am ersten Tag der Nagelung wurden mehr als 1.500 Mark für Nägel Erlöst. Ansichtspostkarten des Denkmals brachten nochmals 800 Mark ein.

Ein Bürger der Stadt hatte das Denkmal gestiftet. Gestaltet wurde es von Jakob Bradl, dem Direktor der Schnitzschule Oberammergau. Ausgeführt wurde es von dem Bildhauer Andreas Lang. Wie allen Nageldenkmälern lag ihm ein patriotisches Motiv zugrunde, hier der bayerische Kronprinz Rupprecht. Dieser



links: Werbepostkarte für ein Nageldenkmal in Potsdam.

rechts: Diese Postkarte huldigte dem „Sieger von Lothringen“.



linke Seite links: Der Wiener „Wehrmann im Eisen“ war das Vorbild für die Nageldenkmäler in Österreich und im Deutschen Reich. Die Benagelung der Statue aus Lindenholz begann im März 1915. Sie ist heute am Rathaus in Wien aufgestellt.

linke Seite rechts: Der eiserne Hindenburg in Berlin war von allen Nagelstatuen natürlich die größte.

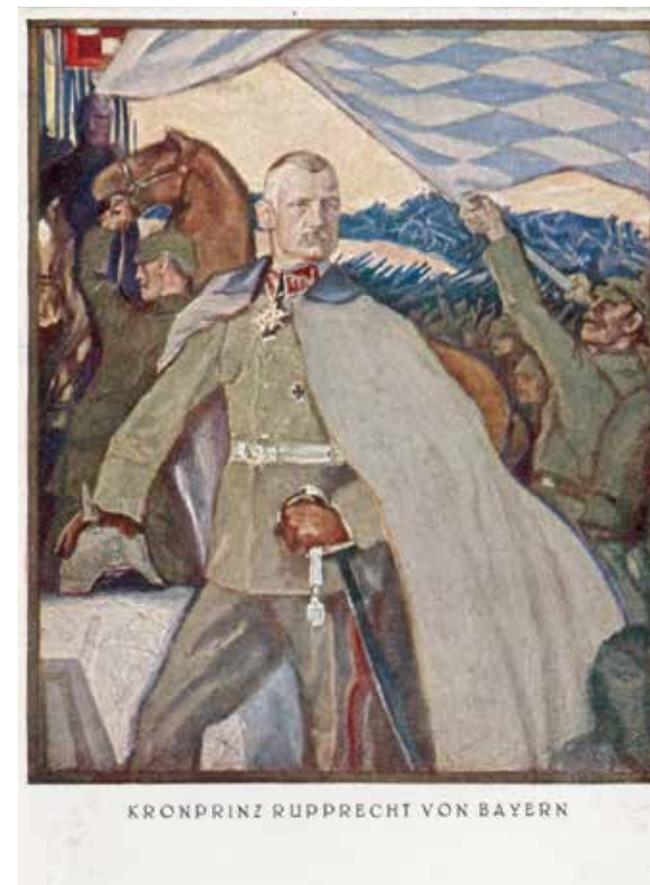




Postkarte mit der Abbildung des noch unbemaltes Neuburger Kriegswahrzeichens.

war bei Kriegsausbruch als Oberbefehlshaber an die Spitze der vor allem aus bayerischen Truppen bestehenden 6. Armee getreten. Das Neuburger Kriegswahrzeichen war zugleich das erste Denkmal, das dem Kronprinzen in Bayern errichtet wurde. Bradl wählte den Stil des 16. Jahrhunderts, in dem das Neuburger Herzogtum der Wittelsbacher seine Blütezeit erlebt hatte. Rupprecht selbst ist als geharnischter Ritter des Mittelalters dargestellt, also einer noch früheren Zeit. Sein Schild zeigt das bayerische Wappen, ein bayerischer Löwe bildet die Helmzier.

Das Denkmal präsentiert Rupprecht als „SIEGER V. LOTHRINGEN“ und nennt auf einem eisernen Beschlag das Datum der Schlacht: den 20./21. August 1914. Damals hatte die von Rupprecht geführte Armee die in Lothringen eingedrungenen Franzosen angegriffen und zurückgeschlagen. Es war die erste große Schlacht des Weltkriegs. Der Angriffsentschluss wurde später als übereilt kritisiert. Ein weit größerer Erfolg wäre möglich gewesen, wenn die Führung der 6. Armee noch einige Tage gewartet und die Franzosen in eine vorbereitete Umschließung durch deutsche Truppen hätte hineinlaufen lassen. Dass die Franzosen den Deutschen den Gefallen getan hätten, in eine offensichtliche Falle zu tappen, ist allerdings wenig wahrscheinlich. In seiner Festansprache drückte der Neuburger Bürgermeister Mayer seine Hoffnung aus, dieses Denkmal möge „uns und allen kommenden Geschlechtern die Ruhmestaten unseres Kronprinzen für alle Zeit vergegenwärtigen und zugleich Zeugnis ablegen von dem Opfersinn und der Opferfreudigkeit der Gesamtbevölkerung der Stadt Neuburg in dieser großen schweren Kriegszeit“.



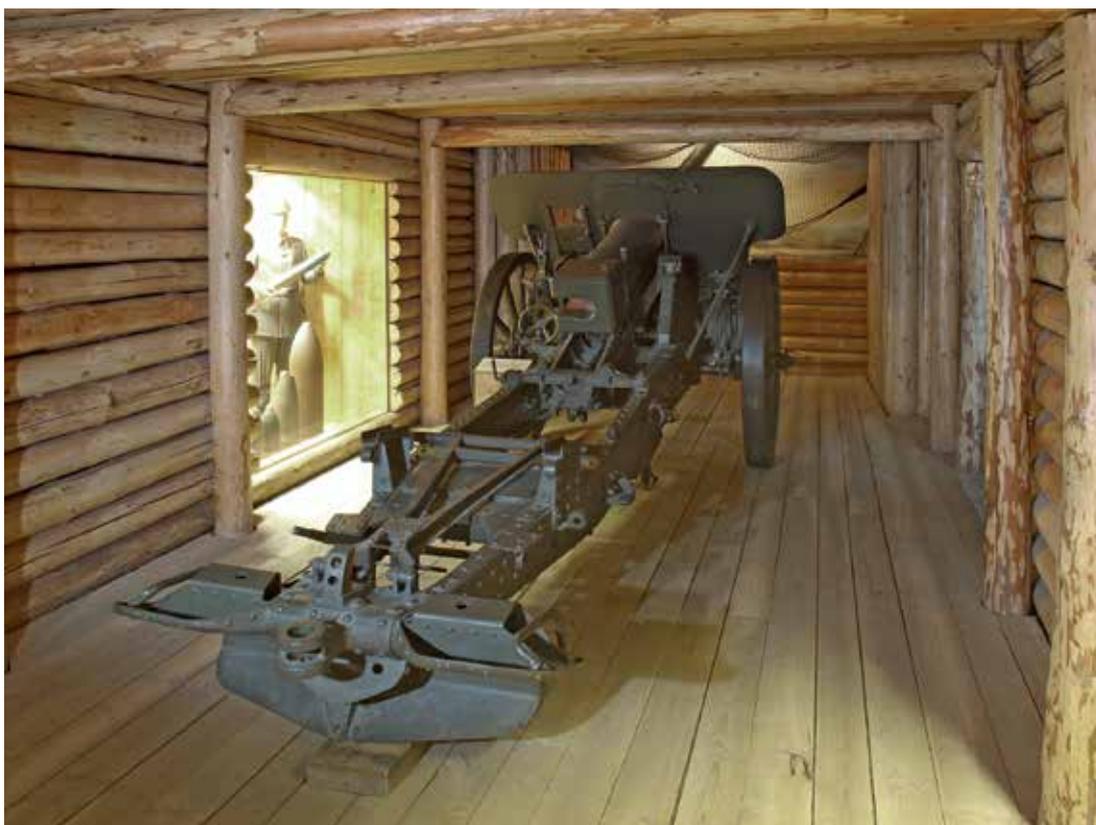
So lange, wie seine Stifter hofften, also „für alle Zeit“, kündete das Denkmal allerdings nicht vom Opfersinn der Neuburger. Am Ende des Zweiten Weltkrieges ging das Rathaus der Donaustadt in Flammen auf. Das Kriegswahrzeichen von 1916 wurde zwar gerettet, erhielt aber im wiederaufgebauten Rathaus keinen Platz mehr. ■

Paul Rieth malte Rupprecht als Feldherr an der Spitze seiner Bayern. Als moderner General ist er vom Pferd gestiegen und stützt sich auf die Karte.

Wolfgang Diers, Nagelkämpfer. Propaganda mit ephemeren Denkmälern im Ersten Weltkrieg, in: ders., Schlagbilder. Zur politischen Ikonographie der Gegenwart, Frankfurt a. M. 1997, S. 78–100.

http://www.munzel-everling.de/download/munzel_nagelfiguren.pdf

Artillerie III: schweres Flachfeuer



39 Kanone 17

1918

Rheinische Metallwarenfabrik

Stahl, Holz

Kaliber: 10,5 cm, Geschossgewicht: 18,75 kg (Sprengladung 1,8 kg),

Geschützwicht in Feuerstellung: 6,500 kg, Schussweite: 14.100 m bis max. 16,500 m (mit Haubengranate 18)

Inv. Nr. 1004-1985

Die Artillerie war nach der Infanterie die zahlenmäßig größte Waffengattung. Sie teilte sich in eine leichte und eine schwere. Die leichte nannte man *Feldartillerie*, da ihre Geschütze mobil genug sein mussten, den raschen Ortswechseln des Bewegungskriegs zu folgen. Daraus ergab sich eine Obergrenze für die Geschützwichte und damit auch für deren Kaliber und Reichweite. Die schwere Artillerie war für den Kampf um Festungen bestimmt. Solche Geschütze mussten eine große Zerstörungskraft besitzen, was sie auch gewichtsmäßig schwer machte. Das konnte man in Kauf nehmen, weil es beim langsamen und ortsfesten Gang des Festungskriegs nicht auf Beweglichkeit ankam. In Deutschland hieß die schwere Artillerie *Fußartillerie*. Bei Kriegsbeginn besaß die deutsche Armee 7.000 leichte und 3.600 schwere Geschütze, davon 1.400 moderne Rohrrücklaufgeschütze (siehe Nr. 12 und 28). In den Festungen standen noch viele ältere Geschütze aus dem 19. Jahrhundert, die noch keine Rohrrücklaufeinrichtung besaßen, aber ballistisch für die Aufgaben der Festungsverteidigung noch leistungsfähig genug waren.

Im Stellungskrieg traten an die Artillerie ganz ähnliche Herausforderungen heran wie im Festungskrieg. Die leichten Feldgeschütze waren kaum in der Lage, moderne Feldbefestigungen zu zerstören. Binnen kurzer Zeit gelangten daher auch die alten Geschütze ohne Rohrrücklauf an die erstarrten Fronten. Sie schossen

zwar langsam, aber weit, und das mit großem Kaliber. Das bedeutete indes nicht, dass die schweren Geschütze die leichten verdrängten. Leichte Feldgeschütze spielten aufgrund ihrer Flexibilität und hohen Schussfolge weiterhin eine wichtige Rolle. Im Februar 1917 standen 7.130 schwere Geschütze an den Fronten, darunter immer noch sehr viele ältere und Beutegeschütze. Zum Zeitpunkt des Waffenstillstandes waren es noch 5.000, dann allerdings ganz überwiegend moderne deutsche Rohrrücklaufgeschütze (bei ca. 11.000 leichten Geschützen).

Leichte und schwere Geschütze teilten sich in Flachfeuer- (Kanonen) und Steilfeuergeschütze (Haubitzen, Mörser). Bei gleichem Kaliber erzielten Kanonen stets eine größere Reichweite als Steilfeuergeschütze. Diese Überlegenheit erkaufte sie mit einem bedeutend höheren Gewicht und stärkeren Treibladungen. Die leichte Feldhaubitze 98/09 wog in Feuerstellung 1.225 kg (Reichweite: 6.300 m), die 10-cm-Kanone 04 dagegen 2.800 kg (Reichweite: 12.700 m).

Im Stellungskrieg kam der Schussweite besondere Bedeutung zu. Mit weittragenden Geschützen konnte man tief ins feindliche Hinterland schießen und dort Versorgungseinrichtungen, Anmarschwege und Kommandoposten unter Feuer nehmen. Man konnte sie aber auch weit ins eigene Hinterland zurückziehen, um sie so der Gegenwirkung der feindlichen Artillerie zu entziehen. Entsprechend stieg der Anteil



Munitionsausladestelle hinter der Front: Die Artillerien des Ersten Weltkriegs verbrauchten ungeheure Mengen von Munition, deren Erzeugung und Antransport eine der großen logistischen Herausforderungen des Krieges war.

der Kanonen an den schweren Geschützen. Bei Kriegsbeginn betrug er bei den modernen schweren Geschützen nur ein Sechstel, bei Kriegsende drei Fünftel.

Um die Reichweite der bisherigen 10-cm-Kanonen zu steigern, wurde das Modell 17 entwickelt, das ab Ende 1917 an die Front kam. Bis zum Kriegsende wurden davon 192 Stück hergestellt. Die Vergrößerung der Schussweite gelang durch Verlängerung des Rohres (Modell 04: das 30-fache des Kalibers, Modell 17: das 45-fache), was allerdings auch zu einer erheblichen Gewichtsvermehrung geführt hatte. Deshalb musste für den Marsch das Rohr aus der Lafette gezogen und auf einem eigenen Fahrzeug transportiert werden. Die Batterien hatten nur noch drei statt wie bisher vier Geschütze. ■

Hermann Schirmer, Das Gerät der schweren Artillerie vor, in und nach dem Weltkrieg, Berlin 1937.

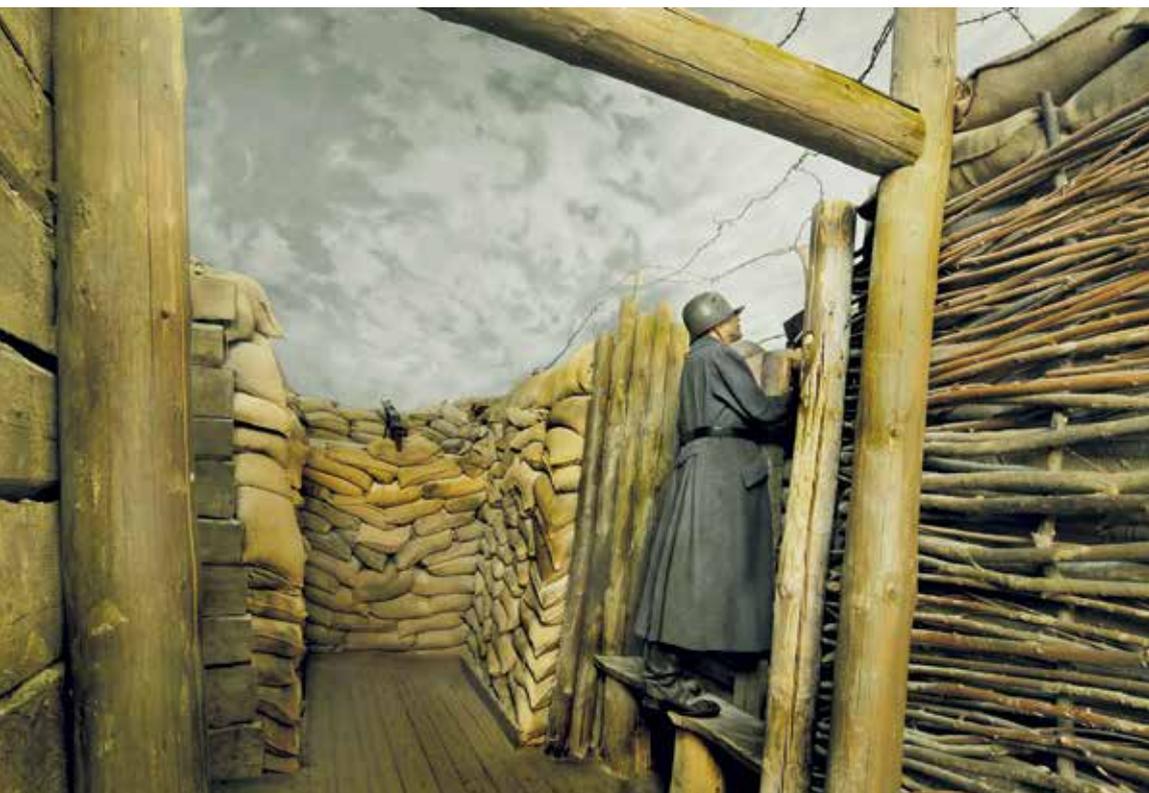
Franz Kosar, Taschenbuch der Artillerie, Band 2, Mittlere Feldgeschütze, München 1973.



oben: Um eine möglichst große Schussweite zu erzielen, besaß die Kanone 17 eine für Kanonen ungewöhnlich große maximale Rohrerhöhung von 45°.

unten: Fabrikneue Kanone 17. Das Geschütz trägt den im letzten Kriegsjahr eingeführten mehrfarbigen Tarnanstrich.

Schützengraben



40 Rekonstruktion eines Schützengrabens

Als Deckung und Hindernis spielten künstliche Geländevertiefungen in der Kriegführung seit jeher eine wichtige Rolle. Im klassischen Festungskrieg, wie er sich seit der Frühen Neuzeit entwickelt hatte, verbargen sich Angreifer und Verteidiger in Gräben und hinter Wällen, um den feindlichen Waffen kein Ziel zu bieten und sich möglichst geschützt dem Gegner zu nähern oder ihn auf Abstand zu halten. Mit der rasanten Entwicklung, welche die Feuerwaffen im 19. Jahrhundert erlebten, drang der Schützengraben auch in die Taktik des Feldkrieges ein. Wenige Arbeitsstunden genühten, um ein beliebiges Gelände in eine provisorische Festung zu verwandeln. Schon die ersten Kriegswochen zeigten, dass kein noch so starker Wille in der Lage war, gegen das moderne Gewehr-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer über offenes Gelände vorzudringen. So gingen beide Seiten dazu über, sich in die Erde einzugraben und gewissermaßen gegenseitig zu belagern.

Die ersten Schützengräben entstanden da, wo der Bewegungskrieg zum Stehen gekommen war. Vereinzelte Schützengruben verbanden sich zu Schützengräben und diese wieder zu durchgehenden Linien. Die Gräben waren so tief, dass man in ihnen ungesehen gehen konnte. Zum Gebrauch der Schusswaffen hatten sie einen Auftritt und schartenartige Einschnitte, die Einblick in das Vorfeld gaben. Für den Fall, dass der vorderste Schützengraben verloren ging, entstanden dahinter weitere Grabenanlagen, die untereinander durch Laufgräben verbunden

waren. Um die Schutzwirkung der Gräben zu erhöhen, führte man sie in Zickzacklinien. Tief in die Erde getriebene Unterstände erweiterten die Schützengräben zu Wohnanlagen. Dazu gehörten auch Latrinen, Sanitätsunterstände und Gefechtsstände für die taktischen Abschnittskommandeure. Für Spezialwaffen wie Maschinengewehre (siehe Nr. 11 und 61) und Minenwerfer (siehe Nr. 45) entstanden besondere Feuerstellungen, die gegen Fliegersicht gut getarnt sein mussten, weil sie sonst das Artilleriefeuer auf sich zogen. Das Vorgelände der Schützengräben musste durch Hindernisse gesichert werden, die meist aus Stacheldraht hergestellt wurden. Solche Hindernisse bremsten auch den schneidigsten Sturmangriff. Die Schützen im Graben konnten die Angreifer beim Überklettern der Drahtgeflechte abschießen.

Die Grabenbesetzungen wurden in bestimmten Abständen abgelöst, wofür es keine feste Regel gab. An ruhigen Fronten mit wochenlangem Aufenthalt kam es zu einem fast kasernenartigen Ausbau der Stellungen, während bei Großkämpfen die Infanterie nach wenigen Tagen am Ende ihrer Kräfte sein konnte.

Schützengräben waren den Witterungseinflüssen preisgegeben. Ihre Wände benötigten künstliche Verstärkungen, um nicht zusammenzusacken. Dazu dienten Brettverschalungen, Sandsäcke und Astgeflecht, sogenannte Faschinen. Zerstörungen durch starke Regenfälle und Frost erzwangen immer wieder Reparaturen. Erst recht galt das für Artilleriefeuer. Da sich die Gräben



oben: In diesem Schützengraben wird die Grabenwand mit Faschinen bekleidet.

unten links: Durch Artilleriefire beschädigter Schützengraben des 15. bayerischen Infanterieregiments (Friedensstandort Neuburg an der Donau), 1915.

unten rechts: Foto-postkarten wie diese vermittelten den Eindruck, das Leben im Schützengraben sei geruhsam und beschaulich.

oben: Mahlzeit in Dreck und Nässe.

links: In die Schützengräben waren Unterstände als Schlaf- und Schutzräume eingebaut.

Bei Dauerregen war es oft unmöglich, das Volllaufen der Gräben zu verhindern. Dieses Bild entstand bei der bayerischen 6. Reserve-Division im Frühjahr 1916. Die Division war damals in Flandern eingesetzt, wo der Grundwasserstand sehr hoch war und starke Regenfälle rasch zu Überschwemmungen führen konnten.



Hier hat nicht die feindliche Artillerie, sondern der Regen den Graben zerstört.



Ratten waren ebenso unerwünscht wie unvermeidliche Mitbewohner der Schützengräben. Essensreste, ungeschützte Verpflegungsvorräte und Leichen boten reichlich Nahrung.



Bei dem Versuch, die Drahtverhaue vor den Schützengräben zu überwinden, fanden viele Soldaten den Tod.



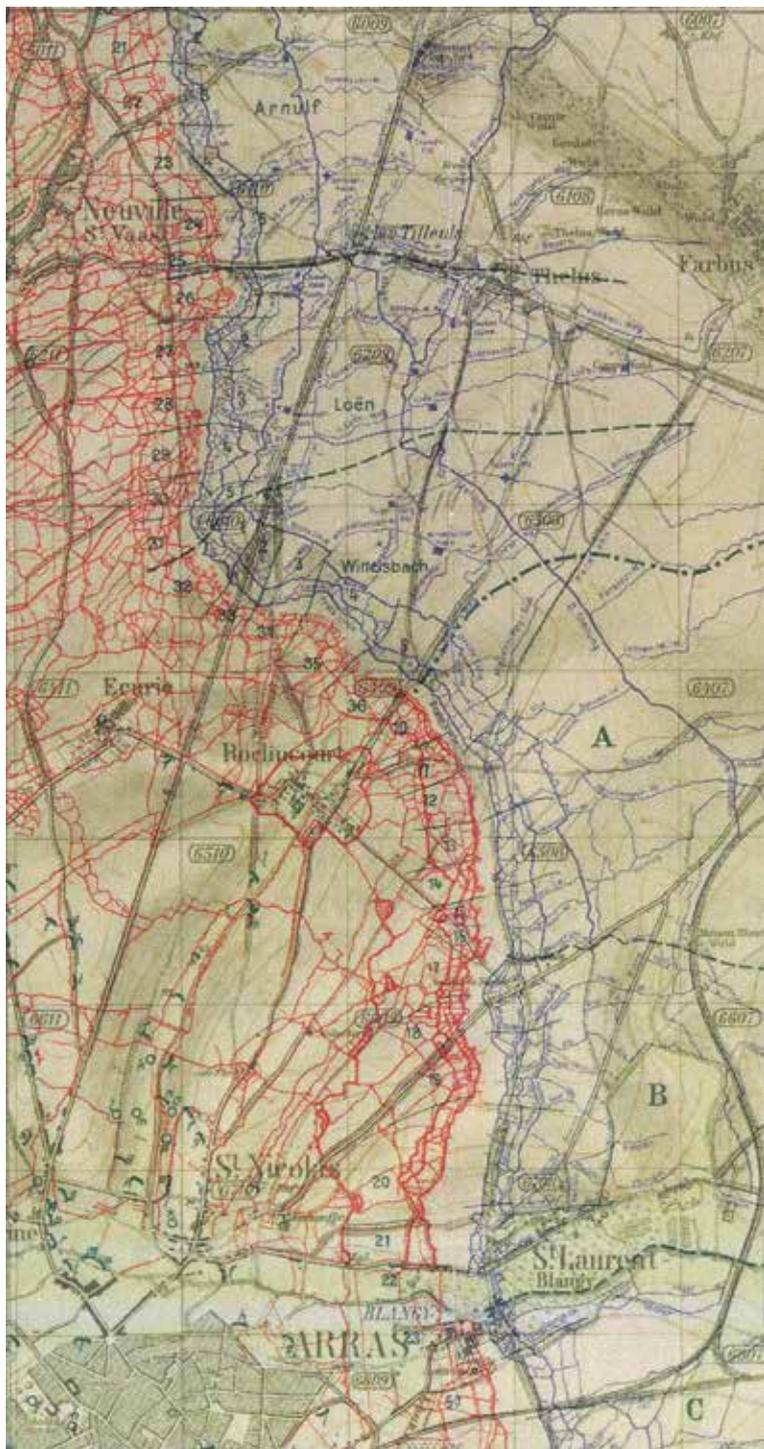
Dieser jugendliche Soldat trägt eine Stacheldrahtrolle nach vorn.

im Gelände gut abzeichneten, boten sie den Artilleriefliegern, die das Feuer der Geschütze durch Leuchtsignale, zunehmend aber auch über Funk leiteten, ein gutes Ziel. Die Grabeninfanterie versuchte nachts zu reparieren, was am Tag zerstört worden war. Bei Großkämpfen wie bei Verdun (siehe Nr. 57 und 58), an der Somme (siehe Nr. 65), in Flandern, am Chemin des Dames oder am Isonzo erreichte das Artilleriefeuer eine Stärke, welche die Gräben nicht nur beschädigte, sondern buchstäblich dem Erdboden gleich machte. Die nächtliche Instandsetzung wurde da sinnlos. Die Infanterie verteilte sich dann in den Granattrichtern, woraus in der letzten Kriegsphase ein System unregelmäßig verteilter kleiner Stützpunkte entwickelt wurde. Durchlaufende Stellungen gab es dann nur noch an ruhigen Frontabschnitten. ■

Friedrich Seeßelberg, *Der Stellungskrieg 1914–1918*, Berlin 1926.

Bernd Ulrich, Benjamin Ziemann (Hg.), *Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Ein historisches Lesebuch*, Essen 2008.

Stellungskrieg



41 Reproduktion einer Stellungskarte

1916

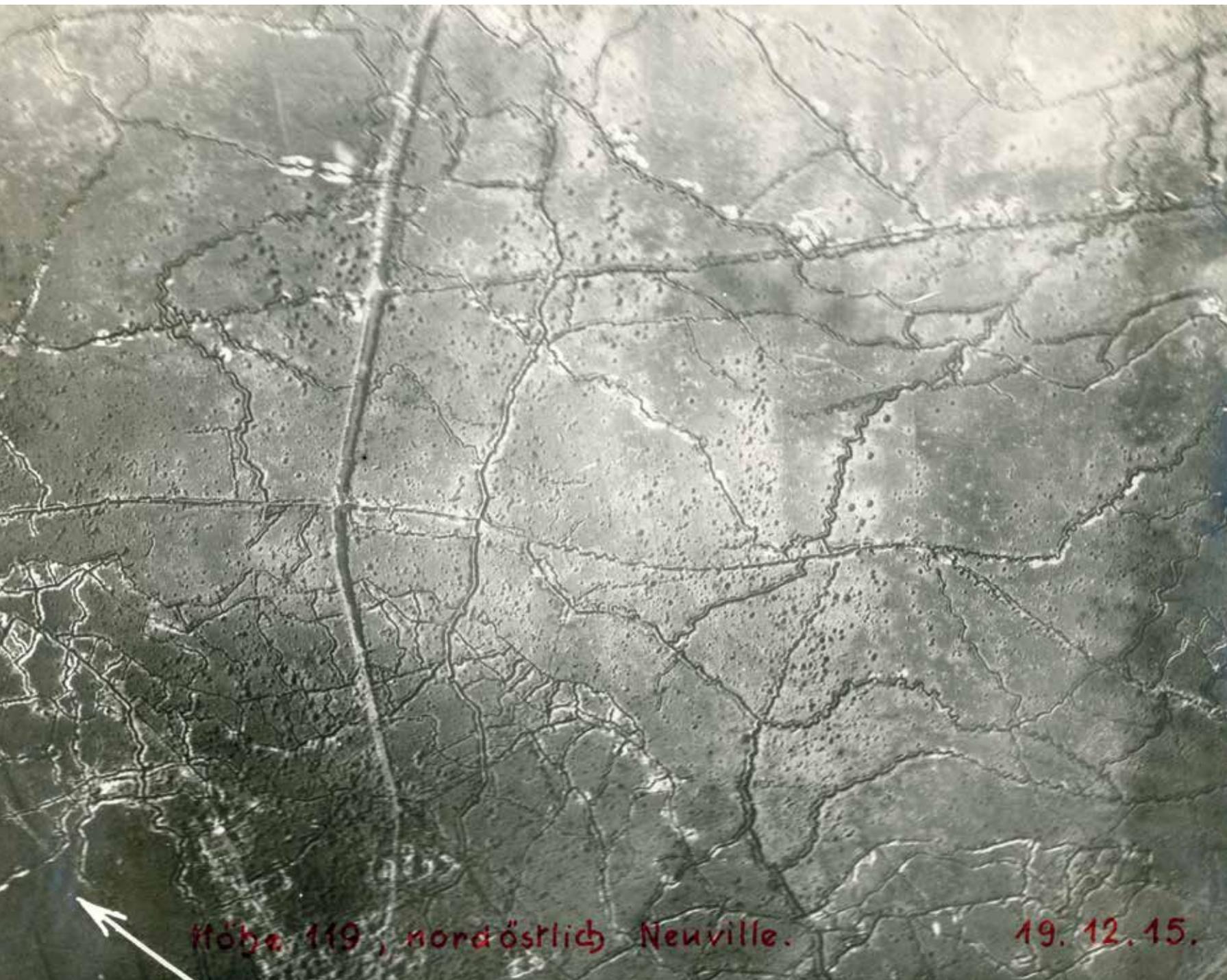
Bayerische Kartenfelddruckerei

Der Boden des Raums T 15 der Ausstellung ist mit der Reproduktion einer deutschen Stellungskarte vom August 1916 belegt. Die Karte wurde von der Vermessungsabteilung 9 unter Benutzung von Fliegerbildern gezeichnet. Auf deutschen militärischen Karten wurden die eigenen Positionen immer in der Farbe Blau eingetragen, die des Gegners in Rot. Der Kartenausschnitt zeigt ein etwa 9 × 4,5 km großes Gebiet nördlich von Arras, der Hauptstadt des Departements Pas-de-Calais. Arras zählte bei Kriegsbeginn ca. 25.000 Einwohner. Diese Landschaft, das Artois, wurde im Ersten Weltkrieg Schauplatz schwerster Kämpfe. Im Herbst 1914 hatte dort das I. bayerische Reservekorps angegriffen, um die französische Front zu überflügeln, und war dabei frontal auf starke Kräfte des Gegners gestoßen, die umgekehrt das Gleiche versuchten, so dass sich eine feste Stellungsfrente herausbildete (siehe Nr. 26 und 27). Die abwechselnd dort eingesetzten Truppen hinterließen auch Spuren in der Benennung der von ihnen geschaffenen Grabenstücke. So gab es dort einen *Hanseaten Weg*, einen *Preußen Weg* und natürlich auch einen *Bayern Weg*. Weil das bayerische Kontingent dort am längsten eingesetzt war, findet man bayerische Namen am häufigsten: *Zehner Weg* (= 10. bayerisches Reserve-Infanterieregiment), *Allgäuer Weg* oder *Wittelsbacher Haus* für einen Unterstand. Allerdings waren nicht alle Namen landsmannschaftlicher Art. Manche Bezeichnungen gaben nur die Funktion des Stellungsteils an: *Artillerie-Kabel-Graben*.

Wie die Karte zeigt, war der Schützengraben nicht einfach ein linearer Aushub quer durch Belgien und Frankreich, sondern Teil eines verwickelten Systems von Gräben, Unterständen und Stützpunkten.

Das Bestreben der französischen Führung musste darauf gerichtet sein, die Deutschen so rasch wie möglich wieder aus dem eigenen Land zu vertreiben. Das Mittel dazu waren groß angelegte Offensiven, mit denen die deutsche Front durchbrochen und aufgerollt werden sollte. Das Artois bot dafür günstige Voraussetzungen, denn wenn der Durchbruch dort gelang, hatte der Angreifer die Wahl, ob er sich mit seiner Übermacht auf die deutschen Armeen zu seiner Rechten oder Linken werfen wollte, um dort einen kriegsentscheidenden Schlag zu führen. Im Frühjahr und Herbst 1915 unternahm Franzosen und Engländer zwischen Arras und dem etwa 25 Kilometer nördlich gelegenen La Bassée zwei Großoffensiven, die mit einem noch nie dagewesenen Artilleriemasseneinsatz einher gingen (9. Mai bis 23. Juli und 25. September bis 13. Oktober 1915).

Der reproduzierte Kartenabschnitt zeigt den südlichen Teil der Schlachtfrente. Obwohl die Angreifer den Deutschen stark überlegen waren, misslang der erstrebte Durchbruch. Beide Seiten hatten schwere Verluste erlitten. Der Frontverlauf änderte sich nur wenig. Insbesondere gelang es den Deutschen, den Höhenzug bei Vimy (siehe Nr. 26 und 27), von dem ein Teil im Nordosten



der Karte zu erkennen ist, zu halten. Auf deutscher Seite spielten hier bayerische Verbände, insbesondere das Reservekorps, eine wichtige Rolle. Zu ihm gehörten auch die in Ingolstadt aufgestellten Reserve-Infanterieregimenter Nr. 10 und 13.

Ortsnamen wie Souchez, das im Nordwesten dieses Kartenausschnitts gelegene Neuville-St. Vaast und die heiß umkämpfte Lorettohöhe tauchten in den deutschen Heeresberichten des Jahres 1915 und 1916 immer wieder auf. Das Grabengewirr bei Neuville nannte man damals „das Labyrinth“.

Im April 1917 gelang es kanadischen Truppen, die Deutschen durch einen überfallartigen Großangriff mit abermals gewaltig gesteigerter Artilleriewirkung von den Höhen bei Vimy zu verdrängen. Diese Unternehmung bildete den Auftakt zur großen Flandernschlacht des Jahres 1917. ■

Friedrich Seeßelberg, Der Stellungskrieg 1914–1918, Berlin 1926.

Stellungskarten entstanden auf der Grundlage von Luftbildern. Die Aufnahmen wurden mit Ort und Zeit beschriftet. Neuville liegt im Norden unserer Stellungskarte. Die Granattrichter, die das Artilleriefeuer hinterlassen hat, sind gut zu erkennen.

Nahkampf I: Pistolen und Revolver



42 Pistole o8

1918

Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken

Stahl, Nussbaum, 21,5 × 14 × 3,5 cm

Kaliber 9 mm, Magazinkapazität 8 Patronen

Inv. Nr. 304-1987

Kurz Waffen, also Revolver und Pistolen, gehörten bei Kriegsausbruch zur Bewaffnung aller Armeen. Sie waren Sekundärwaffen, bestimmt zur Selbstverteidigung auf kurzen Entfernungen und nicht zur aktiven Durchführung von Kampfaufträgen. Die Pistole o8 wurde im Jahr 1908 eingeführt und sollte den veralteten Revolver ersetzen, dessen Konstruktion auf das Jahr 1879 zurückging.

Die Verteilung von Waffen – Handfeuerwaffen und Blankwaffen – war in Deutschland in einer eigenen Vorschrift, dem Waffenetat, genau geregelt. In den meisten Einheiten waren nur wenige Personen mit einer Pistole ausgestattet. Soldaten, für die ein Gewehr oder Karabiner (siehe Nr. 9) vorgesehen war, erhielten keine zweite Schusswaffe. Durchgehend mit Pistolen ausgerüstet waren die Unteroffiziere und Mannschaften der Maschinengewehr-Kompanien, die damit in die Lage versetzt werden sollten, ihre Hauptwaffe auf kurzen Entfernungen zu verteidigen. Die meisten Pistolen wurden allerdings an Sanitätsmannschaften aus-

gegeben. Diese durften sich zwar nicht an Kampfhandlungen beteiligen, sie mussten aber in der Lage sein, die ihnen anvertrauten Kranken und Verwundeten zu schützen. Um Verwechslungen mit den Kombattanten zu vermeiden, gab man ihnen Pistolen statt auffälliger und zudem hinderlicher langer Gewehre.

Jeder Offizier der Feldarmee sollte neben seinem Degen oder Säbel mit Pistole oder Revolver ausgestattet sein, die er sich auf eigene Kosten beschaffen musste. Die Wahl des Modells war ihm freigestellt, doch sollte dieses, der Munitionsversorgung wegen, vom gleichen Kaliber sein wie die in seinem Truppenteil dienstlich geführte Waffe. Wenn das die Pistole o8 war, kam bis 1914 gar kein anderes Muster als dieses infrage, denn nur sie verwendete damals die dienstlich so bezeichnete Pistolenpatrone o8 vom Kaliber 9 mm. Heute ist sie unter anderen Bezeichnungen die weltweit verbreitete Patrone für polizeiliche und militärische Dienstpistolen.

Nach den Vorstellungen, die sich im Frieden gebildet hatten, würden Faust-

Auf der Oberseite der Pistolen waren das Herstellungsjahr und die Herstellerfirma aufgeprägt, hier die Initialen der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Berlin.





Diese beiden Soldaten der Maschinengewehrkompanie des ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 44 ließen sich bei Kriegsbeginn fotografieren.

Maschinengewehrbedienungen führten die Pistole o8 als persönliche Waffe. Man erkennt die Waffe an der charakteristischen Form ihrer Ledertasche.



Die Aufnahme dieses Krankenträgers, bewaffnet mit einer Pistole o8, entstand im Juli 1916.

feuerwaffen im modernen Krieg keine nennenswerte Rolle mehr spielen. Das änderte sich allerdings mit dem Übergang zum Stellungskrieg, in dem es zu zahlreichen Nahkampfsituationen kam. Dort war ein mit der Pistole bewaffneter Mann dem Gewehrträger gegenüber im Vorteil, denn die Pistole war handlicher und besaß eine größere Feuergeschwindigkeit. Ihr Nachteil, die geringe Reichweite, spielte keine Rolle. Deshalb wurden Infanteristen und Pioniere zunehmend mit Pistolen ausgerüstet. Sie dienten dort vor allem der Bewaffnung von Stoßtrupps.

Die Feldartillerie führte zur Nahverteidigung ihrer Geschütze immer noch den alten Revolver. Kurz vor Kriegsbeginn fiel die Entscheidung, sie mit einer besonderen Version der Pistole o8 auszurüsten, die zur Erhöhung der praktischen Schussweite einen verlängerten Lauf und einen Anschlagkolben besaß (ausgestellt im Raum T 22). Diese Pistolen wurden aber erst ab 1916 in größeren Stückzahlen erzeugt und dann vor allem der Infanterie zugewiesen.

Von 1908 bis 1918 wurden etwa 1,1 Millionen Pistolen o8 erzeugt, davon 80 Prozent vom hier abgebildeten kurzen Modell. Sie reichten aber bei weitem nicht aus, den ungeheuren Bedarf des Heeres an solchen Waffen zu decken. Deshalb verwendete die deutsche Armee ersatzweise auch viele andere Pistolenmuster, auf deren Anfertigung die Privatindustrie bereits eingerichtet war. Von diesen Aushilfsmodellen wurden von 1914 bis 1918 mehr als 900.000 Stück hergestellt. ■

Hans Reckendorf, Zur Geschichte der Parabellum-Pistolen des Kaiserreichs, Dortmund 1996.

Joachim Görtz, Die Pistole o8, 2. Aufl., Dietikon-Zürich 2004.



Dieses Bild zeigt Leutnant Kempf (links) vom 4. bayerischen Infanterieregiment aus Metz, ca. 1916. Die Bildunterschrift lautet „Guter Stoßtruppführer“. Für Nahkampfsituationen war eine Pistole, wie Kempf sie vor

dem Leib trägt, gut geeignet. Kempf und der ihn begleitende Soldat kommen offenbar von einem Einsatz, denn sie sind stark verdeckt. Das englische Infanteriegewehr, das Kempf über der Schulter trägt, könnte er dort erbeutet haben.

Nahkampf II: Handgranate



43 Stielhandgranate, Schnittmodell

um 1917

Stahl, Holz

35,3 × 7,5 × 4,3 cm

Inv. Nr. H 8005

In den Festungskämpfen des 18. Jahrhunderts spielten Handgranaten eine wichtige Rolle. Danach verschwanden sie für etwa ein Jahrhundert aus der Kriegsgeschichte. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurden sie in der Fachliteratur als Waffen der Vergangenheit erwähnt. Das änderte sich mit dem Russisch-Japanischen Krieg 1904/05. Damals belagerten die Japaner den befestigten russischen Militärhafen Port Arthur. Nicht nur Maschinengewehre (siehe Nr. 11 und 61) und schwere Geschütze spielten dabei eine wichtige Rolle, sondern auch scheinbar veraltete Nahkampfmittel wie die Handgranate.

Die Kämpfe im Fernen Osten wurden in Europa sorgfältig beobachtet. In Deutschland konstruierte man eine kugelförmige Handgranate, die einen stark gerippten Körper und hohe Sprengkraft besaß. Sie hatte einen Zeitzünder, der die Granate einige Sekunden nach seiner Aktivierung zur Detonation brachte. Nach wie vor hielt man Handgranaten für eine Sonderwaffe des Festungskrieges. Sie wurden daher in Festungen eingelagert. Nur die Pioniertruppe wurde in ihrem Gebrauch ausgebildet. Ihr war bei Festungskämpfen, sei es in Verteidigung oder Angriff, eine wichtige Rolle zudedacht. Die gewöhnliche Infanterie, geschult für den Feldkrieg in offenem Gelände, kannte sie nicht. Das sollte sich schon wenige Wochen nach Kriegsbeginn ändern.

Sobald der Bewegungskrieg in Grabenkämpfen (siehe Nr. 40) erstarrte, holte man die Handgranaten aus den Festungsdepots. Natürlich reichten die dort liegenden Vorräte für den Massen-

bedarf der Stellungskämpfe nicht annähernd aus. Rasch entstanden zahlreiche neue Modelle. Sie unterschieden sich in der äußeren Gestaltung ebenso wie in der Zündvorrichtung. Zeitzünder setzten sich dabei gegen Aufschlagzünder durch, die nicht nur für den Feind, sondern auch für die eigenen Leute gefährlich waren: Bei Dunkelheit oder in Wäldern konnten sich unbeabsichtigte, vor allem nahe Aufschlagpunkte ergeben.

In Deutschland wurde die Kugelhandergranate der Vorkriegszeit aufgegeben und durch ein leichteres, nach Größe und Form als Eierhandgranate bezeichnetes Muster ersetzt. Weite Verbreitung fand die Stielhandgranate, die man weit und relativ zielgenau werfen konnte. Auch sie war mit einem chemischen Zeitzünder ausgerüstet. Ein angeschweißter Haken erlaubte das Einhängen der Handgranaten am Koppel. Vielfach wurden sie auch in Sandsäcken mitgeführt, die sich die Soldaten paarweise um den Nacken hängten.

Im Stellungskrieg kam es zu zahlreichen Nahkampfsituationen, bei denen die herkömmlichen Infanteriewaffen – Gewehr (siehe Nr. 9) und Bajonett – wenig hilfreich waren. Pistolen und vor allem Handgranaten traten in den Vordergrund. Handgranaten besaßen den Vorteil, dass man sie aus der Deckung heraus einsetzen konnte, ohne sich selbst exponieren zu müssen, und sie konnten auch einen gedeckten Gegner erreichen. Entsprechend groß war der Verbrauch. Eine Division im Großkampf, die einige tausend Infanteristen einsetzte,



Georg Wohlschläger vom bayerischen Landwehr-Infanterieregiment Nr. 2 ist mit einem Zielfernrohrgewehr bewaffnet, mit dem nur wenige, besonders gute Schützen ausgestattet wurden. Neben ihm liegen eine behelfsmäßige

Handgranate und zwei Kugelhandgranaten. Stählerne Schutzschilder mit kleinen Schießluken wurden häufig in die Schützengräben eingebaut. Die Aufnahme entstand wohl 1916. Wohlschläger überlebte den Krieg und verstarb 1939.

benötigte im Durchschnitt 30.000 Handgranaten täglich. Im Winter 1916/17 erreichte die Monatsfertigung mit neun Millionen Stück ihren Höhepunkt. Das war nun eine massive Überproduktion, wie sie bei einer Reihe von Rüstungsgütern vorkam, bei denen anfänglicher Mangel zu einer massiven Ausweitung der Fertigung geführt hatte. 1917 betrug die Monatsleistung noch sieben Millionen, 1918 fünf Millionen, und das bei prall gefüllten Depots. ■



Dieser offenbar besonders kaisertreue bayerische Unteroffizier hat sich mit Stielhandgranaten behängt.

An den Handgranaten waren Blechhaken angebracht, die das Tragen am Koppel ermöglichten, ca. 1916/17.



Diese bayerischen Infanteristen präsentieren dem Fotografen verschiedene Handgranatenmodelle: behelfsmäßige

Handgranate, Stielhandgranate und zwei verschiedene Modelle von Kugelhandgranaten, 1915.

Hans Linnenkohl, Vom Einzelschuß zur Feuerwalze, Koblenz 1990.

Wolfgang Fleischer, Hubert Jülch, Deutsche Nahkampfmittel bis 1945, Stuttgart 2006.

Nahkampf III: Kampfmesser

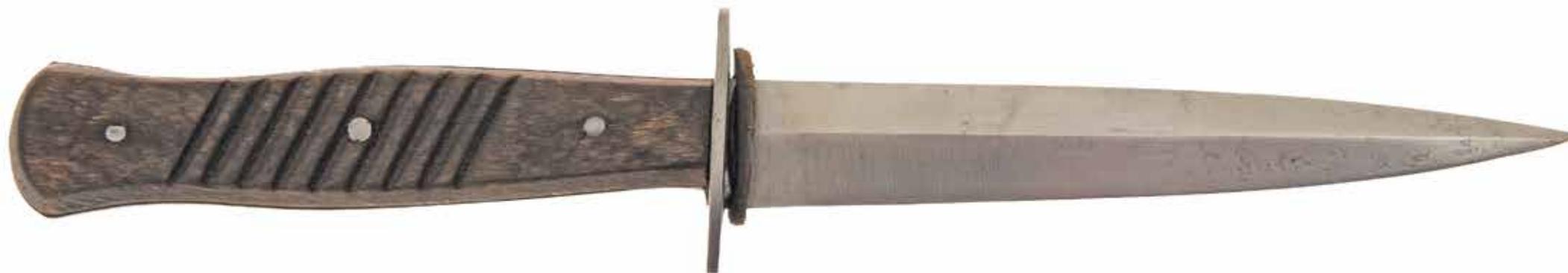
44 „Dolchartiges Messer“

ca. 1916

Stahl, Holz

27,4 × 4,8 cm (Klingenlänge 14,7 cm)

Inv. Nr. N 1978



Die Gewehre des Ersten Weltkriegs (siehe Nr. 9) waren präzise Schusswaffen, die auf Entfernungen von wenigen hundert Metern ein zielgenaues Feuer ermöglichten. Die Schießausbildung in der deutschen Armee war intensiv und gut. Man rechnete nicht mehr damit, dass Nahkämpfe im Infanteriegefecht der Zukunft noch eine große Rolle spielen würden. Trotzdem gehörte das sogenannte Bajonettfechten immer noch zum Ausbildungsprogramm der Infanterie. Der Infanterist des Jahres 1914 war mit einem Gewehr und einem Bajonett bewaffnet. Mit ihm wurde aus der Schusswaffe eine Stichwaffe für den Nahkampf. In der deutschen Armee war die Klinge des Bajonetts flach und einschneidig, ähnlich einem langen Messer. Es hatte einen Handgriff mit hölzernen, gerillten Griffschalen. Damit ähnelte es klassischen Griffwaffen wie Säbeln und Degen und hieß deshalb offiziell „Seitengewehr“. Man konnte es auch als Feldwerkzeug verwenden, etwa zum Spalten von Brennholz. Weniger geeignet war es aber zum selbständigen Gebrauch als Hieb- und Stichwaffe.

Der Erste Weltkrieg brachte eine überraschende Renaissance des Nahkampfes mit sich. Die Schützengräben (siehe Nr. 40) der beiden Seiten waren an vielen Stellen ganz nahe aneinander gerückt. Kleinen Trupps entschlossener Soldaten bot das die Chance, diese Distanzen überfallartig zu überwinden. Die Armee sparte dazu nicht mit Anreizen wie Orden oder attraktiven Belohnungen wie Sonderurlaub. Besonders begehrte Beuteobjekte waren Gefangene, denn sie gaben Auskunft über die feindliche Truppenverteilung. Die bevorzugte Tageszeit für solche Greifkommandos und ähnliche Stoßtrupps, damals als „Patrouillen“ bezeichnet, war die Nacht. Sie behinderte den Verteidiger im Gebrauch seiner Abwehrmittel, vor allem der Schusswaffen. Deren Einsatz konnte aber auch überhaupt unerwünscht sein, weil er im Getümmel des Nahkampfes auch die eigenen Leute gefährdete oder der alarmierende Knall der Schüsse vermieden werden sollte. Mit aufgepflanztem Seitengewehr waren manche Gewehre fast zwei Meter lang und damit ziemlich unhandlich. Deshalb verteilte man an die Truppen primitive



Der Maler Martin Frost zeichnete im Winter 1917 Soldaten der Sturmkompanie der 9. Reservedivision. Diesen stellte er dar, wie er sich mit dem Dolch zwischen den Zähnen an seinen Feind heranschleicht. Den Stahlhelme hat er verkehrt herum aufgesetzt, damit der breite Nackenrand des Helms ihn nicht beim Heben des Kopfes in liegender Stellung behindert.

physische Nahkampfmittel wie Schlagkeulen und Dolche. Die deutsche Armee bezeichnete sie offiziell als „dolchartige Messer“. Heute würde man von Kampfmessern sprechen. Bei überfallartigem Gebrauch waren solche Waffen gewiss effektiv, doch war ihr Einsatz angesichts der körperlichen Nähe des Opfers zweifellos mit einer höheren psychischen Hürde verbunden als der einer Schusswaffe.

1915 erhielt jede Infanteriekompanie, also eine Einheit von ca. 200 Soldaten, sechs dieser „dolchartigen Messer“. 1916 wurde das Ausstattungssoll zunächst auf zwölf und dann auf 24 Stück erhöht. 1917 sollten es dann schon 40 sein, jedenfalls auf dem westlichen Kriegsschauplatz, wo die Stellungskämpfe besonders intensiv waren. Im Osten genühten weiterhin 24 Dolche. Mit 24 Stück wurden auch

Pionierkompanien ausgerüstet, die im Minenkrieg eingesetzt waren, also im Vortreiben unterirdischer Minengänge und Stollen, wo man überraschend und auf kleinstem Raum auf die Mineure der Gegenseite stoßen konnte. Als die 76. Reservedivision 1918 vom Osten in den Westen verlegt wurde, musste sie mit den dort erforderlichen Nahkampfaffen ausgerüstet werden. Das waren je 1.000 Pistolen, Schlagkeulen und Dolche. In den ersten Monaten des Jahres 1917 bestellte allein Preußen 346.000 Dolche. Die Bundesstaaten konnten Bestellungen für den eigenen Bedarf aufgeben. Bayern bezog die meisten Dolche bei der Firma Leupold im oberfränkischen Gefrees. Bis Anfang 1918 waren das über 50.000 Stück. 15.000 kamen von Ostermaier in Nürnberg.



Rudolf von Freyrdorf (Bearb.), Das 1. Badische Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 im Weltkrieg 1914–1918, Karlsruhe 1927.

Christian Méry, Deutsche Kampfmesser 1914–1918, Bad Aibling 1913.

Dolche hatten eine 14–15 cm lange, schmale und spitz zulaufende Klinge, bei der auch der Rücken teilweise oder ganz angeschliffen war, hölzerne Griffschalen mit Rillen zum sicheren Ergreifen und eine schwarz lackierte eiserne Scheide mit einer Koppeltrageschleife aus Leder, manchmal auch aus Papiergewebe. Diese Messer waren als Waffen konzipiert. Ihre Klinge war für das Zusteichen eingerichtet. Trotzdem wurden sie wohl meist zu friedlichen Zwecken benutzt, wie man in der Geschichte eines badischen Infanterieregiments lesen kann: „Zum ‚Portionschneiden‘ waren diese Messer sehr beliebt, von einer wirklich kriegerischen Verwendung ist nichts bekannt.“ ■

Stoßtrupp der 12. Kompanie des badischen Grenadierregiments Nr. 110, Juli 1917. Die Soldaten sind mit Pistolen und Dolchen bewaffnet. Statt der hochschäftigen Infanteriestiefel tragen sie, wie in der zweiten Kriegshälfte meist üblich, Schnürschuhe mit Wickelgamaschen. Der große Mann in der Mitte, Gefreiter Kohr, war der Führer des Stoßtrupps. In der Gefallenliste der 12. Kompanie taucht sein Name nicht auf. Es ist also möglich, dass Kohr den Krieg überlebt hat.

Nahkampfgeschütze



45 mittlerer Minenwerfer 16

1918

Hersteller: Rheinische Metallwaarenfabrik

Stahl

Kaliber: 17 cm, Geschossgewicht: 54 kg (Sprengladung 17 kg), Reichweite: 1.160 m

Gewicht in Feuerstellung: 535 kg

Inv. Nr. C 3446

Minenwerfer waren Steilfeuergeschütze von kurzer Reichweite. Unter einer Mine verstand man ein dünnwandiges, besonders sprengkräftiges Geschoss. Minenwerfer wurden kurz vor dem Weltkrieg als Pioniersonderwaffe für den Festungskrieg entwickelt. Sie sollten gegen Hindernisse und kleine, widerstandsfähige Ziele zum Einsatz kommen, die von der weitab stehenden Artillerie nicht mehr wirksam bekämpft werden konnten, zumal diese bei zu kurz gehenden Schüssen die eigenen Truppen gefährdete. Minenwerfer gab es in drei Ausführungen: leichte, mittlere und schwere.

Als der Bewegungskrieg erstarnte und zum Stellungskrieg überging, wurden die besonderen Verhältnisse des Festungskrieges zur Normalkampfform. Dabei erwiesen sich die Minenwerfer als wirkungsvolle Unterstützungswaffen der Infanterie: Sie standen in unmittelbarer Nähe von deren Kampfstellungen und konnten noch in das Gefecht eingreifen, wenn die Verbindung zur Artillerie längst abgerissen war, was bei Großkämpfen häufig geschah. Um so weit vorne zu überleben, mussten die Feuerstellungen der Minenwerfer stark geschützt, also tief in den Boden eingegraben werden. Nur ein Volltreffer in die kleine Ausschussöffnung konnte ihn dort ausschalten. Der Minenwerfer in der Ausstellung ist von einer Holzverschalung umgeben, wie sie damals einen solchen Minenwerferstand ausgekleidet hätte. So wertvoll die Feuerkraft des Minenwerfers auch war, so gefährlich erwies sich seine

Nähe, wenn ihn der Feind erst einmal lokalisiert hatte und dann versuchte, ihn mit intensivem Artilleriefeuer zu zerstören, denn die meisten Granaten landeten ja in seiner näheren und weiteren Umgebung und schädeten dort der Infanterie.

Die Minenwerferwaffe erfuhr während des Krieges eine enorme Vermehrung. Gab es bei Kriegsbeginn gerade einmal 70 schwere und 116 mittlere Minenwerfer, so waren es bei Kriegsende 1.200 bzw. 2.400, zu denen noch 12.400 leichte kamen, von denen bei Kriegsbeginn nur Versuchsexemplare existiert hatten. In diesem Raum ist auch ein leichter Minenwerfer ausgestellt. Die Pioniertruppe war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in der Lage, das Personal für diese große Zahl von Wernern zur Verfügung zu stellen. Deshalb wurden die Minenwerfer auch der Infanterie strukturmäßig zugeteilt. Bei Kriegsende sollte jedes Infanterieregiment eine Minenwerferkompanie mit drei mittleren und neun leichten Wernern besitzen.

Der mittlere Minenwerfer hatte ursprünglich eine Reichweite von nur 800 m. Wenn er auch als Nahkampfgeschütz konzipiert war, erwies sich diese kurze Distanz doch als unbefriedigend. Deshalb wurde er ab 1916 in einer leistungsfähigeren Version mit einer Schussweite von 1.160 m gebaut. Eine solche Steigerung fand auch beim leichten Minenwerfer statt, dessen Schussweite sich von 1.050 m auf 1.300 m erhöhte. Gleichzeitig wurde seine Lafette so eingerichtet, dass er auch

Abfeuern einer
Wurfmine aus einem
schweren Minen-
werfer.



Aquarell von Josef
Lutzenberger: Richten
eines mittleren
Minenwerfers in
Flandern, 1917.

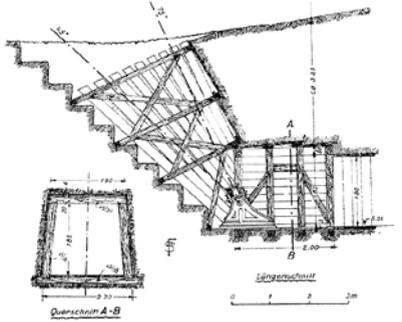


Minenwerfer gab
es in drei Gewicht-
klassen: Hier lassen
sich Soldaten mit
einem schweren
und einem leichten
Minenwerfer sowie
der jeweiligen Mu-
nition (*Wurfminen*)
fotografieren.

Flachfeuer abgeben konnte. In dieser Rolle wurde er auch als Panzerabwehr-
geschütz verwendet. Dafür gab es ein
Spezialgeschoss, die *Panzermine*.
Wie Artilleriegeschütze besaßen Minen-
werfer gezogene Rohre und Rohrrück-
laufbremsen. Aufgrund ihrer Bauart waren
sie einfacher herzustellen als die Geschütze
der regulären Artillerie. Die Wurfmine
des mittleren Minenwerfers erzielte etwa
die gleiche Wirkung wie die Granate der
schweren Feldhaubitze. Dabei war die Feld-
haubitze 02 mit 2.030 kg fast viermal so
schwer wie der Minenwerfer. Hier einige
Produktionszahlen:

	mittlerer Minenwerfer	Wurfminen
1915	480	400.000
1916	2.700	800.000
1917	3.546	1.500.000

Aus der Sicht der Militärverwaltung waren
diese Produktionssteigerungen große
Erfolge. Volkswirtschaftlich gesehen ver-
ursachten sie erhebliche Kosten, waren,



Zigg. 132. Gezimmerter Minenwerferstand der Westfront. (Querschnitt und Längenschnitt.)

Bauplan für einen
Minenwerferstand
an der Westfront.

wie jeder Rüstungsaufwand, unproduktiv
und gingen mit einem entsprechenden
Rückgang der Erzeugung von Gütern des
täglichen Bedarfs einher. ■

Hans Linnenkohl, Vom Einzelschuß zur Feuerwalze,
Koblenz 1990.

Robert Weyrauch, Waffen- und Munitionswesen,
Berlin/Leipzig 1922 = Max Sering (Hg.), Die deutsche
Kriegswirtschaft im Bereich der Heeresverwaltung
1914-1918. Volkswirtschaftliche Untersuchungen der
ehemaligen Mitglieder der Wissenschaftlichen Kom-
mission im Preußischen Kriegsministerium, Band 3.



Laden eines leichten
Minenwerfers,
1917/18. *Minenwerfer*
waren Vorderlader.
Bevor der Soldat die
Wurfmine ins Rohr
gleiten lässt, zieht
er den Vorstecker
aus dem Zünder, der
dadurch aktiviert
wird.

Leucht- und Signalmittel



46 Leuchtpistole

um 1916

Emil Barthelmes, Zella St. Blasii

Kaliber 26,65 mm, Stahl, Holz, 19,5 × 35,5 cm (Lauflänge 22,5 cm)

Inv. Nr. E 4895

Große, mobile Gefechte im offenen Gelände wurden stets bei Tageslicht durchgeführt. Nur so war es möglich, die Maßnahmen des Feindes zu erkennen und die eigenen Truppen zu überblicken und zu leiten. Anders verhielt es sich mit Aktionen unter statischen Verhältnissen mit begrenzten Zielen. Sie ließen sich vorausschauend planen und boten bei Dunkelheit den Vorteil, den angegriffenen Teil im Gebrauch seiner Waffen zu beschränken. Der Ort dafür war der Festungskampf, bei dem sich Belagerer und Belagerte in ausgebauten Positionen belauerten. Während der aktive Teil dabei den Schutz der Dunkelheit suchte, bemühte sich der passive, buchstäblich Licht in dieses Dunkel zu bringen. Zu diesem Zweck waren Festungen mit besonderen Leuchtgeschossen ausgerüstet, relativ großen Körpern, die aus Geschützen abgefeuert wurden. Ein wesentlich handlicheres Gerät ließ sich 1877 Edward Wilson Very patentieren, ein amerikanischer Marineoffizier: die Leuchtpistole. Weil Leuchtkraft und Leuchtdauer vom Volumen des Leuchtsatzes abhingen, hatte sie mit 25,4 mm (= 1 Zoll) ein weit größeres Kaliber als eine gewöhnliche Pistole. Im Englischen werden Leuchtpistolen bis heute als *Very Pistol* bezeichnet. Bald gelangten Leuchtpistolen in die Festungsausrüstungen und zur Marine, wo sie zu Signalzwecken dienten. Solche Pistolen waren, der Rostbeständigkeit wegen, aus Bronze oder Messing gefertigt.

Im deutschen Heer wurde 1894 eine relativ große Leuchtpistole aus Stahl ein-

geführt. Der lange Lauf kam der Steighöhe der Leuchtmunition zugute, die bei annähernd 100 m lag. Die Rohrweite betrug 26,65 mm und war von Schrotflinten abgeleitet (*Kaliber 4*). Um sie zu laden, wurde ein Hebel an der Unterseite des Abzugsbügels aufgeklappt, was den Lauf entriegelte, der dann durch sein Vordergewicht nach unten sank. Die Pistole war für den Festungskrieg bestimmt. Nur die Pioniertruppe wurde in ihrem Gebrauch unterwiesen.

1914 erstarrte der Bewegungskrieg im Grabenkrieg. Beide Seiten versuchten, den Gegner durch Patrouillengänge in Atem zu halten und Gefangene zu machen. Bei Tageslicht waren solche Aktionen gegen einen gut bewachten Graben aussichtslos. So verlegte man sie in die Nacht. Deshalb benötigten die Grabenposten ein Beleuchtungsmittel, um sich einen Einblick ins Vorfeld ihrer Stellung zu verschaffen. Die Leuchtpistolen gelangten so von den Festungen in die Hände der Grabeninfanterie. Das Erstrahlen und Verlöschen von Leuchtkugeln, oft als „geisterhaft“ beschrieben, gehörte schon bald zu den typischen Lebenszeichen des nächtlichen Stellungskrieges.



Herstellermarke:
„B & E“ = Emil
Barthelmes, Zella
St. Blasii, daneben
die Seriennummer.



Stoßtrupp des 23. bayerischen Infanterieregiments, Mai 1917. Die Männer sind gut ausgerüstet. Drei von ihnen haben hochwertige Prismenferngläser. Der sitzende Unteroffizier hält

eine Leuchtpistole in der Hand. Kurz nach dieser Aufnahme, am 7. Juni 1917, wurde das Regiment im sogenannten Wytschaetebogen durch Sprengung unterirdischer Minen vernichtet.

Die Zahl der anfänglich vorhandenen Leuchtpistolen reichte nicht annähernd aus, den Bedarf zu decken, weshalb ihre Produktion erheblich ausgeweitet wurde. Dazu wurden auch viele kleinere Hersteller herangezogen, wie die auf Jagdwaffen spezialisierte Firma von Emil Barthelmes, für deren eigentliche Produkte der Krieg wenig Nachfrage bot. 1917 wurden von den verschiedenen deutschen Fabrikanten 10.000 Stück monatlich erzeugt. Leuchtpistolen wurden im Unterschied zu gewöhnlichen Handwaffen nicht einzelnen Soldaten zugewiesen, sondern gehörten zur Kollektivausstattung von Einheiten. Zuletzt sollten es fünf Stück pro Kompanie (ca. 150 Mann) sein. Leuchtpistolen waren keine Waffen im eigentlichen Sinn, da ihre Geschosse nicht dazu bestimmt waren, einen Gegner außer Gefecht zu setzen, sondern Licht zu erzeugen.

Neben der Beleuchtung hatten Leuchtpistolen eine zweite wichtige Funktion: die der Signalgebung. Für diesen Zweck wurden Patronen mit farbigen Leuchtsätzen entwickelt. Die Bedeutung, die bestimmten Farben beigelegt wurde, musste immer wieder gewechselt werden, weil ja auch der Feind diese Zeichen sehen, verstehen und sie auch zu Täuschungszwecken selbst einsetzen konnte. In vielen Fällen war es der Infanterie nur mit Leuchtsignalen möglich, das Feuer der eigenen Artillerie kurzfristig anzufordern oder zu verlegen, etwa dann, wenn die Artillerie in die eigenen Stellungen schoss, was immer wieder vorkam. Auch Flugzeugbesatzungen waren zur Leitung des Artilleriefeuers und zu Verständigungszwecken mit Leuchtpistolen ausgerüstet. Auf Flugplätzen leitete man mit Leuchtsignalen den Flugbetrieb. ■



oben: Aquarell von Hans Pöllner, Soldat im 25. bayerischen Infanterieregiment. Er malte diese Szene am 18. Juni 1915 in Flandern: Eine

Patrouille trifft bei einem Horchposten ein, während über dem englischen Graben eine Leuchtkugel aufsteigt.

unten: Dieses Gemälde, das deutsche Stellungen in Flandern unter Artilleriefeuer zeigt, datierte der Maler auf die Nacht vom 15. auf den 16. August 1917. Über den Linien steigen Leuchtsignale auf.

Wolfgang Kern, Deutsche Leucht- und Signalepistolen. Geschichte und Entwicklung bis 1945, Hürth 1998.

Fesselballon



47 Ballonkorb

ca. 1916

Weide, Holz, Filz, Leder, Wachstuch, Hanfseile, Stahl

110 × 130 × 90 cm

Inv. Nr. 25-1962

Die geregelte Nutzung des Ballons für militärische Zwecke begann nach dem Krieg von 1870/71. In Preußen wurde 1884 ein „Ballon-Detachement zur Anstellung von Versuchen mit Kaptiv-Ballons [Fesselballons]“ aufgestellt, aus dem schließlich ein Luftschiiffer-Bataillon mit zwei Kompanien hervorging. Bayern gründete 1890 eine Luftschiiffer-Lehrabteilung, die zu einer Luftschiiffer-Kompanie aufwuchs. In Preußen gab es außerdem noch vier Luftschiiffer-Bataillone für Lenkluftschiffe („Zeppeline“).

Der militärische Wert des Ballons beruhte auf dem weiten Ausblick, den er gewährte. Dafür kamen nur ortsfeste Ballons, also Fesselballons, infrage, deren Beobachter mit dem Boden per Fernsprecher verbunden waren. Die Entwicklung von Luftschiiffen und Flugzeugen minderte die Bedeutung des Ballons als Aufklärungsmittel. Schließlich schien es, als sei seine Verwendung nur noch unter den statischen Bedingungen des Festungskrieges sinnvoll. Trotzdem stellte Deutschland bei Kriegsbeginn neben 17 Festungs-Luftschiiffertrupps noch 10 Feld-Luftschiiffer-Abteilungen auf, die für den Bewegungskrieg bestimmt waren, wie ihn die militärischen Planer der Vorkriegszeit führen wollten. Diese Abteilungen waren stattliche Einheiten von je zehn Offizieren, 270 Mann, 194 Pferden und 35 Fahrzeugen. Ein solcher Aufwand war nötig, um *einen* Ballon aufsteigen zu lassen.

Der deutsche Fesselballon war so eingerichtet, dass er unter einem Winkel von 30° in der Luft stand. Die schräge

untere Fläche sollte in den Wind zeigen, um ihm, ähnlich einem Drachen, zusätzlichen Auftrieb zu verleihen. Zu Beginn des Krieges war die Ballonhaut zum Schutz gegen die Sonneneinstrahlung gelb gefärbt. Später wählte man unauffälligeren Farben, zuletzt Olivgrün. Der Rauminhalt betrug bei der ursprünglichen Ausführung 600 m³. Zur Befüllung wurde Wasserstoffgas verwendet. Die theoretisch mögliche Steighöhe mit Korb und Beobachter von 1.000 m wurde selbst bei Neufüllung kaum je erreicht. Realistisch waren Steighöhen von 500 bis 600 m. Das Einholen der Ballons geschah zunächst mit Handwinden, später, der größeren Geschwindigkeit wegen, mit Motorbetrieb.

Die Ergebnisse der Ballonaufklärung in den ersten Kriegswochen waren dürftig. Dies schien das Aus für die Ballonformationen zu bedeuten. Das änderte sich, als aus dem Bewegungskrieg ein Stellungskrieg wurde. Nun erwiesen sich die stabilen, hochgelegenen Beobachtungsplattformen als überaus nützlich. Schon ihr bloßes Vorhandensein zwang den Gegner zu Einschränkungen bei Bewegungen hinter seiner vordersten Linie und der Stellungswahl insbesondere der Artillerie. Umgekehrt eigneten sich die Ballons gut zur Leitung des weittragenden Feuers der schweren Artillerie. Zur Spezialausstattung der Beobachter gehörten Ferngläser mit besonders starker Vergrößerung und Kameras mit Brennweiten von bis zu 120 cm.

Ende 1915 konnten die Deutschen an der Westfront schon 80 Ballons aufsteigen

Das Halteseil des Fesselballons konnte für Flugzeuge gefährlich werden. Dieser bewaffnete Fokker-eindecker fiel einem solchen Drahtseil zum Opfer.



lassen. Als unbefriedigend erwies sich das Steigvermögen der Vorkriegsballons. Deshalb wurde im Juli 1915 ein neues Modell von 800 m³ Inhalt eingeführt, das mit frischer Füllung über 1.000 m steigen konnte. Ab 1916 wurde nach englischem Vorbild ein neuer, tropfenförmiger Ballontyp eingeführt, der annähernd horizontal in der Luft lag. Er stieg ca. 1.500 m hoch.

Die Sommeschlacht des Jahres 1916 (siehe Nr. 65) sah von englischer Seite den ersten organisierten Einsatz von Fliegergeschwadern. Dabei wurden die deutschen Ballons mit ihrer feuerempfindlichen Wasserstofffüllung gezielt angegriffen und zum Absturz gebracht. Engländer und Franzosen erfreuten sich einer unangefochtenen Luftherrschaft und konnten ihrerseits Ballons in großer Zahl einsetzen. Reihen von Ballons am Horizont waren im Ersten Weltkrieg typische Offensivbegleiter.

Seit 1915 hatten die Beobachter Fallschirme, von denen sie nach einigem Zögern angesichts der zunehmenden Aggressivität der feindlichen Flieger

auch Gebrauch machten. Der Käthe-Paulus-Fallschirm besaß eine Stofffläche von 45,5 m² und war mit einem Feuerwehrgurt am Beobachter befestigt. Der Fallschirm öffnete sich nach ca. 60 Metern freien Falls. Den Entschluss zum Sprung musste der Beobachter rasch fassen. Wenn der Ballon erst brannte, war es zu spät, denn dann riss er den Mann samt Fallschirm mit in die Tiefe. Im August 1918, einer Zeit stürmischer alliierter Offensiven, gingen 86 deutsche Ballons verloren. Das war umso schmerzlicher, als deren Ersatz inzwischen große Schwierigkeiten machte, denn es fehlte an den wichtigsten Rohstoffen für die Herstellung guter Ballonhüllen: hochwertige Baumwolle und Kautschuk, um die Ballonhaut gasdicht zu machen. Immerhin standen bei Kriegsende noch 184 Ballons an der Front. Inzwischen gab es auch Fallschirme, die den ganzen Ballonkorb samt Beobachter tragen konnten. Auf diese Weise wurden auch der Korb und seine hochwertige Ausrüstung gerettet. ■



oben: Dieses Bild vom Reinigen des Balloninnern gibt eine Vorstellung von der Größe dieser Flugkörper.

unten: Aufsteigen der Ballon, System Parseval, ca. 1915: Die Schrägstellung sollte den Ballon in den Wind stellen und ihm so zusätzlichen Auftrieb verleihen.

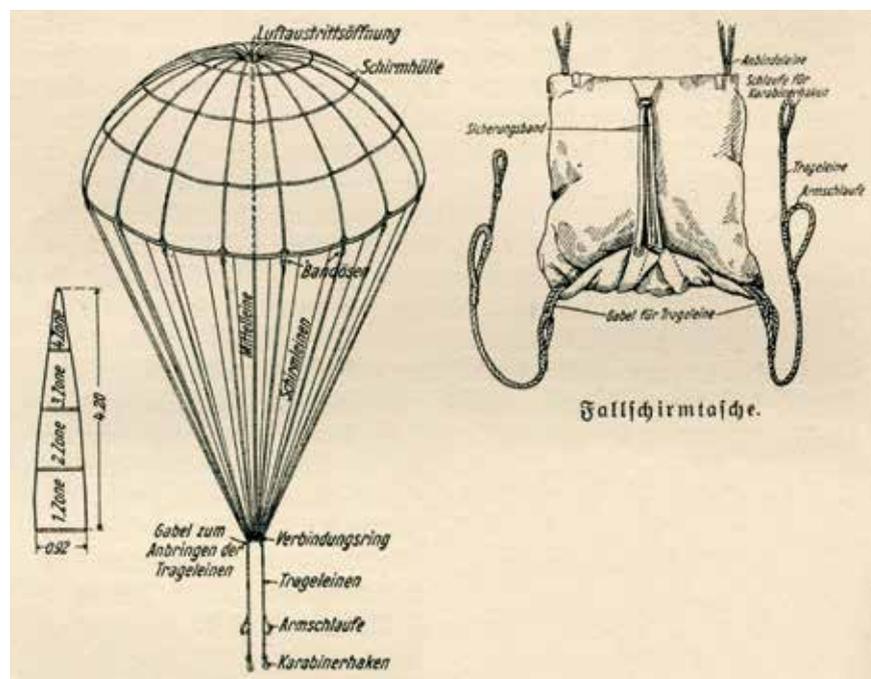


Willikens, Luftschiße und Luftschißergerät, in: Max Schwarte (Hg.), Die Technik im Weltkriege, Berlin 1920, S. 169–189.

Georg Paul Neumann (Hg.), Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege, Berlin 1920.



Im Ersten Weltkrieg landeten Fallschirmspringer auf allen Vieren.



Der Fallschirm System Käthe-Paulus.



Befestigung einer Ballonkamera mit 120 cm Brennweite im Ballonkorb.



Der Führer der Feld-Luftschifferabteilung 16, Hauptmann Bamler, „telefoniert“ neben einem zum Aufstieg bereit Ballon, ca. 1916. Der Beobachter, Leutnant Bauer, ist ein älterer, sichtlich beliebter Reserve- oder Landwehr-offizier.

Körperschutz



48 Stahlhelm

um 1917

Stahl, Leder, Baumwolle, Rosshaar

17 × 23 × 30 cm

Inv. Nr. N 650

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges trugen die deutschen Soldaten einen Lederhelm mit Spitze, die „Pickelhaube“. Diese Kopfbedeckung gewährte einen gewissen Schutz gegen Säbelhiebe, aber da solche Waffen keine Rolle mehr spielten, konnte dieser Helm nur noch als der Tradition geschuldetes Accessoire gelten. Schon bald nach Kriegsausbruch, vor allem nach dem Einsetzen des Stellungskrieges, stellte sich heraus, dass Soldaten in besonderem Maß von Schädelverletzungen bedroht waren. Schon kleinste Splitter explodierender Granaten konnten den Lederhelm und die Schädelkapsel durchschlagen, wodurch in vielen Fällen zwar nur kleine, aber folgenreiche Verletzungen des Gehirns entstehen konnten. Vier Fünftel aller Kopfverletzungen wurden durch solche kleinen Granatsplitter verursacht. Technisch war es möglich, unter Einhaltung bestimmter Gewichtsgrenzen aus hochwertigem Stahl einen Helm zu erzeugen, der gegen Kleinsplitter und Schrapnellkugeln, die aus Blei bestanden (siehe Nr. 53), schützte. Von Gewehrgeschossen wurde solch ein Helm allerdings durchschlagen. Auf das lederne Innenfutter waren drei Taschen aufgenäht, in die Polster aus Rosshaar eingelegt waren, die wie Miniaturmatratzen aussahen.

Schon im Lauf des Jahres 1915 hatten Frankreich und England Stahlhelme eingeführt, wobei aber insbesondere das recht leichte und aus relativ weichem Stahl gefertigte französische Modell nicht die Qualität des späteren deutschen Helms erreichte.

Der deutsche Stahlhelm war eine Schöpfung von Friedrich Schward, ordentlichem Professor an der technischen Hochschule Hannover. Er entwickelte ihn ausschließlich nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit. Schon bald unterstellte man eine Inspiration durch die gotische Helmform der Schaller. Die aber war Schward nicht einmal bekannt gewesen und hatte bei der Formgebung daher auch keine Rolle gespielt.

Die ersten Helme gelangten Ende 1915 zu Trageversuchen an die Front. Nachdem die Berichte positiv ausgefallen waren, begann im Frühjahr 1916 die Massenfertigung. Allerdings dauerte es noch ziemlich lange, bis jeder Soldat einen Helm erhalten konnte. Bis es so weit war, gehörten sie zur Grabenausstattung und wurden bei einem Wechsel der Grabenbesatzung an die ablösende Truppe übergeben. Erst zu Beginn des Jahres 1918 waren die Fronttruppen durchweg mit Stahlhelmen ausgestattet. Für eigenen Bedarf erzeugte Deutschland während des Ersten Weltkrieges 7,5 Millionen Helme und für die Verbündeten etwas mehr als 660.000.

Neben seiner praktischen Bedeutung als Schutzmittel gewann der Stahlhelm, und nicht nur der deutsche, rasch symbolische Bedeutung. Er veränderte die gewohnte Silhouette des Soldaten entscheidend und wurde zum Sinnbild für den Soldaten an der Front in diesem Krieg. Als Schutzmittel gedacht, machte er die Gefahren sinnfällig, denen die Soldaten im Kampf ausgesetzt waren. Insbesondere der deutsche Stahlhelm mit seiner



Härten der Stahlhelme. Erst durch das Härten, also gezieltes Erhitzen und Abkühlen, erhielt das Stahlblech die notwendige Härte und Zähigkeit. Der Einsatz von Frauen für schwere Industriearbeit war eine der Neuerungen, die der Krieg mit sich brachte.

Werbepostkarte des Stahlhelmbundes, um 1930.



archaisch wirkenden, wenn auch nicht so beabsichtigten Form verlieh dem Soldaten der Materialschlachten eine mythisch-heroische Aura. Viele grafische Darstellungen deutscher Soldaten stellten daher eine romantisierende Verbindung zum ritterlichen Kämpfer des Mittelalters her und hoben den deutschen Soldaten, der ihn trug, zu einer zeitlosen Gestalt des Kämpfers für Deutschland empor. Zugleich löste der Stahlhelm die Pickelhaube als Symbol des deutschen Militärs ab, deren Ansehen durch Karikaturen und Witzblätter stark gelitten hatte.

Diese Symbolkraft nahm nach dem Krieg eher noch zu. Franz Seldte, ein Infanterieoffizier des Weltkriegs, gründete noch im Dezember 1918 einen *Bund der*



Frontsoldaten, den er *Stahlhelm* nannte. Bis 1930 wuchs dieser Bund auf 500.000 Mitglieder an, wodurch er nach dem *Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold* zum zweitstärksten paramilitärischen Verband der Weimarer Republik wurde. ■

links: Dieser Soldat einer bayerischen Luftschiffereinheit ließ sich etwa 1915 mit dem für diese Truppengattung vorgesehenen Tschako fotografieren.

rechts: Nach seiner Beförderung zum Gefreiten (Wappenknopf am Kragen) ließ sich dieser Mann, der in verhältnismäßig großem Abstand von der vordersten Linie eingesetzt war, mit Stahlhelm ablichten. Der Stahlhelm war rasch über seine praktische Bedeutung hinaus zu einem festen Bestandteil des Bildes vom deutschen Soldaten geworden.

Jürgen Kraus, Stahlhelme vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Ingolstadt 1984 = Veröffentlichungen des Bayerischen Armeemuseums Band 8.

Jürgen Kraus, Die feldgraue Uniformierung des deutschen Reichsheeres, 2 Bände, 2. Auflage, Wien 2009.

Artillerie IV: schwerstes Steilfeuer



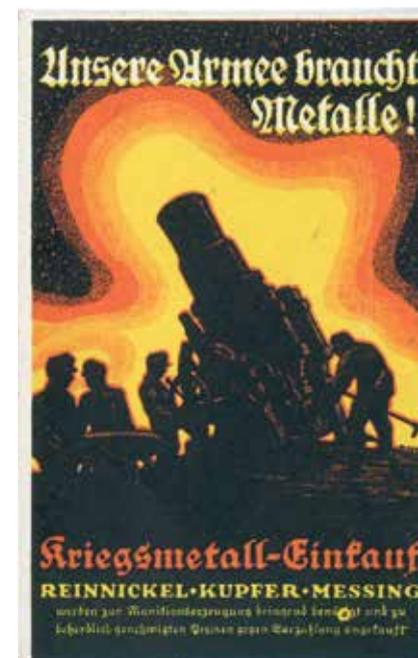
49 Modell eines österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Mörsers M. 11

Modell um 1915	Vorbild: Škoda, Pilsen,
Maßstab 1 : 35	Kaliber: 30,5 cm, Geschossgewicht: 380 kg (Sprengladung 40 kg)
Messing, Marmor, 24,5 × 32 × 12 cm	Geschützgewicht in Feuerstellung: 20.830 kg
Inv. Nr. 476-1993	Schussweite: 9.600 m (mit 300-kg-Granate: 11.000 m)

Modelle dieses Geschützes wurden während des Ersten Weltkriegs im Auftrag des k.u.k. Kriegsfürsorgeamts hergestellt. Der Verkaufserlös kam dem Witwen- und Waisenfonds zugute.

Die Geschützklasse, zu der das Vorbild des Modells gehörte, bezeichnete man in Deutschland als *schwerstes Steilfeuer*. Solche Geschütze waren dazu bestimmt, die Stahlbetonpanzerungen moderner Festungsanlagen zu zertrümmern. Es waren die Festungen Italiens, die in Österreich-Ungarn den Anstoß zur Entwicklung dieses Mörsers gegeben hatten. Zwar war Italien offiziell mit der Donaumonarchie verbündet, doch traute man in Wien diesem Frieden nicht. Conrad von Hötzendorf, der österreichisch-ungarische Generalstabschef, war überzeugt, dass Italien über kurz oder lang Krieg gegen sein Land führen werde (siehe Nr. 55). Er war gewillt, diesen Krieg bei passender Gelegenheit präventiv selbst herbeizuführen. Dazu benötigte er ein Geschütz, das in der Lage war, die italienischen Grenzfestungen zu zerstören.

1906 wurde die Firma Škoda im böhmischen Pilsen mit der Entwicklung des Mörsers beauftragt. 1911 waren diese Arbeiten abgeschlossen. Moritz von Auffenberg, der österreichisch-ungarische Kriegsminister, bestellte auf eigene Verantwortung 24 Stück. Weder bei den Vertretungskörperschaften des Doppelstaates noch bei den Regierungen der österreichischen und der ungarischen Reichshälfte fand er dafür Unterstützung. Einer Ministeranklage entging er nur des-



Diese Postkarte warb mit einer umrisshaften Darstellung des Mörsers für eine Metallsammlung.

halb, weil die kurz danach ausbrechenden Balkankriege zeigten, wie sehr sich das Kräfteverhältnis auf dem Balkan zuungunsten von Österreich verschoben hatte. Im Nachhinein erschien die eigenmächtige Handlungsweise Auffenbergs gerechtfertigt.

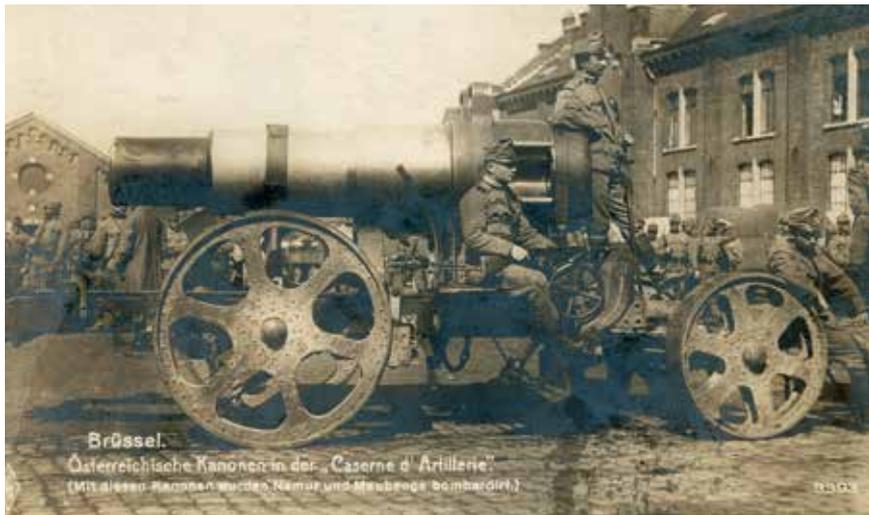
Der 30,5-cm-Mörser war straßenbeweglich, was für ein Geschütz seiner Gewichtsklasse ungewöhnlich war. Er ließ sich in drei Lasten zerlegen (Rohr, Bettung, Lafette) und mit Motorschleppern transportieren.

Die Bedeutung dieses Mörsers reichte aber weit über die eines ungewöhnlich leistungsfähigen Spezialgeschützes hinaus. Im Ganzen gesehen befand sich

Im Gegensatz zu vielen Propaganda-aufnahmen des Mörsers wirkt diese hier arbeitsmäßig-nüchtern.



Der Mörser konnte in mehrere Teillasten zerlegt werden, wodurch er auf Landstraßen transportfähig war. Diese Aufnahme fand damals zu Propagandazwecken weite Verbreitung.



die österreichisch-ungarische Artillerie in einem Zustand nicht nur zahlenmäßiger, sondern auch qualitativer Unterlegenheit. Eine Ausnahme machte allein der 30,5-cm-Mörser, den die offizielle österreichische Darstellung des Ersten Weltkriegs als „Wundergeschütz“ bezeichnete. Sein spektakuläres Auftreten demonstrierte die technisch-industrielle

Leistungsfähigkeit Österreich-Ungarns und bekräftigte so den vielfach angefochtenen Großmachtstatus des Habsburgerstaates. Selbst das Deutsche Reich mit seiner hochentwickelten Industrie entlieh bei Kriegsbeginn zur Niederkämpfung der modernen Panzerwerke in Belgien und Nordfrankreich zwei Batterien mit vier solchen Mörsern.



Das deutsche Gegenstück zum österreichisch-ungarischen Mörser war die „Dicke Berta“, intern als „M-Gerät“ bezeichnet. Sie ist das einzige Geschütz des Ersten Weltkriegs, dessen Modellbezeichnung in die Umgangssprache eingegangen ist und sogar international verstanden wird. Die im Zusammenhang mit der sogenannten Eurorettung ergriffenen Maßnahmen wurden auch als „La Grosse Bertha“ propagiert.



Die „Dicke Berta“ wurde ähnlich wie der österreichisch-ungarische Mörser propagandistisch ausgeschlachtet. Dieser Umschlag für Briefpapier mit patriotischen Aufdrucken zitiert ihr Kaliber, das 1914 schlagartig bekannt geworden war: 42 cm.

Auch als Ikone der Propaganda spielten Abbildungen des Mörsers eine wichtige Rolle. Seine gedrungene Silhouette mit drohend emporgerecktem Rohr, in zahlreichen Bildern popularisiert, wurde geradezu zum Symbol der Donaumonarchie in ihrem letzten Krieg. Der Mörser weckte sogar die Aufmerksamkeit von Karl Kraus, der ihn in seiner Tragödie „Die

letzten Tage der Menschheit“ (II. Akt, 28. Szene) auftreten ließ, dies allerdings in einem satirischen Zusammenhang. ■

Christian Ortner, Die österreichisch-ungarische Artillerie von 1867 bis 1918, Wien 2007.

Kriegsanleihen



„Erklärung der Parteiführer des Reichstags: Für Reichstag und Reichsregierung wird es stets die erste Pflicht sein, den Zinsendienst der Kriegsanleihen mit allen Mitteln sicherzustellen und die Zeichner bei allen steuerlichen

und sonstigen Maßnahmen nach Möglichkeit zu begünstigen. Für die Durchführung dieses Bestrebens sorgt schon die Tatsache, daß unsere Anleihen Volksanleihen sind, zum großen Teil im Besitz von Millionen wenig begüterter Volksgenossen.“

50 Erklärung der Parteiführer des Reichstags Plakat

undatiert; wohl zweite Kriegshälfte

Papier

70 × 93 cm

Inv. Nr. 818-1990

Kriege sind nicht nur blutig, sondern auch teuer. Zur Deckung der Kosten gab und gibt es für Staaten grundsätzlich zwei Möglichkeiten: Steuern und Anleihen. Alle kriegsführenden Länder bestritten den größten Teil ihrer Kriegsausgaben durch Kredite, allerdings mit nicht unerheblichen Unterschieden. Während in Deutschland nur 14 Prozent der Kriegshaushalte durch Steuern finanziert wurden, waren es in Großbritannien 28 Prozent. Dass der deutsche Staat damals so zurückhaltend beim Anziehen der Steuerschrauben war, hängt mit seiner Finanzverfassung zusammen: Direkte Steuern wie die Einkommenssteuer standen den Ländern zu, während das Reich im Wesentlichen auf Verbrauchssteuern angewiesen war. Die Einführung einer Reichseinkommenssteuer wäre gegen den Widerstand der bürgerlichen Parteien nicht durchzusetzen gewesen. Eine Besteuerung der teilweise erheblichen Kriegsgewinne wurde erst 1916 eingeführt und blieb in ihren Erhebungssätzen zurückhaltend, was viel Kritik auslöste. Bleibende Folgen hatte dagegen die im Juni 1916 eingeführte Mehrwertsteuer, damals Warenumsatzstempel genannt. Der Steuersatz betrug zunächst 1 Promille und stieg bis 1918 auf 5 Promille (2014: 19 Prozent).

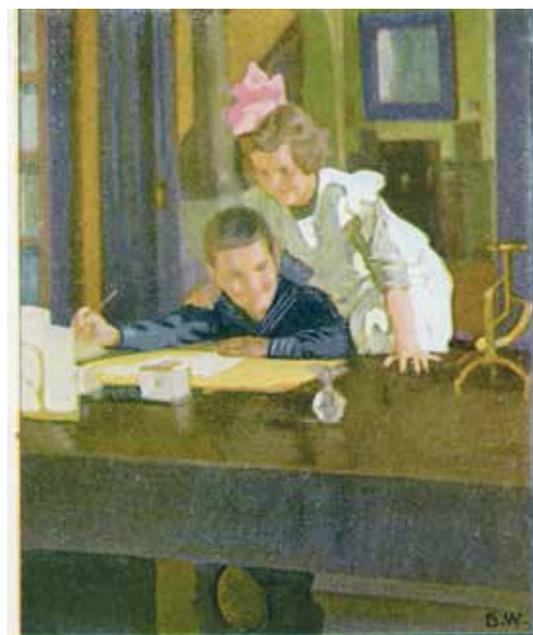
Haushaltstechnisch verteilte das deutsche Reich seine Ausgaben auf einen ordentlichen und einen außerordentlichen Haushalt. Letzterer war für die Kriegskosten bestimmt und wurde durch Schulden finanziert. Die Zivilausgaben und der Schuldendienst der Kriegsausgaben wurden

im ordentlichen Haushalt untergebracht, der durch Steuern finanziert werden sollte.

Die realen Kriegslasten entstanden während des Krieges selbst, während die Begleichung der damit verbundenen finanziellen Lasten auf dem Weg verzinslicher Kriegsanleihen auf die Zeit nach dem Krieg verschoben wurde. Allen Staaten und auch dem Deutschen Reich war die Vorstellung gemeinsam, dass man die Schuldentilgung dem besiegten Gegner auferlegen würde. Darin lag ein wesentliches Hemmnis für den Gedanken eines Verhandlungsfriedens, denn der hätte wohl alle Beteiligten auf ihren jeweiligen Schulden sitzen lassen.

Zur Bezahlung der Kriegskosten machte das Reich kurzfristige Schulden bei der Notenbank, die dann durch die Einnahmen aus Kriegsanleihen zurückgezahlt wurden. Damit galten diese Schulden als „konsolidiert“. Sie bestanden indes weiter, weil die Zeichner ja einen Anspruch auf Rückzahlung ihrer Einlagen hatten. Die erste Kriegsanleihe wurde 1914 aufgelegt. Acht weitere folgten bis zum Kriegsende. Sie waren jeweils von einer massiven und ständig zunehmenden Propaganda begleitet. Von einer „finanziellen Wehrpflicht“ war die Rede.

Das Zeichnungsergebnis brachte natürlich auch Erwartungen über den Kriegsausgang zum Ausdruck. Bis zur achten Kriegsanleihe, die im März 1918 aufgelegt wurde, stiegen die Einnahmen von anfänglich ca. 4,5 auf 15 Milliarden Mark. Die neunte und letzte Kriegsanleihe vom Oktober 1918 sah erstmals



Die große Frage.

„Wieviel Kriegsanleihe wollen wir denn zeichnen, Hannchen?“
„200 Mark! — Da wird sich aber Hindenburg freuen!“



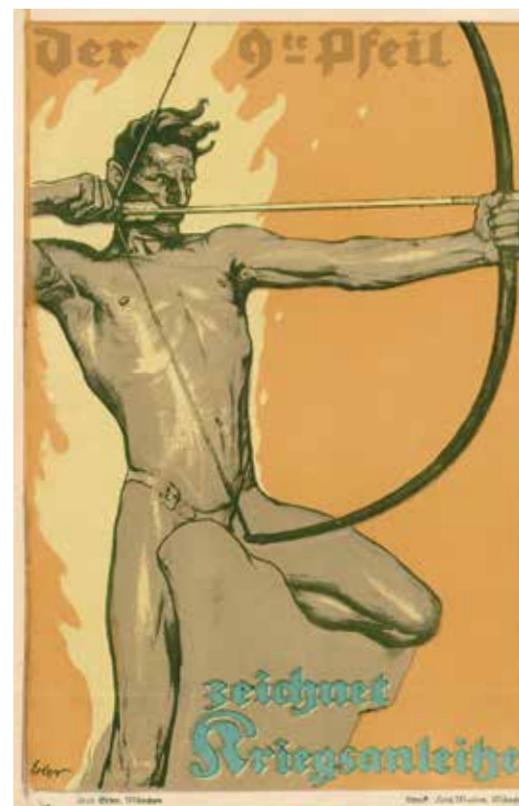
links: Diese Werbe-postkarte für die Zeichnung von Kriegsanleihen spekulierte auf die sentimental Empfindungen des Publikums und machte sich die Popularität Hindenburgs zunutze.

rechts: Die *Bunten Kriegsbilderbogen* präsentieren Rudolf Havenstein, der von 1908 bis 1923 Präsident der Reichsbank war, in Anlehnung an den höchsten militärischen Rang als „General-Geldmarschall“. Das sollte witzig sein.

einen Rückgang auf einen angesichts der Kriegslage immer noch verblüffend hohen Betrag von 10 Milliarden Mark.

Die Ausgaben des Reichs stiegen während des Krieges auf fantastische Summen. Betrug das Budget des ersten Kriegsjahres noch 8,8 Milliarden Mark, so waren es im letzten Kriegsjahr 44,4 Milliarden. Der Krieg war nicht nur blutiger als frühere, sondern auch teurer: Schon 1915 kostete ein Monat Krieg mehr als der ganze Krieg von 1870/71. Mit der Kriegsfinanzierung durch Schulden war eine erhebliche Vermehrung der Geldmenge verbunden, der kein entsprechender Zuwachs an erzeugten Gütern gegenüberstand. Ein großer Teil der produzierten Waren wurde buchstäblich verpulvert. Der Banknotenumlauf stieg von 1913

bis 1918 auf das Elffache, während die Erzeugung der Güter, die dafür erworben werden konnten, rapide abgesunken war. Dadurch entstand ein erheblicher Kaufkraftüberhang, der durch die Kriegsanleihen nur teilweise abgeschöpft werden konnte. Zwangswirtschaftliche Maßnahmen wie die Festsetzung von Höchstpreisen trugen dazu bei, den inflationären Druck während des Krieges zurückzustauen, der sich nach dem Krieg entlud. In Verbindung mit der Fortsetzung der lockeren Geldpolitik nach dem Waffenstillstand und den Deutschland auferlegten Reparationsleistungen führte das dazu, dass die Kontrolle über die Währung zusammenbrach. 1923 kam es nach einer Inflation, die das Geldvermögen vollkommen zerstörte, zu einer



„Wanderung im Chiemgau. In allen Dörfern, durch die ich kam, waren scheußliche Plakate der IX. Kriegsanleihe angeklebt. Welch sinnlose Verschwendung von Papier! Dazu diese expressionistischen Mätzchen, über die unsere Bevölkerung nur lacht.“
Josef Hofmiller, Revolutionstagebuch, Eintrag vom 1. November 1918.

Währungsreform. Die alte Markwährung wurde außer Kurs gesetzt. Der Wert einer neuen Mark wurde damals zu einer Billion alter Mark festgesetzt. Bedenkt man, dass das Deutsche Reich mit Schulden von 156 Milliarden Mark aus dem Krieg gegangen war, so hatten diese 1923 noch einen Wert von nicht einmal 16 Pfennigen. Die Deutschen hatten Kriegsanleihen für 98 Milliarden gezeichnet – nach der Währungsreform der Wert eines Zehnpfennigstückes. ■

Manfred Zeidler, Die deutsche Kriegsfinanzierung 1914 bis 1918 und ihre Folgen, in: Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes herausgegeben von Wolfgang Michalka, München/Zürich 1994, S. 415–433.

„Ersatz“



51 Fahrradreifen mit Spiralbereifung

um 1916

Stahl, Ø 68 cm

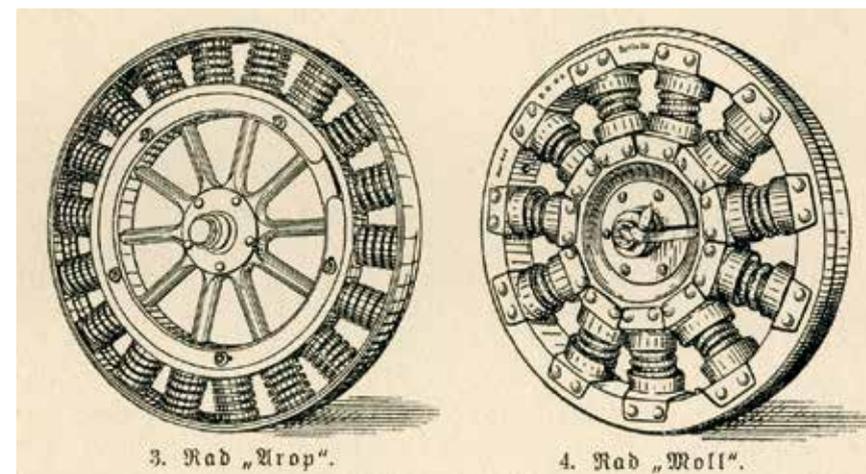
Leihgabe des Deutschen Museums, München

Inv. Nr. L 6618

Kautschuk ist ein Naturprodukt und wird aus der Milch des Kautschukbaumes gewonnen, der nur in den Tropen gedeiht. Mit Schwefel versetzt und erhitzt (*vulkanisiert*), wird Kautschuk zu Gummi, einem vielseitigen Werkstoff, dessen wichtigste Eigenschaft die Elastizität ist. Nachdem Deutschland während des Krieges von Rohstoffzufuhren aus Übersee weitgehend abgeschnitten war, musste es seinen Gummibedarf aus den im Land verfügbaren Vorräten decken und zu Ersatzstoffen greifen. Für viele Produkte wurden Einschränkungen verfügt. So hörte etwa die Herstellung von Fußbällen und Gummischuhen ganz auf, andere Erzeugnisse durften nur noch unter Verwendung von Regeneraten produziert werden. Das war wiederaufbereiteter Altgummi, der allerdings auch immer knapper und bald ebenso erfasst und bewirtschaftet wurde wie Rohkautschuk.

Ende 1917 begann die Produktion von synthetischem Kautschuk, dessen Qualität die von natürlichem Kautschuk allerdings nicht erreichte, so dass die Fertigung nach Kriegsende wieder aufgegeben wurde.

Den mengenmäßig größten Bedarf an Gummi hatten Fahrzeugbereifungen und elektrische Kabel, die von der Armee dringend benötigt wurden. Auf die Schaffung gummiloser Ersatzbereifungen für Kraftfahrzeuge wurde damals viel Mühe verwendet. „Federnde Reifen“ fanden weite Verbreitung und wurden vor allem in Deutschland selbst und im rückwärtigen Heeresgebiet, der *Etappe*, eingesetzt. Mit ihnen waren zahlreiche Nachteile verbunden: Die verminderte Straßenhaftung der eisernen Räder beeinträchtigte das Fahrverhalten erheblich, und die harten Reifen zerstörten den Fahrbelag. Die Ersatzprodukte versagten oft schon nach wenigen hundert



„Federnde Räder“ für Lastkraftwagen, die ohne Gummi auskommen mussten. Sie erreichten nicht annähernd die Qualität von Gummibereifungen.

Zu den Mangelartikeln, deren Fehlen den Alltag oft zur Qual werden ließ, gehörte auch Seife. Es entwickelte sich eine erfindungsreiche Ersatzindustrie, deren Erzeugnisse aber in der Regel nicht annähernd den Wert der Originalprodukte erreichten. Diese Aufnahme entstand 1917 auf der Leipziger Messe.



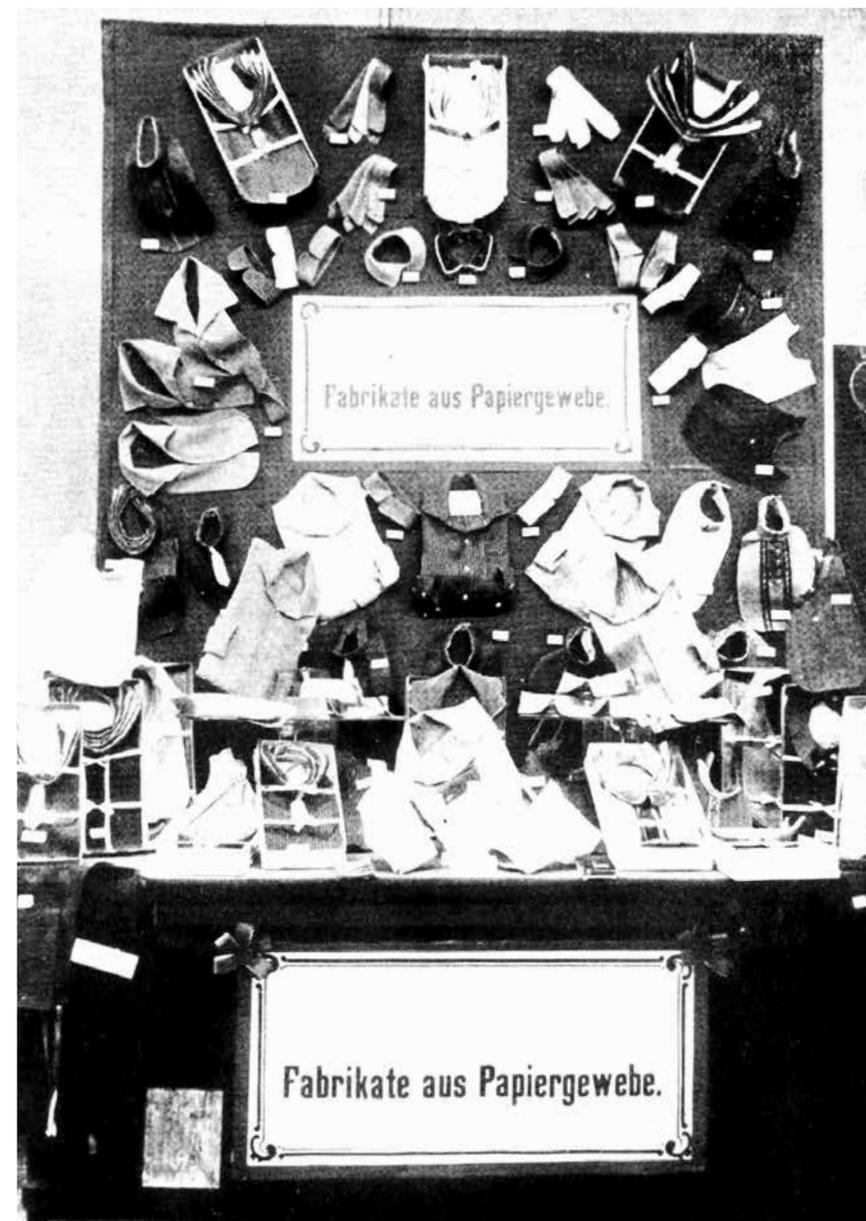
Kilometern, während Gummireifen in Friedensqualität damals eine Lebensdauer von 15.000 bis 20.000 Kilometern aufwiesen.

Dank der Erfindung des Luftreifens hatte sich das Fahrrad seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zum Massenverkehrsmittel entwickelt. Auch die Armee verwendete es in großer Zahl. Die Verwendung von Naturkautschuk für Fahrradreifen wurde Mitte des Jahres 1915 verboten, jedenfalls für Räder, die privaten Zwecken dienten. Die Industrie stellte Reifendecken und Luftschläuche fortan aus Regeneratgummi her. Schließlich erging aber ein allgemeines Radfahrverbot für Privatpersonen, sofern die Räder gummibereift waren. Die dadurch entbehrlich werdenden Fahrradbereifungen wurden eingezogen. Damals entstanden Ersatzbereifungen unter Verwendung von Holz oder, wie

hier, von Drahtspiralen. Der Not gehorchend fanden auch solche Behelfserzeugnisse Abnehmer. Wie die meisten Gummiersatzprodukte verschwanden sie nach dem Krieg in kürzester Zeit, als wieder natürlicher Kautschuk zu haben war. Eine Ausnahme machten die Kunstharze (*Bakelit*), die in vielen Anwendungsgebieten den Hartkautschuk (*Ebonit*) ersetzten.

Die Bedeutung des Phänomens „Ersatz“ erkennt man auch daran, dass der Begriff als Fremdwort in die französische Sprache eindrang. ■

Kautschuk, in: Technische Erfahrungen für die Friedenswirtschaft. Im Rahmen der volkswirtschaftlichen Untersuchungen der ehemaligen Mitglieder der Wissenschaftlichen Kommission des Preußischen Kriegsministeriums gesammelt und herausgegeben vom Verein deutscher Ingenieure, Berlin/Leipzig 1923, S. 149–168.



Die Technik zur Herstellung von Garnen aus Papier war schon vor dem Krieg bekannt, doch hatten solche Produkte auf dem Markt keine Rolle gespielt: Sie konnten mit konventionellen Textilien weder qualitativ noch preislich konkurrieren. Der Wegfall der Baumwolleneinfuhr durch die alliierte Blockade führte zu einem dramatischen Mangel an Spinnstoffen, der teilweise durch Papiergewebe ausgeglichen wurde.

52 Siemens-Martin-Ofen im Werk Haidhof der Maxhütte Gemälde von Ernst Dorn (1889–1927)

1914

Öl auf Leinwand

65 × 75,5 cm

Inv. Nr. 422-1988



Mehr als je zuvor hing im Ersten Weltkrieg die militärische Kraftentfaltung von der industriellen Produktionskraft ab. In qualitativer Hinsicht besaß ein hochentwickeltes Industrieland wie das Deutsche Reich alle Fertigungseinrichtungen, die zur Erzeugung der materiellen Mittel des modernen Krieges nötig waren. Mangel herrschte bei Rohstoffen, die wiederum die Grundlage industrieller Produktion bildeten. Während des Krieges wurden insgesamt etwa 500 Mangelstoffe in staatliche Erfassung und Bewirtschaftung genommen. Die wichtigsten Rohstoffe, welche die Basis der ganzen Kriegswirtschaft bildeten, waren Kohle und Eisen: Kohle lieferte die Energie, und Eisen war das Material, aus dem die Werkzeuge des Krieges vor allem bestanden. An Rhein und Ruhr und in Oberschlesien besaß Deutschland große eigene Kohlevorräte. Ergiebig waren auch die Erzgruben in Lothringen und Luxemburg, und da die deutsche Flotte die Ostsee beherrschte, war die Zufuhr von hochwertigem Eisenerz aus Schweden gesichert.

Die Erzeugung von Kriegsgerät aller Art erfuhr im Lauf des Krieges eine gewaltige Steigerung. Die dafür benötigten ungeheuren Eisen- und Stahlmengen standen aber nicht durch eine Steigerung der Erzeugung zur Verfügung, sondern durch Einschränkung des zivilen Verbrauchs und des wegfallenden Exports. Die Erzeugung von Roheisen und Stahl ging in Deutschland während des Krieges sogar zurück:

Deutsches Reich (Vergleich: GB/USA)

1913

Roheisen 19.309 (10.650/31.462)

Flussstahl 18.935 (7.786/31.802)

1917

Roheisen 18.142 (9.571/39.266)

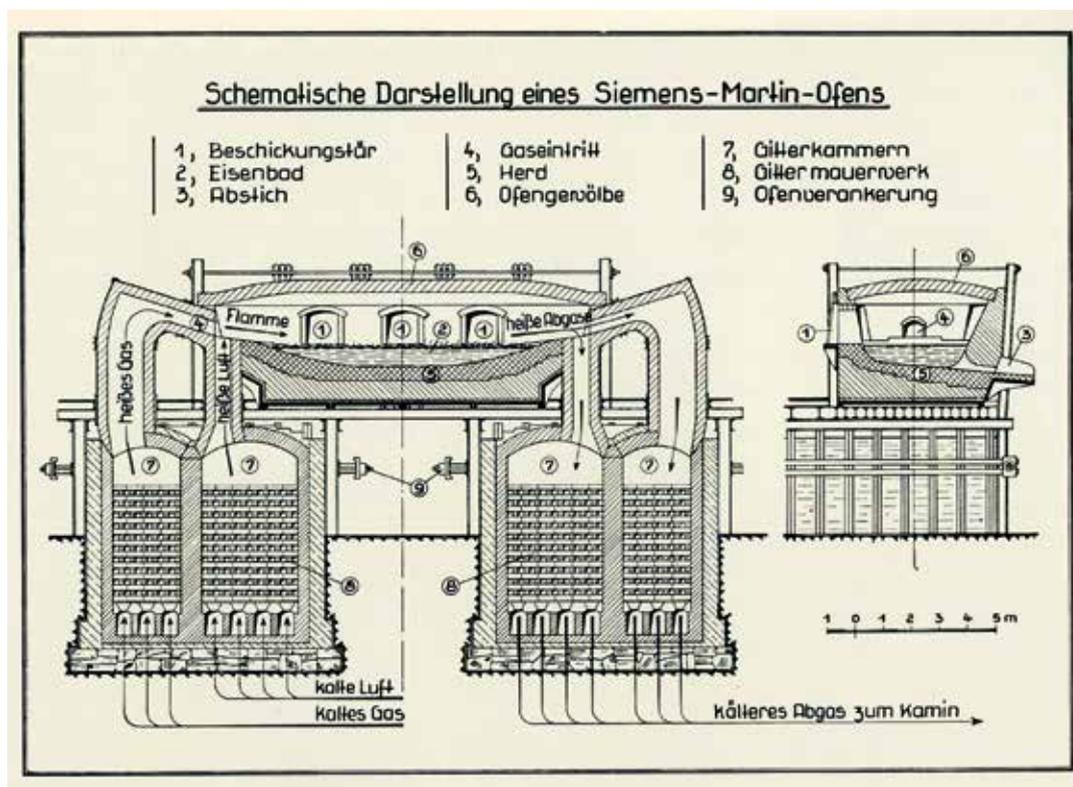
Flussstahl 16.587 (9.960/45.782)

Die Zahlen jeweils in 1.000 Tonnen.

Dieser unerwünschte Rückgang hatte seine Ursache neben Transport-schwierigkeiten vor allem im Mangel an Arbeitskräften, von denen viele zum Heeresdienst eingezogen wurden. Allein 40 Prozent aller Bergleute wurden bei der Mobilmachung (siehe Nr. 18) einberufen. Mehr noch als die Erzeugung von Eisen und Stahl sank die Industrieproduktion im Ganzen, die sich während des Krieges um 30 Prozent verminderte.

Die 1853 in der Oberpfalz gegründete *Eisenwerk-Gesellschaft Maximilianshütte*, kurz als *Maxhütte* bezeichnet, entwickelte sich bis zum Ersten Weltkrieg zum führenden Montanunternehmen Süddeutschlands mit sieben Werken, vier Erzgruben und einer Steinkohlenzeche (*Maximilianszeche*) bei Hamm in Westfalen. Ihren Namen hatte sie zu Ehren des bayerischen Königs Maximilian II. (1848–1864) gewählt.

Auch für die Maxhütte erwies es sich als schwierig, den gewohnten Betrieb aufrecht zu erhalten. Der schlagartige Wegfall vieler Arbeiter im Zug der Mobilmachung führte dazu, dass Wassereinbrüche in den Kohlenschächten der Maximilianszeche nicht unter Kontrolle gebracht werden konnten und

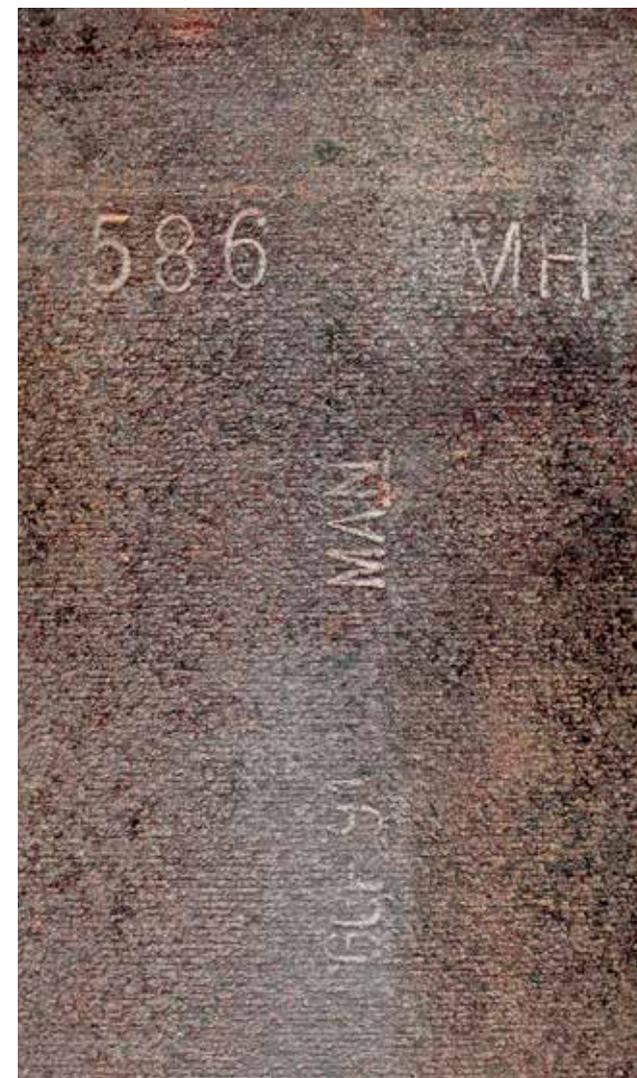


die Zeche schon im August 1914 absoff. Bis zum Frühjahr 1916 waren über 3.000 Betriebsangehörige zum Heeresdienst eingezogen worden. Am Hauptstandort Rosenberg musste von fünf Hochöfen einer stillgelegt werden, und der Betrieb der übrigen vier erfuhr Unterbrechungen. Soweit es möglich war, wurden Frauen und Kriegsgefangene zur Arbeit herangezogen. Frauen machten 1918 10,8 Prozent, Kriegsgefangene 21,7 Prozent der Beschäftigten aus. Die Arbeits- und Lebensbedingungen waren schlecht und führten zu vielen Klagen. Die Arbeitsleistung der Gefangenen war aus naheliegenden Gründen geringer als die der bisherigen einheimischen Kräfte.

Das Gemälde von Ernst Dorn zeigt den Abstich eines Siemens-Martin-

Ofens im Werk Haidhof. Siemens-Martin-Öfen waren im 19. Jahrhundert entwickelt worden, um Roheisen durch Entfernung unerwünschter Begleitstoffe in Stahl umzuwandeln. Gegenüber anderen Verfahren hatten sie den Vorteil, dass der Schmelze große Mengen von Schrott beigegeben werden konnten. In Haidhof waren Siemens-Martin-Öfen seit 1893 in Betrieb. Nach Kriegsausbruch wurde die Stahlerzeugung in Haidhof zunächst eingestellt, 1915 aber wieder aufgenommen, weil die Heeresverwaltung Stahlhüllen für Artilleriegranaten in Auftrag gab. Im Betriebsjahr 1916/17 wurden 47.415 Stück für 15-cm-Granaten und 29.805 für 21-cm-Granaten abgeliefert. Zur weiteren Bearbeitung und zum Befüllen

mit Sprengstoff gelangten die Geschosskörper ins Hauptlaboratorium Ingolstadt. Einen weit größeren und nicht minder kriegswichtigen Teil der Produktion machten Eisenbahnschienen aus. Im gleichen Jahr waren das 73.000 Tonnen. Die Werksleitung sah dem Kriegsausgang pessimistisch entgegen. Deswegen unterblieben während des Krieges Neuinvestitionen für den Ausbau zusätzlicher Fertigungseinrichtungen für Militäraufträge. Das erleichterte nach 1918 die Umstellung auf Friedensfertigung. ■



Wilhelm Fromm, Die Entwicklung der Eisenwerkgesellschaft Maximilianshütte (II. Teil): In den Jahren 1880/81 bis 1920/21, Diss. Würzburg 1921.

100 Jahre Eisenwerk-Gesellschaft Maximilianshütte 1853–1953, Sulzbach-Rosenberg 1953.

Oskar Duschinger, Dietmar Zierer, Glanz und Elend der Maxhütte, Burglengenfeld 1990.

Rolf Wypior, 149 Jahre Maxhütte – Ein großes Kapitel Industriegeschichte, in: 150 Jahre Maxhütte „... eine wahrhaftige Schmiede des Vulkan“, Sonderausstellung vom 14. September 2003 bis 29. Februar 2004 im Stadtmuseum Sulzbach-Rosenberg, Sulzbach-Rosenberg 2003, S. 27–42.

Marken auf dem Geschosskörper einer 21-cm-Granate, gegossen in der Maxhütte. „MAN“ deutet auf eine mechanische Überarbeitung des Gußkörpers bei

der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg hin. Leihgabe des Oberpfälzischen Volkskundemuseums, Burglengenfeld.

Rüstungsexporte



53 Britisches Schrapnell für 18-Pfünder Feldkanone

um 1915

Bethlehem Steel Corporation, USA

Stahl, Messing, Aluminium, Kupfer, 30 × 8,8 cm

Inv. Nr. 746-1985

Das Schrapnell war das Hauptgeschoss der Feldartillerie bei Kriegsausbruch und wurde bis 1918 in großen Mengen erzeugt. Im Unterschied zu Granaten, also reinen Explosivgeschossen, diente das Schrapnell ausschließlich der Bekämpfung „weicher“ Ziele, also von Menschen und Pferden. Dabei funktionierte es gewissermaßen als fliegendes Schrotgewehr. Der relativ dünne Stahlkörper war mit Hartbleikugeln gefüllt. Der Geschossboden enthielt eine Sprengladung, die mit einem Brennzünder, also einem Zeitzünder, auf einem bestimmten Punkt der Flugbahn ausgelöst wurde. Der Zündimpuls wurde dabei vom vorn in das Geschoss eingeschraubten Zünder durch eine zentrale Röhre übertragen. Die Zünderlaufzeit wurde, der Entfernung entsprechend, vor dem Abschuss eingestellt. Zur festgesetzten Zeit brachte der Zünder die Sprengladung zur Detonation. Dadurch wurde die Kugelfüllung kegelförmig nach vorne ausgestoßen und die Geschosshülle zerrissen. blieb die Hülle intakt, sprach man von einem Ausbläser. Das hier abgebildete Geschoss ist so ein *Ausbläser*, in den nachträglich wieder ein Zünder eingeschraubt wurde, um das Aussehen vor dem Abschuss wiederherzustellen. Dass es tatsächlich verschossen wurde, also „durch das Rohr gegangen“ war, erkennt man an den Abdrücken des Rohrprofils im Führungsband, das die Stahlhülle umgibt.

Das Bemerkenswerte an diesem 1915 erzeugten Schrapnellkörper ist, dass er zwar für ein britisches Geschütz bestimmt

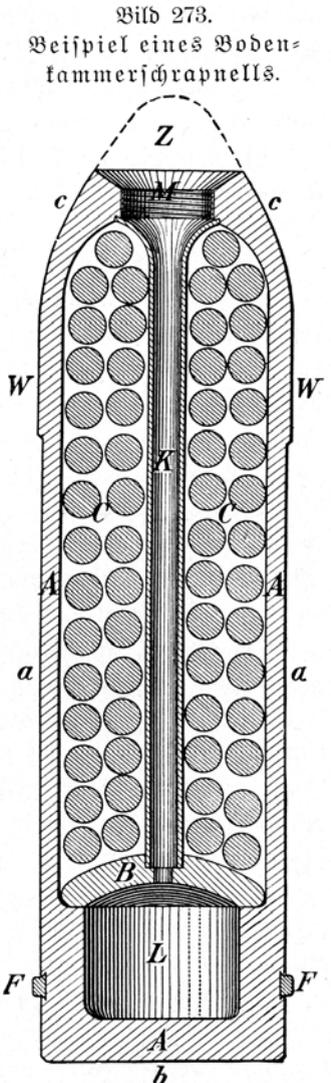
war und auf Deutsche verschossen wurde, aber in den damals neutralen USA produziert worden war. Die Belieferung der Triple-Entente durch die amerikanische Industrie erzeugte in Deutschland, auf dessen Soldaten tausende von Tonnen dieser Munition herabregneten, große Erbitterung. Kurz nach Kriegsbeginn hatte sich Großbritannien die Produktionskapazität von Bethlehem Steel auf Kriegsdauer gesichert. Das US-Unternehmen machte mit dem Krieg in Europa glänzende Geschäfte. Ende 1915 lieferte es bereits mehr als eine Million Artilleriegeschosse monatlich nach Frankreich. ■



Herstellermarkierung „BSC“ auf der Geschosshülle: Bethlehem Steel Corporation, USA.

Hans Linnenkohl, Vom Einzelschuß zur Feuerwalze, Koblenz 1990.

links: Schnitt durch ein Schrapnell, um 1912. Der mit L bezeichnete Teil enthielt die Sprengladung. Der Zündimpuls wurde durch den Zündkanal K übertragen.



- A Geschößfern.
- a walzenförmiger Teil.
- b Boden.
- c Bogen Spitze.
- F Führungsring.
- W Zentrierwulst.
- M Mundloch.
- L Bodenkammer.
- B Stoßboden.
- C Füllfugeln.
- K Kammerhülse.
- Z Zünder.

1053

1054

1055

1056

1057

rechte Seite oben: Diese Aufnahme stammt wie die bei Objekt Nr. 10 aus dem Röntgenatlas, den das Hamburger St. Georgs Krankenhaus 1916 veröffentlichte: „Soldat St. wurde am 21.X.1914 auf dem westlichen Kriegsschauplatz verwundet – Schrapnell-schuß – rechtes Knie.

Befund: An der Außenseite des rechten Kniegelenks befindet sich eine lochförmige Schußverletzung, die stark eitert; kein Ausschuß. Kniegelenk sehr stark angeschwollen, Patella [Kniescheibe] tanzt; Bewegungen im Gelenk vollkommen aufgehoben, passiv sehr schmerzhaft. Starker Druckschmerz am Epicondylus lateralis [seitlicher Knochenvor-

sprung] des Femur [Oberschenkelknochen]. Patient fiebert hoch. Das Röntgenbild ergibt ein Schrapnellgeschöß im Epycondylus lateralis und eine Fraktur [Bruch] desselben. Wegen der Eiterung und der hohen Temperaturen wird zunächst das Kniegelenk durch Bogenschnitt vollkommen freigelegt und das Projektil entfernt. Trotz ausgiebiger Eröffnung des Gelenks und seitlicher Inzisionen [Einschnitte] steht die Eiterung nicht; dieselbe ist im Dauerwasserbad auch nicht zu beeinflussen. Dies bestimmte uns, eine ausgiebige Resektion [Entfernung] des Kniegelenks vorzunehmen. Seit derselben prompter Abfall der Temperaturen und gute Verheilung.“



Eindruck eines platzenden Schrapnells über einem Schützengraben bei Nacht, Aquarell von Michael Biebl, ca. 1915.

54 Schirmmütze für einen Offizier des bayerischen Infanterie-Leibregiments mit Edelweiß

1915

Wolle, Leder, Metall

14 × 20 × 26 cm

Inv. Nr. C 2956



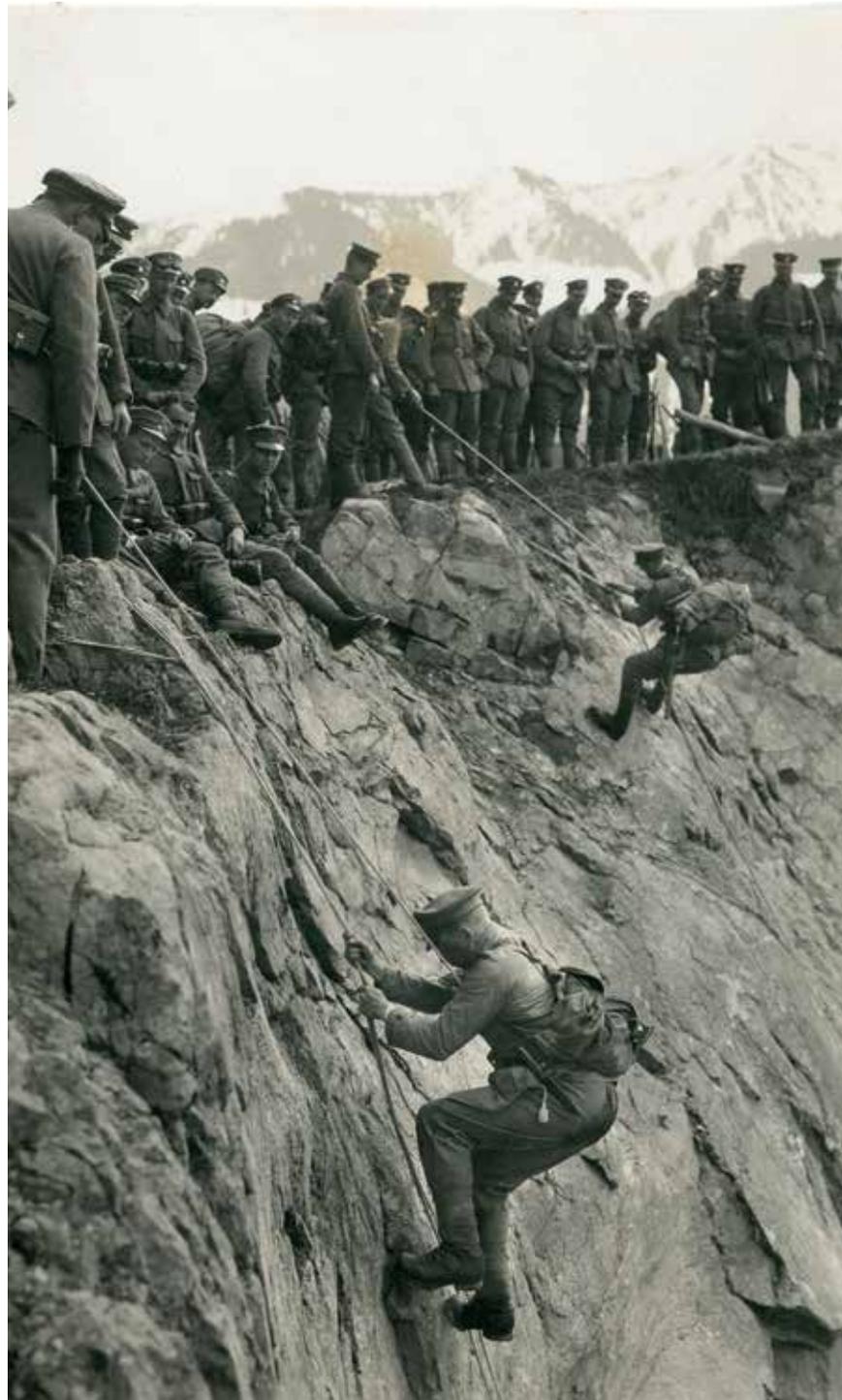
Gebirgstruppen waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht für den Kampf in hochalpinem Gelände bestimmt. Sie sollten jedoch in der Lage sein, Gebirgsgelände zu überwinden, das für gewöhnliche Truppen ungangbar war. Ihre Versorgungsfahrzeuge waren leichter gebaut als die des übrigen Heeres. Für Wege, auf denen überhaupt keine Fahrzeuge mehr voran kamen, gab es Tragtiere. Die Geschütze der Gebirgsartillerie erreichten nicht die ballistische Leistungsfähigkeit gewöhnlicher Feldartillerie, dafür waren sie leichter und für den Tragtiertransport zerlegbar.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges besaß das deutsche Heer keine Gebirgstruppen, wohl aber Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien. Durch den Kriegseintritt Italiens im Jahr 1915 geriet Österreich-Ungarn in eine verzweifelte Lage und bedurfte deutscher Unterstützung. Die Grenze zwischen Österreich und Italien verlief in den Alpen, und so mussten deutsche Truppen, die dort kämpfen sollten, gebirgstauglich gemacht werden. Im Frühjahr 1915 wurde dazu eine Spezialtruppe aufgestellt, das *Alpenkorps*. Die Aufstellung wurde vom bayerischen Kriegsministerium ausgeführt, und auch das Kommando des *Alpenkorps* war bayerisch, so dass die Einheit als bayerische Formation zählte. Ihre Zusammensetzung indes war uneinheitlich. Das *Alpenkorps* bestand aus bereits existierenden Elitetruppen aller deutschen Kontingente, von denen etwa die Hälfte Bayern waren, darunter das Infanterie-Leibregiment.

Korps nannte man die neue Truppe, weil sie nicht in ein Armeekorps integriert war und deshalb Spezialformationen wie schwere Artillerie und Trains erhalten musste, die sonst erst auf Korps-ebene vorhanden waren. Tatsächlich war das *Alpenkorps* eine verstärkte Infanteriedivision. Der neue Verband wurde in wenigen Wochen formiert und nach Tirol verlegt.

Bald nach dem Eintreffen in Tirol erhielt das Kommando des *Alpenkorps* vom österreichischen Landesverteidigungs-Kommando 20.000 Edelweißabzeichen zur Verteilung an die Truppe. Dieses Abzeichen, an der Mütze zu tragen, sollte das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Deutschen und den österreichischen Landwehr-Gebirgstruppen stärken, die das Edelweiß schon hatten. Der Kommandeur des *Alpenkorps*, der bayerische General Krafft von Dellmensingen, kam dem Wunsch der Österreicher sofort nach und gestattete die Ausgabe der Metallblumen. Nun begannen die Probleme.

In der österreichisch-ungarischen Armee waren Mützenabzeichen nicht ungewöhnlich. In der deutschen gab es sie nicht. Das bayerische Kriegsministerium wollte die endgültige Tragegenehmigung für das in jeder Hinsicht neue Abzeichen erst nach Rücksprache mit dem preußischen erteilen. In Berlin aber reagierte man verärgert und ordnete das Ablegen des Abzeichens bis zum Erlass einer endgültigen Entscheidung an. Das war aber kaum möglich, wäre es doch von österreichischer Seite als



Soldaten eines bayerischen Schneeschuhbataillons werden in Immenstadt für den Gebirgskrieg für den Gebirgskrieg geschult.



Affront empfunden worden. Die Genehmigung wurde schließlich erteilt, doch sollte das Tragen der Alpenblume auf Soldaten beschränkt bleiben, die an dem viermonatigen Einsatz in Tirol teilgenommen hatten. Das Edelweiß wurde also als Kampfabzeichen interpretiert, während es das *Alpenkorps* als Verbandsabzeichen auffasste. Auch Soldaten, die erst später zu diesem Verband gekommen waren, sollten es tragen dürfen. Auseinandersetzungen über diese Frage zogen sich bis ins letzte Kriegsjahr hin.

1919, mit dem Ende der Alten Armee, verschwand das Edelweiß aus der Truppe. Die Reichswehr hat es nicht getragen. 1939 wurde es als Abzeichen der deutschen Gebirgstruppe wieder eingeführt. Als solches wird es heute noch von der Bundeswehr getragen und ist damit eines der wenigen Symbole, die eine Verbindung zwischen dieser Armee und früheren deutschen Streitkräften bilden. ■



Gerhard Heyl, Das Edelweiß, in: Ernst Aichner (Hg.), Sonderausstellung Deutsche Gebirgstruppen vom 1. Weltkrieg bis zur Gegenwart = Veröffentlichungen des Bayerischen Armeemuseums Band 6, Ingolstadt 1983, S. 9–12.

Günther Hebert, Das Alpenkorps. Aufbau, Organisation und Einsatz einer Gebirgstruppe im Ersten Weltkrieg, Boppard a. Rhein 1988 = Wissenschaftliche Forschungen, Abteilung Militärgeschichtliche Studien, herausgegeben vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt durch Günter Roth und Manfred Messerschmidt, Band 33.

Thomas Müller, Konrad Krafft von Dellmensingen (1862–1953). Porträt eines bayerischen Offiziers, Kallmünz 2002.

Alexander Jordan, Krieg um die Alpen: der Erste Weltkrieg im Alpenraum und der bayerische Grenzschutz in Tirol, Berlin 2008.

oben: Der österreichische Soldat im Vordergrund trägt die Uniform der Landwehr-Gebirgsschützen, eine vor dem Krieg aufgestellte Spezialformation für den Gebirgskrieg. Das Edelweiß auf den Kragenspiegeln („Parolis“) gehörte zu ihrer Uniform. Der Österreicher hat auf dieser Darstellung die Rolle des Führenden, denn die deutsche Armee hatte damals noch keine Erfahrungen im Gebirgskampf.

links: Dieser Unteroffizier des bayerischen Schneeschuh-Bataillons verschickte im Juli 1918 seine Porträtfotografie. An der Mütze trägt er das Edelweiß, und zur Bekräftigung befestigte er noch ein Originalexemplar dieser Alpenblume am Passepartout des Bildes.

1915: Kriegseintritt Italiens



55 Italienische Kriegsflagge

1917

Wolle, Leinen

100 x 152 cm

Inv. Nr. H 16300

Das historische Österreich erstreckte sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein noch über einen großen Teil der italienischen Halbinsel. Damit vermochte sich der erwachende italienische Nationalismus nicht abzufinden, was 1848/49, 1859 und 1866 zu Kriegen führte, in denen die Donaumonarchie den größten Teil ihrer italienischen Besitzungen aufgeben musste. Ihr verblieb nur noch ein kleiner Rest von Gebieten mit vorwiegend oder teilweise italienischsprachiger Bevölkerung. Diese aus italienischer Sicht unerlösten Landstriche („terre irredente“), also das Trentino, Teile Istriens und Dalmatiens, sollten an Italien angeschlossen werden. Weil aber auch Italiens Beziehungen zu Frankreich angespannt waren, kam es 1882 zu einem Bündnis mit dem Deutschen Reich. Darin war Österreich-Ungarn eingeschlossen, was den schwelenden Konflikt Roms mit Wien überdeckte, aber nicht aufhob. 1914 verweigerte Italien die Bundesgefolgschaft, weil es den vertraglich vorgesehenen Verteidigungsfall nicht als gegeben ansah.

Deutschland und Österreich wollten Italien wenigstens aus dem Krieg heraushalten, die Entente dagegen erstrebte den Kriegseintritt Roms auf ihrer Seite. Da sich Italiens Ansprüche auf Gebiete richteten, die zu Österreich-Ungarn gehörten, fiel es Paris und London leicht, diesen Wünschen entgegen zu kommen. Am 26. April 1915 erhielt Italien im Londoner Vertrag die verlangten Zusagen und versprach, binnen eines Monats in den Krieg einzutreten. Am 23. Mai 1915 erklärte

das Königreich Italien der österreichisch-ungarischen Monarchie den Krieg.

Die Front zwischen Italien und Österreich-Ungarn zog sich in weitem Bogen von der Schweizer Grenze durch die Alpen bis zur Adria. Die heftigsten Kämpfe fanden entlang des Flusses Isonzo (slowenisch: Soča) statt, der etwa entlang der heutigen Grenze zwischen Italien und Slowenien fließt. In elf sogenannten Isonzoschlachten versuchten die Italiener, die österreichische Hafenstadt Triest zu erobern, was ihnen zwar nicht gelang, die österreichisch-ungarische Armee aber an den Rand des Zusammenbruchs brachte. Im Oktober/November 1917 unternahmen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen eine Entlastungsoffensive, um die Isonzofront zu stabilisieren (12. Isonzoschlacht).

Unter den deutschen Truppen befand sich auch das Radfahrer-Bataillon 3, eine erst 1916 neu aufgestellte Formation. Am 12. November wurde die Einheit aus der Front gezogen und gelangte zur Ausbildung ins Friaul und nach Venetien. Im Mai des folgenden Jahres überwies das Bataillon diese italienische Flagge an das Bayerische Armeemuseum. Zu diesem Zeitpunkt war der Verband schon wieder an der Westfront eingesetzt, wo er im Oktober 1918 aufgelöst wurde. Die Fahne kann also nur während der 12. Isonzoschlacht in die Hände des Bataillons gefallen sein.

Kriegsflaggen waren allgemeine Dienstzeichen der Streitkräfte und wurden nicht nur in Kriegszeiten geführt.



Die französische Postkarte feiert den Kriegseintritt Italiens wie einen Pakt zwischen Mann und Frau: „Frankreich–Italien, Vereint im gleichen Denken. Verjagen wir die abscheuliche Bande!“

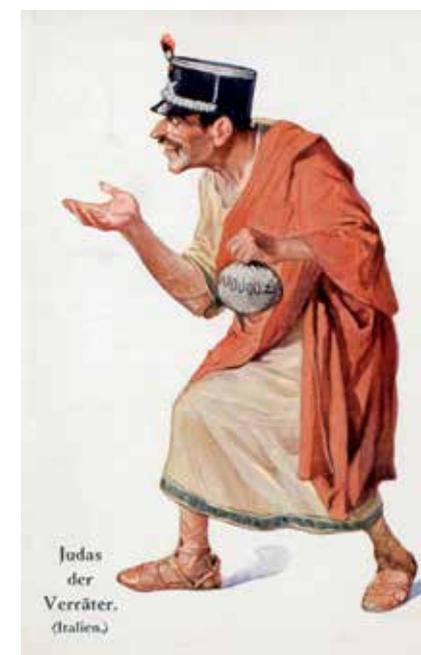


Truppenfahnen waren im Gegensatz dazu Individuen, die den symbolischen Mittelpunkt einer bestimmten Einheit bildeten und nur je einmal existierten. Der Verlust einer Flagge, wie sie bei zahlreichen Militärdienststellen vorhanden war, wog also weniger schwer. Wegen der besonderen Aura, die solche Staatszeichen eben umgab, kam ihrer Erbeutung trotzdem eine gewisse Bedeutung zu. ■

Giorgio Rochat, Die italienische Historiographie zum Ersten Weltkrieg, in: Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes herausgegeben von Wolfgang Michalka, München/Zürich 1994, S. 972–990.

Manfried Rauchensteiner (Hg.), Waffentreue. Die 12. Isonzoschlacht 1917, Wien 2007.

Miro Simčič, Die Schlachten am Isonzo, Graz 2003.



oben: In der 12. Isonzoschlacht im Oktober/November 1917 erlitt die italienische Armee eine schwere Niederlage. Ihre Rückzugsstraßen waren mit zurückgelassenem Kriegsgerät übersät.

links: Der Kriegseintritt des eigentlich verbündeten Italiens auf der Seite der Entente löste in Deutschland und mehr noch in Österreich-Ungarn heftige emotionale Reaktionen aus. Auf dieser Karikatur wird das Land mit Judas verglichen, dem klassischen Verräter des Neuen Testaments.

Kavallerie



56 Uniformfigurine eines bayerischen Chevaulegers

1915

Von den drei traditionellen Hauptwaffengattungen – Infanterie, Kavallerie und Artillerie – empfand sich die Reiterei als die vornehmste. Das hing mit der besonderen Aura zusammen, welche die Fortbewegung hoch zu Ross umgab und natürlich mit Erinnerungen an die alte Ritterherrlichkeit und die Bedeutung von Pferd und Reiten in der Adelskultur. Der Adelsanteil im Offizierskorps der Kavallerie war höher als bei jeder anderen Truppe, und die hohen Kosten des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes, die auch den Unterhalt des Reitpferdes einschlossen, unterstrichen ihre soziale Exklusivität. Die Mannschaften stammten überwiegend aus der Landwirtschaft, waren den Umgang mit Pferden gewohnt und teilten zumeist die konservativ-patriarchalische Mentalität ihrer Vorgesetzten.

Die starke Traditionsbindung der Waffe drückte sich auch in ihrer Einteilung in verschiedene Sparten aus, denen 1914 kein taktisches Bedürfnis mehr zugrunde lag. Die *Kürassiere* bildeten ursprünglich den Kern der Schlachtenreiterei. Ihren Namen hatten sie vom Kürass, dem Brustpanzer. Die bayerischen Kürassiere hatten ihn schon 1879 abgelegt und nannten sich fortan *schwere Reiter*. *Ulanen* waren bis 1890 die einzige Kavalleriegattung, die mit Lanzen bewaffnet war. *Husaren* und *Dragoner*, die es in Bayern nicht gab, bildeten die „leichte“, früher vor allem für Aufklärungszwecke bestimmte Kavallerie. In Bayern hießen die entsprechenden Formationen *Chevaulegers*, die es wiederum nur in Bayern gab. Zwischen

diesen Reitergattungen gab es markante Uniformierungsunterschiede, die sich auch noch in der feldgrauen Bekleidung ausdrückten.

Eine vieldiskutierte Frage vor 1914 war die, welche Rolle der Reiter auf dem modernen Gefechtsfeld mit seinen schnell, weithin und treffsicher schießenden Waffen noch würde spielen können. Die Vorkriegsdiskussion darüber wurde von einer Reihe ideologischer Vorannahmen eingeengt. Das war zunächst die, dass die Kavallerie ihre Pferde nicht nur als Fortbewegungsmittel, sondern auch als Kampfplattform nutzen sollte. Im Mittelpunkt stand daher nicht der abgessene Kampf mit dem Karabiner, den jeder Mann führte, sondern der mit blanker Waffe hoch zu Ross. Jeder Kavallerist war mit einem Säbel oder Degen bewaffnet. 1890 wurde die gesamte deutsche Kavallerie mit einer 3,20 m langen Stahlrohrlanze ausgerüstet, die als „Königin der Waffen“ gefeiert wurde.

Als Höhepunkt der Kavallerietätigkeit im Krieg galt die *Attacke*. Das war der Stoßangriff kompakter Reiterge-



An der Lanzen Spitze waren zweizipfelige Fähnchen in den Farben des jeweiligen Kontingents angebracht, im Fall der bayerischen Kavallerie also weißblau.



Diese mit Handgranaten bewehrten Husaren tragen zwar noch ihre Kavallerieuniformen, werden aber infanteristisch eingesetzt. Auf ihre Karabiner haben sie Seitengewehre aufgepflanzt, mit denen die Kavallerie erst 1915 ausgestattet wurde. An ihre neue Rolle müssen sie sich erst noch gewöhnen, ca. 1916.

Hier überquert deutsche Kavallerie an der Ostfront den Fluss Bug. Vorne reiten zwei Husaren. Sie tragen eine Pelzmütze mit feldgrauem Überzug und die Attila mit ihren charakteristischen Verschnürungen. Ihnen folgen Dragoner mit der gewöhnlichen Pickelhaube.



schwader, mit dem die Kavallerie hoffte, auf dem Höhepunkt der Schlacht gegen bereits erschöpfte feindliche Infanterie schockartig die Entscheidung zu erzwingen, um dann in rastloser Verfolgung den Feind endgültig aufzureiben. Solche Konzepte beruhten auf dem Glauben an die vermeintliche „Nervenschwäche“ moderner Menschen, die der Wucht angaloppierender Reitermassen nicht gewachsen sein würden. Die Wirklichkeitsferne solcher Hoffnungen wurde nach und nach auch den Köpfen führender Kavalleristen klar. Auf der Suche nach einer neuen Aufgabe entdeckte die Kavallerie die Aufklärung. Dafür schien sie durch ihre Beweglichkeit besonders geeignet. Bei Kriegsbeginn war jeder Infanteriedivision ein ganzes oder halbes Kavallerieregiment zur Aufklärung im Nahbereich zugeteilt, während die Masse der Heereskavallerie in vier Kavalleriekorps für die strategische, also die weiträumige Aufklärung zusammengefasst war.

Schon die erste Kriegsphase zeigte, dass umherstreifende Kavalleriepatrouillen nicht die notwendige Bewegungsfreiheit finden konnten, da sie überall, wo



links: Reiter des 4. bayerischen Chevaulegersregiments aus Augsburg in feldgrauer Uniform, 1914.

rechts: Diese Kavalleristen patrouillieren im März 1918 in Narwa im heutigen Estland. Der eigentlich moderne Stahlhelm verleiht ihnen zusammen mit der Lanze ein archaisches Aussehen.

sie im freien Gelände auftauchten, beschossen wurden und das Weite suchen mussten. Die Kavalleriekorps erwiesen sich im Bewegungskrieg immerhin als nützlich, denn sie konnten, so lange eine geschlossene Front noch nicht bestand, zur Überwachung der noch unbesetzten Räume verwendet werden. Als die Infanterie- und Artilleriefront allerdings im Herbst des Jahres 1914 die Kanalküste erreichte, gab es für Kavallerie keinen Platz mehr. Eine kavalleristische Tätigkeit im herkömmlichen Sinn fand nur noch an der Ostfront statt, und auch das nur in beschränktem Umfang. Die meisten Kavalleristen mussten absitzen und wurden infanteristisch eingesetzt. An die Stelle von Säbel und Lanze traten Seitengewehr und Handgranate. ■

Maximilian von Poseck, Kavallerie, in: Max Schwarte (Hg.), Die Militärischen Lehren des Großen Krieges, Berlin 1923, S. 69–81.

Alfred Satter, Die deutsche Kavallerie im Ersten Weltkrieg, Norderstedt 2004.



Bayerische Kavallerie stellt sich 1908 beim Kaisermanöver in Lothringen zur Attacke bereit. Im Vordergrund Ulanen mit ihrer typischen Kopfbedeckung, der an eine polnische Mütze erinnernden *Tschapka*.

Verdun – die Schlacht

57 Reliefkarte des Schlachtfelds von Verdun

1916

Vermessungsabteilung Nr. 15 (bayer.)

Maßstab 1: 25.000

Pappe, Papier, 63,5 × 119 cm

Inv. Nr. H 4688



Diese Reliefkarte zeigt das Schlachtfeld von Verdun. Sie ist keine Museumsanfertigung, sondern wurde von einer bayerischen Vermessungseinheit während des Krieges hergestellt. Das plastische Kartenbild war ein Hilfsmittel für höhere Stäbe. Das reich gegliederte Gelände mit schluchtartigen Einschnitten übte starken Einfluss auf die Kampfhandlungen aus.

Das Kriegsjahr 1915 war aus der Sicht der Mittelmächte erfolgreich verlaufen. Man hatte Serbien ausgeschaltet, die Russen aus Polen vertrieben und die Westfront gegen massive französische und englische Angriffe gehalten. Indes hatten diese Erfolge keine entscheidende Wirkung. Man stand vor der Frage, wie es weitergehen sollte. Der österreichisch-ungarische Generalstabschef, Conrad von Hötzendorf, plädierte für eine gemeinsame Offensive gegen Italien, den schwächsten Gegner der Feindkoalition. Hier schien ein Erfolg wie gegen Serbien denkbar. Falkenhayn (1861–1922), Chef der deutschen Obersten Heeresleitung, lehnte das ab. Er hielt die Westfront für den entscheidenden Kriegsschauplatz. Dort wollte er die Initiative ergreifen. Einstweilen trennten sich die Wege der Verbündeten.

Berechnungen hatten ergeben, dass die Deutschland zur Verfügung stehenden Kräfte nicht ausreichten, um an der Westfront einen Durchbruch zu erzielen, der breit genug war, um wieder zum Bewegungskrieg zu kommen, in dem das deutsche Heer, wie man glaubte, seinen Gegnern überlegen sei. Es kam also nur ein Angriff mit begrenztem Ziel infrage. Das Objekt für diesen Angriff sollte die Festung Verdun sein, die bereits in weitem Bogen von der deutschen Front umfasst war. Falkenhayn rechtfertigte diesen

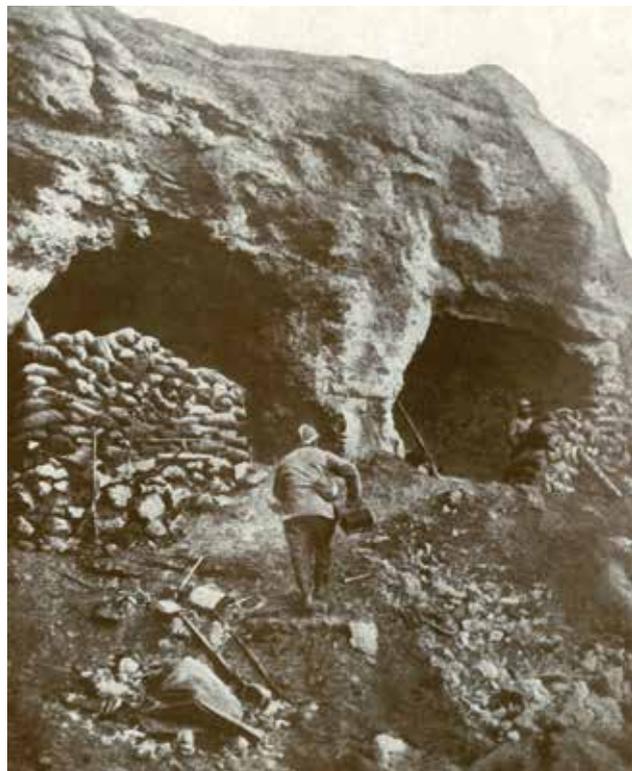
Entschluss später damit, dass es dort möglich gewesen sei, eine massive Artilleriekonzentration aufzubauen und die Infanterie nur sparsam einzusetzen. Um die Festung nicht zu verlieren, müssten die Franzosen hingegen starke Infanteriekräfte einsetzen und würden dabei unerträgliche Verluste erleiden. Auf deutscher Seite sollte also das Material arbeiten, nicht die Menschen.

Die deutsche Offensive beschränkte sich zunächst auf den Raum östlich der Maas, die das Schlachtfeld in zwei Hälften teilte. Sie begann am 21. Februar 1916 mit einem zehnstündigen Feuerschlag aus 1.400 Geschützen. Trotzdem blieben die Erfolge des Infanterieangriffs hinter den Erwartungen zurück, und das bei unerwartet hohen Verlusten. Innerhalb weniger Tage gelangen den Franzosen bedeutende Verstärkungen. Bald konnten sie 1.900 Geschütze einsetzen. Kanonen, die auf dem linken, westlichen Maasufer aufgestellt waren, wirkten besonders verheerend, denn sie schossen in die Flanke der deutschen Position. Deshalb eröffnete Falkenhayn dort im März einen weiteren Großangriff. Das ursprüngliche Offensivkonzept war damit bereits gescheitert. Bei Verdun tobte jetzt eine Abnutzungsschlacht, die beiden Seiten schwerste Opfer abverlangte und jenseits militärischer Erwägungen auch zu einer Prestigefrage wurde. Die Befehlsstelle auf deutscher Seite, das Oberkommando der 5. Armee, stand unter dem Oberbefehl des deutschen Kronprinzen, also des ältesten Sohnes des Kaisers. Auf französischer Seite führte General Pétain. Sein Tagesbefehl vom 10. April schloss mit den Worten „On les aura“ – „Wir werden sie kriegen“. Dieser Ausspruch drückte den Willen aus, die Festung um jeden Preis zu halten.



Arbeitsraum der Vermessungsabteilung 15 (bayer.) in Mont-devant-Sassey, ca. 30 km nördlich von Verdun. In diesem Raum und von diesen Männern wurde diese Reliefkarte hergestellt.

Nicht die großen Forts bildeten das Rückgrat der französischen Verteidigung, sondern solche „Blockhäuser“, also kleine, betonierte Befestigungswerke. In ihrem Schutz konnte die französische Infanterie das deutsche Artilleriefeuer überstehen.



links: Fort Vaux nach der Zurückeroberung durch die Franzosen. Die Kasematten sind von schwerster Artillerie aufgeschossen, die Öffnungen mit Sandsäcken gegen Infanterieangriffe gesichert.

rechts: Generaloberst von Falkenhayn, von 1914 bis 1916 Chef der deutschen Obersten Heeresleitung, hatte den Plan zur Offensive bei Verdun entwickelt.



Auf deutscher Seite kämpfte die Infanterie, bis sie „zur Schlacke ausgebrannt“ war, wie man das nannte. Truppen wurden erst abgelöst, wenn sie am Ende ihrer Kraft waren. Frankreich dagegen setzte die Verbände nur für jeweils wenige Tage ein. Dann wurden sie durch frische ersetzt. Auf diese Weise wurde fast das ganze französische Heer durch die Schlacht von Verdun geschleust, während dieses Schicksal bei den Deutschen nur einen begrenzten Teil des Heeres traf, diesen aber umso härter.

Bis in den Juli hinein unternahmen die Deutschen weitere Großangriffe. Die Geländegewinne blieben begrenzt. Am 1. Juli war unterdessen die alliierte Großoffensive an der Somme losgebrochen. Für zwei Großkämpfe an der Westfront fehlten Deutschland die Mittel. Die Verdunoffensive wurde eingestellt.

Im Oktober und Dezember 1916 sowie im August 1917 unternahmen die Franzosen dort sorgfältig vorbereitete und überraschend durchgeführte Offensiven. So brachten sie einen großen Teil des bis zum Juli 1916 verlorenen Geländes wieder in ihre Hand.

Die Kämpfe um Verdun wurden schon damals als symbolhafte Aufgipfelung des deutsch-französischen Gegensatzes empfunden. Dies und die apokalyptischen Umstände der Schlacht sowie die ungeheuren Opfer, die sie forderte, führten dazu, dass sich zahlreiche Mythen und Legenden um sie woben. Dazu gehört nicht zuletzt die Höhe der Verluste. Man schrieb von bis zu 700.000 Toten. Diese Zahl entstand durch Addition der veröffentlichten deutschen und der etwas höheren französischen Verlustangaben.



Sie beziehen sich aber auf die Gesamtverluste, umfassen also neben den Gefallenen auch die Vermissten – die Gefallene und Gefangene umfassen – sowie die Verwundeten und Kranken. Erfahrungsgemäß kommen auf einen Gefallenen drei bis vier Verwundete, so dass die Zahl der Toten bei 150.000 bis 200.000 liegen dürfte. Auch das sind verstörende Zahlen. ■

Holger Afflerbach, Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich, 2. Aufl., München 1996.

Horst Rohde, Robert Ostrovsky, Militärgeschichtlicher Reiseführer Verdun, Hamburg, 2. Aufl., Berlin/Bonn 1996.

German Werth, Verdun. Die Schlacht und ihr Mythos, Bergisch Gladbach 1989.

Matti Münch, Verdun. Mythos und Alltag einer Schlacht, München 2006.

Olaf Jessen, Verdun 1916. Urschlacht des Jahrhunderts, München 2014.

Deutsche Soldaten in einer Kasematte des Forts Vaux, September 1916. Nach schweren Kämpfen war das Fort im Juni in deutsche Hand gefallen. Im November konnten die Franzosen es wieder besetzen.

Verdun – das Schlachtfeld



58 Fort Douaumont unter Artilleriefener Gemälde von Paul Segieth (1884–1969)

1916

Öl auf Leinwand

92,5 × 125 cm

Inv. Nr. E 5216

Der aus dem schlesischen Kattowitz stammende Paul Segieth zog 1911 nach München und wurde beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum bayerischen 8. Infanterieregiment eingezogen (Friedensgarnison Metz). Seine Vorgesetzten gaben ihm Gelegenheit, seine Kunst im Krieg weiter auszuüben. Das schien ihnen offenbar wichtiger als die Verrichtung gewöhnlicher Soldatendienste. Viele seiner Arbeiten wurden in der Münchner Zeitschrift *Jugend* veröffentlicht, die dem Jugendstil seinen Namen gegeben hatte.

Segieths Regiment wurde im August 1916 an die Verdunfront verlegt, wo es bis Ende September blieb. Zu dieser Zeit hatte die deutsche Verdunoffensive bereits ihr Ende gefunden, doch Ruhe war dort nicht eingekehrt. In der relativ kurzen Zeit seines Einsatzes vor Verdun fielen 324 Soldaten des Regiments.

Segieths im September entstandenes Gemälde zeigt französisches Artilleriefener auf dem Fort Douaumont, das sich seit dem Februar in deutscher Hand befand. Es bildete einen wichtigen Stützpunkt, denn die Hohlräume des Forts boten Reserven, abgelösten Truppen, Verwundeten und Nachschubgütern einen relativ zuverlässigen Schutz. Allerdings hielten die Franzosen die Zugänge zum Fort unter ständigem Artilleriefener.

Segieth bietet dem Betrachter die Perspektive aus einem Granattrichter heraus. Das Fort, auf einer Anhöhe im Hintergrund, ist kaum zu erkennen. Auf dem Bildrahmen hat Segieth seinen Standpunkt vermerkt, den Chapitrewald. Von

diesem Wald hat das Artilleriefener indes nur noch einige zerfetzte Baumruinen übriggelassen, womit er das Schicksal aller Wälder teilte, die das Schlachtfeld ursprünglich bedeckten. Erdiges Braun ist die dominierende Farbe des Bildes. Verschwunden sind damals auch die Dörfer, die dort früher standen.

Von menschlicher Anwesenheit zeugen auf dem Gemälde nur Gegenstände, die von den Soldaten dorthin gebracht worden waren: eine leere Konservendose, ein Trinkbecher, eine Handgranate und ein Stahlhelm. Vor Verdun wurde dieser Helm erstmals von deutschen Truppen benutzt.

Die Geschichte des 8. Infanterieregiments beschreibt den Charakter der Kämpfe in nüchternen Worten: „Was an modernen Kampfmitteln damals auf beiden Seiten bekannt war, kam in reichlichem Maße zur Anwendung: Infanterie-Fern- und Nahfeuer herab von Fort Souville, Artilleriefener, Minenfeuer kleiner und größter Kaliber, Phosphorbrandgranaten, Flammenwerfer und verschiedene Gase.“

Grauererregendere Bilder eines Großkampffeldes, auf dem jedes Pflanzen- und Tierleben vernichtet war, das von Granaten förmlich durchsiebt, das mit frischen und älteren Leichen, halb begraben und wieder herausgeschossen, bedeckt war, neben all dem, was von Artilleristen, Minenwerfern, Pionieren an Ausrüstung und Bewaffnung liegen geblieben war, kann man sich kaum vorstellen.“ ■



oben: Das Artillerie-feuer verwandelte das Schlachtfeld von Verdun in eine Trichter-wüste. Wie einige Baumstämmchen zeigen, war das einmal ein Wald.

unten: Dieses Bild trägt die Original-beschriftung „Dorf und Kirche Douaumont“.



Das Sterben in solchen Landschaften, einsam oder im Kollektiv, hatte nichts mit überlieferten Vorstellungen vom Heldentod auf betauten Wiesen zu tun.

August Götz, Das K.B. 8. Infanterie-Regiment Groß-herzog Friedrich II. von Baden, München 1926.
 Matti Münch, Verdun. Mythos und Alltag einer Schlacht, München 2006.
 Olaf Jessen, Verdun 1916. Urschlacht des Jahrhunderts, München 2014.

Eine neue Uniformfarbe: Bleu Horizon



59 Uniformfigurine eines französischen Infanteristen

1916

Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trug die französische Infanterie rote Hosen. 1855 wurde festgelegt, dass der dunkelblaue Mantel fortan als Hauptbekleidungsstück zu allen Jahreszeiten zu tragen sei, also auch im Sommer. Beides gab der französischen Infanterie ihr unverwechselbares Aussehen. So bekleidet kämpfte sie im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71, und so zog sie noch 1914 ins Feld.

Das Unzweckmäßige dieser Bekleidung oder jedenfalls ihrer Farben hatte man vor 1914 durchaus erkannt. Indes erwies es sich aus psychologischen Gründen als schwierig, hier eine Reform zu erreichen. Insbesondere die roten Hosen galten als nationales Symbol und waren daher für weite Teile der französischen Gesellschaft sakrosankt. Wie sehr die französische Republik im Bann einer als glorreich empfundenen Vergangenheit lebte, zeigt sich auch daran, dass der Schlachtenmaler Edouard Detaille in die Arbeit zur Schaffung einer modernisierten Felduniform einbezogen wurde. Detaille hatte ein umfangreiches Œuvre zu den französischen Kriegen des 19. Jahrhunderts geschaffen, insbesondere denen Napoleons I. Seine Entwürfe waren ganz historisierend und daher unzweckmäßig. Am 9. Juli 1914 gab die französische Abgeordnetenkammer endlich ihre Zustimmung zur Einführung einer Feldbekleidung in neutraler Farbe. Deren Zusammensetzung ist bezeichnend für den Zeitgeist. Sie entstand durch Mischung von Wolle in den drei Farben der franzö-

sischen Nationalfahne, also Blau (60 Prozent), Weiß (das heißt ungefärbt, 10 Prozent) und Rot (30 Prozent). Das Ergebnis, der sogenannte *Drap tricolore*, also dreifarbiges Tuch, war ein graublauer, ins Violette spielender Farbton. Selbst in dieser an nationalen Extravaganzen nicht eben armen Epoche war das ein bemerkenswerter Vorgang.

Da wenige Wochen später der Krieg ausbrach, blieb die Entscheidung der Abgeordneten zunächst ohne Folgen. Bei der Mobilmachung wurden auch viele Textilarbeiter eingezogen, und der Nordosten Frankreichs, wo sich ein großer Teil der Textilindustrie des Landes befand, fiel in deutsche Hand. Damals importierte Frankreich große Mengen des neuen Uniformtuchs aus Großbritannien und neutralen Staaten. Als die Produktion im eigenen Land wieder anließ, erwies es sich indes als unmöglich, dort solche Tuche zu erzeugen. Inzwischen war eine wesentliche Voraussetzung dafür entfallen, nämlich der rote Farbstoff, den nur die deutsche chemische Industrie in den benötigten Mengen hätte liefern können. Auch am blauen Farbstoff, Indigo, musste man sparen, und so ergab sich als neue Mischung ein helles Blau. Berühmt wurde die neue Farbe allerdings unter der Bezeichnung, die ihr eine französische Zeitschrift gab: *Bleu horizon*, also Horizontblau. Der Begriff suggerierte Wellen stürmender Infanteristen vor einem blauen Himmel. Zweifellos war dies keine optimale Lösung für eine moderne Feldbekleidung. Doch so wie Feldgrau in Deutschland



Dieser kampferprobte französische Soldat im horizontblauen Mantel trägt zwei Tapferkeitsauszeichnungen: die *Médaille militaire* und das *Croix de Guerre*, 1916.



Der Übergang von der dunkelblau-roten zur „horizontblauen“ Uniform veränderte das Erscheinungsbild der französischen Armee grundlegend. Die drei Winkel auf dem linken Arm des horizontblauen Mantels zeigen die Dauer des Frontdienstes an: Der erste Winkel steht für ein Jahr, jeder zusätzliche für weitere sechs Monate.

entwickelte sich auch die französische Farbe zum patriotischen Symbol für die Nation in Waffen.

Die neue Uniform kam 1915 zur Truppe. Im selben Jahr, also vor Deutschland, erfolgte die Ausrüstung mit Stahlhelmen. Dieser Helm, die hellblaue Uniform und der Mantel, der besseren Beweglichkeit wegen meist mit zurückgeknöpften Schößen getragen, bestimmten seitdem das Erscheinungsbild des französischen Soldaten, insbesondere der Infanterie. Der Vollständigkeit halber sei hier hinzugefügt, dass einzelne Waffengattungen und auch die Kolonialtruppen anders bekleidet waren, so dass die französische Armee ein weniger einheitliches Bild abgab als die deutsche. ■

Laurent Mirouze, Stéphane Dekerle, Die französische Armee im Ersten Weltkrieg. Uniformierung – Ausrüstung – Bewaffnung, 2 Bände, Wien 2007.

Eine neue Waffe: Gas



60 Gasmasken 17

1917

Leder, Stahl, Zelluloid, Baumwolle

25 × 15 × 19 cm

Inv. Nr. H 14089

Im Ersten Weltkrieg wurden in großem Umfang chemische Kampfstoffe eingesetzt, meist als „Gas“ bezeichnet, obwohl nicht alle gasförmiger Natur waren. Frankreich setzte als erstes Land solche Kampfmittel ein, allerdings nur in kleinen Mengen und mit verhältnismäßig geringer Gefährlichkeit. Dabei handelte es sich um Tränengas, das ursprünglich für polizeiliche Zwecke entwickelt worden war. Der erste Masseneinsatz eines hochwirksamen chemischen Kampfstoffs (Chlorgas) erfolgte am 22. April 1915 durch die Deutschen bei Ypern. Bis zum Kriegsende erfuhr der Einsatz von Chemiewaffen eine enorme quantitative und qualitative Steigerung. Das betraf sowohl das schädigende Potential der verwendeten Substanzen wie die Verfahren zu ihrer Ausbringung. Das zunächst verwendete Abblasverfahren wurde wegen seiner Abhängigkeit von der Witterung, insbesondere von den Windverhältnissen, durch das Verschießen von Gasgranaten durch die Artillerie abgelöst.

Parallel zur Entwicklung immer wirksamerer, also bösartigerer Kampfstoffe verlief die Entwicklung von Schutzmitteln. Schon 1915 gelang den Deutschen eine zukunftsweisende Lösung in Gestalt einer leichten Gasmasken mit abschraubbarem Filter, durch den der Soldat atmete. Diese *Heeresgasschutzmaske* wurde in Zusammenarbeit mit dem Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische und Elektrochemie in Berlin entworfen. Dieses Institut, geleitet von Professor Fritz Haber, war auch federführend bei der Entwicklung der Gifte. Für spätere Weiterentwicklungen

der Maske war dann die Medizinalabteilung des preußischen Kriegsministeriums zuständig. Die Dichtungslinie umschloss Augen, Nase und Mund. Um ein festes Anliegen dieser Dichtungslinie zu gewährleisten, mussten die Masken sorgfältig verpasst werden. Sie wurden in vier verschiedenen Größen hergestellt. Elastische Bänder sollten einen festen Sitz gewährleisten. Der chemisch belastete Teil, der *Filtereinsatz*, war nicht fest mit der Maske verbunden, sondern angeschraubt und daher leicht auszuwechseln. So war es auch möglich, die Schutzwirkung der Maske durch Veränderung des Filterinhalts an neue Kampfstoffe anzupassen. Gasmasken gehörten zur persönlichen Ausrüstung und wurden mit eingeschraubtem Einsatz in einer Stofftasche, später in einer Blechbüchse getragen. Der Körper der *Heeresgasschutzmaske* bestand aus gummiertem Baumwollstoff. An Gummi aber fehlte es, und die mechanische Belastbarkeit dieses Materials befriedigte nicht. Es wurde deshalb 1917 durch öl-imprägniertes Schafleder ersetzt. Im Unterschied zu fast allen anderen Ersatzprodukten war hier mit dem Materialwechsel eine qualitative Verbesserung verbunden.

Frankreich und Großbritannien wählten zunächst eine Maske ohne Filtereinsatz, bei der der Soldat durch die Maskenoberfläche atmete, die mit einem chemischen Schutz versehen war. War dieser aufgebraucht, verlor die Maske ihre Schutzwirkung und musste komplett ausgetauscht werden. Das deutsche

links: Luftbild eines
Gasangriffs.Max Rabes hat sein
Bild „Gasnacht“ auf
die Nacht vom 5./6.
Oktober 1916 datiert.
Es zeigt einen deut-
schen Soldaten, der
vor einer gelbgrünen
Gaswolke flüchtet.rechts: Behandlung
von Gasopfern mit
Beatmungsgeräten.

System erwies sich als leistungsfähiger und wurde später von den Kriegsgegnern übernommen.

Wenn die Maske auch schützte, erschwerte sie doch die Atmung und setzte die körperliche Leistungsfähigkeit herab. Das Bedienen von Geschützen war eine schwere Arbeit, und so wählte man in der zweiten Kriegshälfte oft chemische Munition, um die Tätigkeit der feindlichen Artillerie zeitweise zu dämpfen.

Der Einsatz chemischer Kampfstoffe gilt bis heute als eine besonders abstoßende, dem Ersten Weltkrieg eigentümliche Unmenschlichkeit. Das beginnt schon damit, dass der uniformierte Soldat durch das Aufsetzen der Schutzmaske sein letztes und wichtigstes individuelles Merkmal, das Gesicht, verlor. Insbesondere führte der Maskenzwang, der schon durch geringfügigen Einsatz chemischer Kampfstoffe herbeigeführt

werden konnte, zu einer weiteren Verschlechterung der ohnehin extremen Lebensbedingungen der Soldaten. Die Apologeten des Gaskrieges, darunter Professor Haber, rechtfertigten ihn mit dem Hinweis, dass Sterblichkeit und bleibende Schäden bei Gasverletzten längst nicht das Ausmaß erreichten wie bei den Opfern von konventioneller Munition. ■

Rudolf Hanslian, *Der chemische Krieg*, Berlin 1927.

Dieter Martinez, *Der Gaskrieg 1914–1918*, Bonn 1996.

Wolfgang Zecha, „Unter die Masken!“ Giftgas auf den Kriegsschauplätzen Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg, Wien 2000.



Diese Soldaten ließen sich mit Gasmasken fotografieren, wohl um die vollständige Entindividualisierung zu zeigen, die das äußere Erscheinungsbild der Soldaten durch dieses neue

Ausrüstungsstück erlitt. Die Soldaten tragen das ältere Modell der Gasmaske mit einem Maskenkörper aus gummiertem Baumwollstoff.



rechts oben: Im Juni 1915 veröffentlichte die französische Zeitschrift *L'illustration* diese Fotografie französischer Soldaten, die mit ersten behelfsmäßigen Gaschutzmitteln ausgestattet sind.

rechts unten: Wie sehr die Gasmaske zu einem Teil des Soldatenalltags geworden war, zeigt dieses Foto eines Krankenträgers (Sanitäter): Er ließ sich im Fotoatelier mit Stahlhelm und Gasmaske in Bereitschaftshaltung ablichten, also mit typischen Attributen des Frontalltags.



Leichte Maschinengewehre



61 Maschinengewehr 08/15

1918

Gewehrfabrik Spandau (preußischer Staatsbetrieb)

Stahl, Holz

Kaliber: 8 mm, Kadenz: 480–600 Schuss/Minute, Länge: 140 cm, Gewicht: 17,6 kg

Inv. Nr. 98-1963

Die bei Kriegsbeginn vorhandenen Maschinengewehre hatten sich „bewährt“. Sie hatten hunderttausende von Soldaten niedergemäht und Millionen in Schützengräben (siehe Nr. 40) gezwungen, aus denen ihr Schnellfeuer schier uneinnehmbare Bastionen machte. So verheerend dieser Kugelhagel auch war, das hohe Gewicht dieser Maschinengewehre erwies sich immer wieder als hinderlich. Deshalb wurden leichtere Modelle eingeführt, die ein Mann allein tragen konnte. Den Anfang machten 1915 Frankreich und England. Deutschland musste folgen.

Eine geeignete Konstruktion stand im Deutschen Reich noch nicht zur Verfügung, musste also erst noch entwickelt werden. Weil es damit eilte, entschloss man sich, auf dem bereits eingeführten Maschinengewehr 08, das fortan als „schweres“ bezeichnet wurde, aufzubauen. Für die Ausbildung der Bedienungsmannschaften war das günstig. Die entscheidenden mechanischen Teile – Verschluss und Patronenzuführung – blieben unverändert. Wie beim MG 08 war auch der Lauf des neuen Modells wassergekühlt, das Volumen des Kühlmantels allerdings von 4 Liter auf 2,8 Liter vermindert. Statt der wuchtigen, 38,7 kg schweren Schlittenlafette des Modells 08 wog das Zweibein der Leichtvariante nur noch 1,1 kg. Das Gewicht des eigentlichen Gewehrs hatte sich durch die Umkonstruktion von 19,5 auf 13,7 kg vermindert (ohne Wasser). Mit Wasser und Zweibein brachte das

erleichterte Modell, als *MG 08/15* bezeichnet, 17,6 kg auf die Waage und war damit das schwerste „leichte“ MG, das je gebaut wurde.

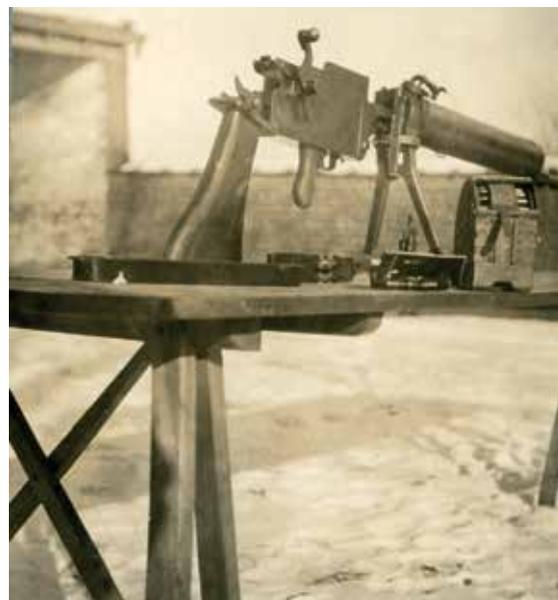
Die ersten Maschinengewehre des neuen Typs gelangten 1916 an die Front. Damals wurden 111 IMG (= leichtes Maschinengewehr)-Trupps gebildet. Das war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Man strebte an, alle Infanteriekompanien mit diesem MG auszurüsten. Schon im August 1915 waren die Fronttruppen in mehr als 8.200 Kompanien eingeteilt. Um rasch über die benötigten Stückzahlen verfügen zu können, erfolgte die Fertigung nach einem im Waffenbau neuartigen Prinzip. Die Herstellung vieler Einzelteile geschah dezentral bei verschiedenen Maschinenbaubetrieben, die zur Fertigung von Präzisionsteilen eingerichtet waren. Erfahrung im Waffenbau war dazu nicht nötig. Das Zusammensetzen zu fertigen Maschinengewehren erfolgte dann zentral, so in Bayern bei der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (MAN).

Die Massenfertigung der Maschinengewehre 08/15 begann 1917. Die Infanteriekompanien erhielten zunächst je zwei Stück. Mit der voranschreitenden Produktion erhöhte sich diese Zahl bis 1918 auf sechs. Ihrer Gefährlichkeit wegen zogen Maschinengewehre das feindliche Feuer auf sich. Im März 1918 notierte Nikolaus von Endres, Kommandeur der 5. bayerischen Infanteriedivision, in sein Tagebuch, dass fast alle Bedienungsmannschaften der leichten Maschinen-



oben: Dieses MG 08/15 bewacht im Winter 1917/18 einen ruhigen Stellungenabschnitt.

rechts: MG 08/15 zur Inspektion in seine Hauptbestandteile zerlegt. Das war ohne die Zuhilfenahme von Werkzeug möglich.



gewehre gefallen seien. Diese Verluste waren innerhalb von zehn Tagen harter Kämpfe eingetreten.

Das MG 08/15 dürfte die einzige Waffe sein, deren Modellbezeichnung in die Umgangssprache Eingang fand. Sie steht dort für standardisierte, überlieferte, monotone und ohne geistigen Aufwand vollziehbare Routinen („Methode 08/15“). Diese Bedeutung dürfte auf die intensive Ausbildung am Maschinengewehr zurückzuführen sein, die viele Soldaten durchmachen mussten. Komplexe mechanische Produkte wie Maschinengewehre sind störungsanfällig. Solche Störungen, ihre Diagnose und die jeweils notwendige Abhilfe konnte man systematisieren und drillartig einüben. Das war nötig, denn unter der psychischen Extrembe-

lastung eines Gefechts ist nur in den wenigsten Köpfen Platz für ruhige, analytische Überlegungen. ■

Hans Linnenkohl, Vom Einzelschuß zur Feuerwalze, Koblenz 1990.

In dieser gestellten Aufnahme simulieren die Soldaten die Verteidigung ihrer Stellung mit Maschinengewehr und Handgranate.

Feldpost



62 Aushang einer bayerischen Feldpost-Dienststelle

1917

Gewebe, Holz

73 × 57 cm

Inv. Nr. N 1979

Aus psychologischen und lebenspraktischen Gründen musste die Armee dafür sorgen, dass die Soldaten mit ihren Angehörigen in Verbindung bleiben konnten. Das Mittel dazu war die Feldpost. Ihre Organisation wurde bei der Mobilmachung (siehe Nr. 18) planmäßig aufgestellt. Abgesehen von zugeordneten Hilfskräften der Armee, stammte das Personal der Feldpost aus der zivilen Postverwaltung.

Auf der Ebene von Armeekorps existierten *Feldpostämter*, auf der Divisions-ebene *Feldpostexpeditionen*. Sie waren das letzte Glied in der Kette der Feldpostanstalten. Dort wurden die Postsendungen, die für Truppenteile der Division bestimmt waren, sortiert und von den Einheiten bataillonsweise abgeholt.

Aus Geheimhaltungsgründen wurden 1917 alle Feldpostämter und Feldpostexpeditionen in *Deutsche Feldpost* umbenannt. Ältere Aushänge von Feldpostanstalten wurden, wie auch diese hier, entsprechend übermalt.

Feldpost ging in beide Richtungen. Im Januar 1915 sind beim Heer pro Tag durchschnittlich 7,9 Millionen Postsendungen eingegangen, im März 1918 waren es 11,1 Millionen. Umgekehrt wurden beim Heer im Mai 1915 pro Tag 5,8 Millionen Sendungen aufgegeben, im März 1918 7,9 Millionen. Solche Zahlen waren möglich, weil im damaligen Deutschland die Analphabetenrate unter 1 Prozent lag (2014: mehr als 4 Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung).

Post, die aus der Heimat ins Feld lief, musste als Anschrift die Bezeichnung des

Truppenteils tragen. Eine Kodierung durch *Feldpostnummern* fand erst im Zweiten Weltkrieg statt. Zunächst 18, später 23 Feldpostsammelstellen in Deutschland, die großen Postämtern angegliedert waren, sortierten diese Post. Das war kompliziert, denn im Lauf des Krieges entstanden bis zu 20.000 adressfähige Truppenteile. Sie waren in regelmäßig aktualisierten Feldpostübersichten aufgeführt, die strenger Geheimhaltung unterlagen.

Zu Kriegsbeginn waren zur Feldpost nur Briefe und Päckchen bis 250 g (später erhöht auf 500 g) und Postkarten zugelassen, wobei Briefe bis 50 g und Postkarten nach der Heimat Portofreiheit genossen. Nach ersten Versuchen Ende 1914 wurden ab 1915 auch Privatpakete bis zu einem Gewicht von 5 kg in den Feldpostverkehr aufgenommen. Die statischen Verhältnisse des Stellungskrieges waren für den Betrieb der Feldpost günstig. Die Postlaufzeiten nach dem Feld betragen unter diesen Umständen zwei bis drei Tage für Briefe und vier bis sechs Tage für Päckchen. Ende 1915 trafen für jede Armee im Durchschnitt zwölf Eisenbahnwaggons mit Feldpost pro Tag ein. An der Westfront gab es damals neun Armeen bzw. Armeekorps. Sehr viel schwieriger waren die Verhältnisse an der Ostfront, auf dem Balkan oder gar an den Fronten des Osmanischen Reichs (Palästina, Kaukasus, Mesopotamien).

Die Postzustellung besaß eine große Zuverlässigkeit, war aber vielen Störungen ausgesetzt, so kam es immer wieder zu Postsperren. Die erste, umfassende gab es



Auch die feindliche Propaganda machte sich die Popularität der Feldpost zunutze: Dieses englische

Abwurfflugblatt bezeichnete sich als „Feldpost“.

gleich zu Kriegsbeginn, um den Aufmarsch und die ersten Bewegungen des Heeres zu verschleiern. Auch später wurden solche Sperren immer wieder aus Geheimhaltungsgründen verfügt, etwa wenn Trupenteile verlegt wurden und darüber keine Informationen nach außen dringen sollten.

Die Soldatenpost unterlag – man möchte sagen: selbstverständlich – der Überwachung. Den Soldaten war das natürlich bekannt, und der disziplinierende Einfluss, den das auf briefliche Mitteilungen haben musste, war aus Sicht der Armeeführung erwünscht. Diese Kontrolle wurde von Offizieren auf Kompanie- und Regimentsebene ausgeübt. 1916 entstanden bei Armeen und Divisionen eigene Feldpostüberwachungsstellen, die nicht nur die Post prüften, sondern auch periodische Berichte über die Stimmung der Mannschaften erstellten. Angesichts der schieren Masse der Feldpostsendungen – während des ganzen Krieges sollen es 28,7 Milliarden gewesen sein – war natürlich nur eine stichprobenartige Überprüfung möglich. Eine wirksame Unterdrückung kritischer Äußerungen war auf diesem Weg also nicht wirklich zu gewährleisten, zumal es Mittel und Wege gab, diese Kontrollen zu umgehen. Soldaten konnten ihre Post Urlaubern mitgeben, die sie direkt überbrachten oder in den normalen, nicht kontrollierten zivilen Postverkehr brachten. ■

Burkhard Koop, Die deutsche Feldpost bei der 6. Armee im Weltkrieg 1914–1918, Oldenburg 1995.

Karl Schracke, Geschichte der deutschen Feldpost im Kriege 1914/18, Berlin 1921.

Hermann Senger, Feldpost und Etappentelegraphie, in: Max Schwarte (Hg.), Der Weltkampf um Ehre und Recht, Band 7, Die Organisation der Kriegführung, 2. Teil, Die Organisation für die Versorgung des Heeres, Leipzig o.J., S. 338–400.

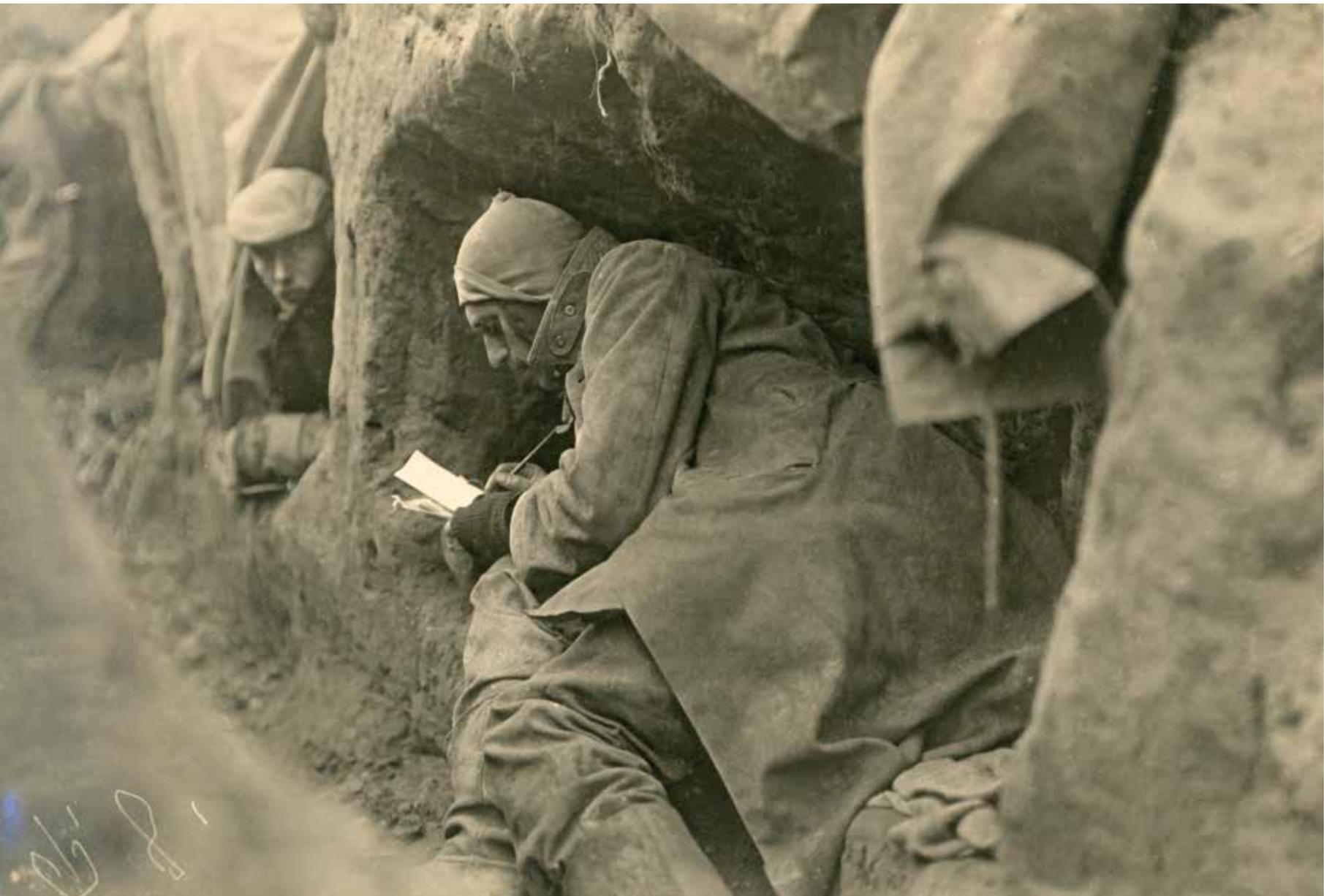


Bernd Ulrich, Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933, Tübingen 1997 = Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, Band 8.

Veit Diczuneit, Jens Ebert, Thomas Jander (Hg.), Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen 2011.

oben: Sortieren von Feldpost.

unten: Ankunft von prall gefüllten Säcken mit Feldpost im Kriegsgebiet.



Schreiben eines Briefes unter primitiven Bedingungen, Winter 1914/15. Fast alle Feldpostbriefe wurden mit Bleistift oder Farbstiften geschrieben.



Postabholer des 15. bayerischen Infanterie-Regiments, 1915. Die Aufnahme entstand vor dem Einsatz von Giftgas, denn der Soldat trägt noch einen Vollbart, wie er seit 1870 für das Leben im Feld als typisch galt. Gasmasken schützten nur bei glatten Gesichtern zuverlässig.

Franz Marc (1880–1916)



63 Erkennungsmarke

1914

Zink

5,5 × 3,2 cm

Inv. Nr. 586-1981

Erkennungsmarken aus Metall sollten die Identifizierung gefallener Soldaten ermöglichen.

*Rekognitions*marken wurden 1869 in der preußischen Armee eingeführt. Zunächst waren sie rechteckig. Die Kriegs-Sanitätsordnung von 1878 legte dann die elliptische Form fest, die sie bis heute haben, und nannte sie *Erkennungsmarken*. Sie wurden von allen Angehörigen des Heeres und der Marine an einer Schnur um den Hals getragen. Die Erkennungsmarke von Franz Marc besagt, dass er bei einer leichten Munitionskolonnie der 1. Ersatzdivision eingeteilt war. Erkennungsmarken wurden im Rahmen der Mobilmachung (siehe Nr. 18) ausgegeben. Dabei erstellten die Truppen auch Personalverzeichnisse, die sogenannten *Kriegsstammrollen*. In ihnen wurden alle Soldaten mit einer laufenden Nummer eingetragen. Die Soldaten erhielten dann eine Erkennungsmarke mit dieser Nummer. Nur zusammen mit der *Kriegsstammrolle* erlaubte die Erkennungsmarke also eine Identifizierung ihres Trägers.

Der gebürtige Münchner Franz Marc gilt als einer der bedeutendsten Maler des Expressionismus in Deutschland. Zusammen mit Wassily Kandinsky begründete er 1911 die Künstlergemeinschaft *Der blaue Reiter*. Hier interessiert allerdings seine militärische Laufbahn. Sie begann nach dem Abitur am Münchner Luitpoldgymnasium 1899/1900 als Einjährig-Freiwilliger (siehe Nr. 5) beim 1. Feldartillerie-Regiment in München. Dort wurde er an der Feldkanone 96, einem damals neuen Geschütz (siehe

Nr. 12), zum Bedienungsmann und Geschützführer ausgebildet und in die Aufgaben eines Artillerieoffiziers eingewiesen. Mit dem Dienstgrad eines Gefreiten kehrte er ins Zivilverhältnis zurück. Der nächste Karriereschritt wäre nun der Reserveoffiziers-Aspirant gewesen. Diesen Schritt jedoch tat Marc nicht. Die für sein militärisches Weiterkommen notwendige achtwöchige Übung hat er nie abgeleistet. In den Übungsjahren 1903 und 1904 ließ er sich wegen „gewerblicher Verhältnisse“ befreien. 1905 war er „übungsunfähig“, 1906 wurde er für zwei Jahre zurückgestellt, 1908 war er krank und 1909 wieder entschuldigt. Marc besaß offenbar keinen militärischen Ehrgeiz. 1910 entschied die zuständige Militärdienststelle, dass er für zwei Jahre nur noch garnisondienstfähig sei. Doch bei Kriegsbeginn meldete sich der immerhin schon 34-jährige freiwillig und wurde noch vor dem Ausrücken zum Unteroffizier befördert. Franz Marc wurde einer leichten Munitionskolonnie zugeteilt. Solche Einheiten waren der Feldartillerie beigegeben und hatten die Aufgabe, die Geschütze unmittelbar auf dem Gefechtsfeld mit Munition zu versorgen. Marc wurde dort als Meldereiter verwendet.

Die 1. Ersatzdivision wurde bei der Mobilmachung aus Ersatztruppenteilen gebildet. Ersatztruppen waren eigentlich dafür bestimmt, in der Heimat den Personalersatz für die Verluste des Feldheeres aufzunehmen und auszubilden. Ihre teilweise Zusammenstellung zu mobiler Verwendung im Rahmen des



Im März 1915 wurde Franz Marc (Bildmitte) zum Vizefeldwebel befördert.

Feldheeres war erst seit 1912 vorgesehen. Auf diese Weise entstanden zusätzliche Großverbände, über die die Führung nach abgeschlossenem Aufmarsch noch verfügen konnte. Deutschland hat 1914 sechs Ersatzdivisionen formiert. Dass die bayrische auf Marcs Erkennungsmarke als „1.“ bezeichnet wurde, war eigentlich überflüssig, denn Bayern hatte davon nur eine. Marc nahm zunächst an Kämpfen in den Vogesen und im St. Mihiel-Bogen teil. Im März 1915 wurde er zum Offiziers-Aspiranten ernannt und im Oktober zum Leutnant befördert, womit sich seine Lebensverhältnisse erheblich verbesserten. Sein Leben wurde freier, und er freute sich über das höhere Gehalt. In den vielen Briefen an seine Frau Maria

befasste sich Marc vor allem mit Fragen der Kunst, der Literatur, der Musik und häuslichen und privaten Verhältnissen. Krieg und Gefahr versuchte er als Äußerlichkeiten von seinem Bewusstsein fernzuhalten. „Sie können nicht sehen, daß ich überhaupt gar nicht da bin“, schrieb er über seine Kameraden (Brief vom 2. Dezember 1915). 1916 wurde seine Division an die Verdunfront verlegt. Am 2. März schrieb er an seine Frau, er sehe dort „nichts als das Entsetzlichste, was sich Menschenhirne ausmalen können“. Trotzdem blieb er optimistisch: „ich komme Dir wieder. – Der Krieg geht in diesem Jahr zu Ende.“ Zwei Tage später wurde er bei einer Wegerkundung durch einen Granatsplitter in den Kopf getötet. ■



Franz Marc mit seiner Ehefrau Maria, geb. Franck. Die Aufnahme entstand im Sommer 1914. Marc trägt vor dem Ausrücken ins Feld noch den dunkelblauen Friedensrock der bayrischen Artillerie.

Franz Marc, Briefe aus dem Feld, herausgegeben von Klaus Lankeit und Uwe Steffen, München 1982.



Grab von Franz Marc in Frankreich. 1917 wurden seine sterblichen Überreste in seinen Heimatort Kochel überführt.

Medium der Erinnerung: Kriegsbücher



64 Wilhelm Michael Schneider: Infantrist Perhobstler. Mit bayerischen Divisionen im Weltkrieg

Rembrandt-Verlag

Berlin 1929

Inv. Nr. 89-2014

Mehr als jeder Krieg vor oder nach ihm wurde der Erste Weltkrieg zu einem Gegenstand der Romanliteratur. Im deutschen Sprachraum kamen hunderte von Büchern auf den Markt, und das in so großen Auflagen, dass die meisten von ihnen noch heute antiquarisch für interessierte Leser erhältlich sind. Fast alle diese Werke schildern oder gestalten das Fronterlebnis, und zwar ganz vorwiegend das an der Westfront.

Das Publikum beurteilte diese Werke erst in zweiter Linie nach ihrer literarischen Qualität. Viel wichtiger war ein stoffliches, aber auch ethisches Kriterium: ob ein solches Buch die „Wahrheit“ über den Krieg sage. Darum ging auch der Streit, den das erfolgreichste von ihnen auslöste, Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues*. Dieser Roman, den Remarque gar nicht als „Antikriegsroman“ intendiert hatte, wurde von der nationalen Rechten als Verunglimpfung des deutschen Soldaten interpretiert und heftig angegriffen. Remarques Welterfolg hat das nicht verhindert, vielleicht sogar erst ermöglicht. Dieser Erfolg stellte alle anderen Werke, die sich mit den Traumata der Frontsoldaten befassten, in den Schatten, darunter sehr viel qualitativere wie Edlef Köppens *Heeresbericht* oder Alexander Moritz Freys *Pflasterkästen*. Zu den vergessenen Texten gehört auch das Buch von Wilhelm Michael Schneider, das kurz nach Remarques Werk erschien und sich immerhin 60.000 Mal verkaufte. Das Buch erschien unter einem Pseudonym, das Schneider durch Weglassen

seines Familiennamens gebildet hatte. In die großen Kategorien der pazifistischen oder heroisierenden Kriegsbücher lässt es sich nicht einordnen. Formal ist der Text ein Roman, aber damit ist er nicht hinreichend charakterisiert. Schon der Untertitel erhebt einen dokumentarischen Anspruch. Der Ich-Erzähler bezeichnet seinen Text als „Bericht“ oder als „Niederschrift“, und so verstanden ihn auch die zeitgenössischen Rezensenten. Der Verfasser spart nicht mit Hinweisen auf Orte, Personen und Truppenteile, wobei er seine eigenen nie ausdrücklich erwähnt. Man kann sie aber mit Hilfe der militärgeschichtlichen Literatur ebenso rekonstruieren wie einen großen Teil der geschilderten Handlung kriegsgeschichtlich einordnen. Während Remarque eine Geschichte von didaktisch-parabelhafter Allgemeingültigkeit entworfen hat, nimmt *Perhobstler* einen ganz absichtslosen, von Zufällen bestimmten Weg durch den Krieg, der zwanglos authentisch wirkt und auf ein Sinnangebot verzichtet.

Schneider brachte es ebenso wie seine Romanfigur, der *Infantrist Perhobstler*, zum Leutnant der Reserve, und zwar in der bayerischen Armee. Über jeden Offizier hat die Armee einen Personalakt angelegt, und der von Schneider hat sich im Bayerischen Kriegsarchiv in München erhalten. Er offenbart erstaunliche Parallelen zwischen Autor und Titelgestalt. Schneider/*Perhobstler* haben nicht nur die gleiche Kriegslaufbahn, sie teilen auch persönliche Erfahrungen und Eigenschaften. Der Autor wurde wie sein



Soldaten eines pfälzischen Infanterieregiments bei Auchy, 1915. Dieser Frontabschnitt spielt in Schneiders Roman eine wichtige Rolle.

Er beschreibt dort eindringlich die gedrückte Stimmung der Soldaten, die auch aus den Gesichtern in dieser Aufnahme spricht.

Roman-Ich im Krieg mehrfach verwundet. Als *Perhobstler* in Rumänien als Kompanieführer eingesetzt wird und als solcher auch zu Pferd steigen muss, erweisen sich seine Reitkünste als mangelhaft. Dieses Defizit erwähnt auch Schneiders dienstliche Beurteilung.

Schneider schreibt, wie der Titel schon andeutet, aus der Perspektive von unten, also aus der des einfachen Soldaten, dem militärischen Gegenstück zum Arbeiter. Die „Herren“ Offiziere schildert er differenziert, kommt aber ganz überwiegend zu einem negativen Urteil. Viele von ihnen geben sich dem Ständesdünkel hin, behandeln ihre Untergebenen schlecht und lassen es an guten Manieren fehlen. Ihrer Rolle als Vorbild werden nur wenige gerecht. Auch Generale werden in diese Kritik einbezogen. Ihre Namen werden zwar nicht erwähnt, doch sind die Anspielungen so deutlich, dass viele Leser um 1930 die Gemeinten identifizieren konnten. Diese selbstbewusste Umkehrung der Perspektive, also die Beurteilung hoher Vorgesetzter vom Standpunkt eines Mannschaftssoldaten, spiegelt die Erschütterung der hergebrachten sozialen Ordnung, die unter den extremen Belastungen des Krieges ihre Grenzen offenbarte.

Das ausgestellte Exemplar stammt aus dem persönlichen Besitz des Autors. Der Verlag hat den Schutzumschlag zu Werbezwecken mit kräftigen Zitaten aus den Besprechungen des Buches bedruckt. Sie sollen beglaubigen, dass Schneider die „Wahrheit“ sagt.

Schneider selbst hat von seinem Werk viel gehalten. Er hat das Buch sogar an Thomas Mann geschickt, damals immerhin der bekannteste lebende deutsche Schriftsteller. Mann hat ihm mit einem höchst anerkennenden, geradezu ergriffenen Brief geantwortet: „Ich kann nicht



sagen, was Ihre Erzählungen alles in mir aufgewühlt haben an menschlicher Ratlosigkeit.“ Die Qualität von Schneiders Buch war für das Bayerische Armeemuseum Anlass, es zum Gedenkjahr 2014 in kommentierter Form erneut herauszugeben. ■

Klaus Vondung (Hg.), *Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*, Göttingen 1980.

Hans-Harald Müller, *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman der Weimarer Republik*, Stuttgart 1986.

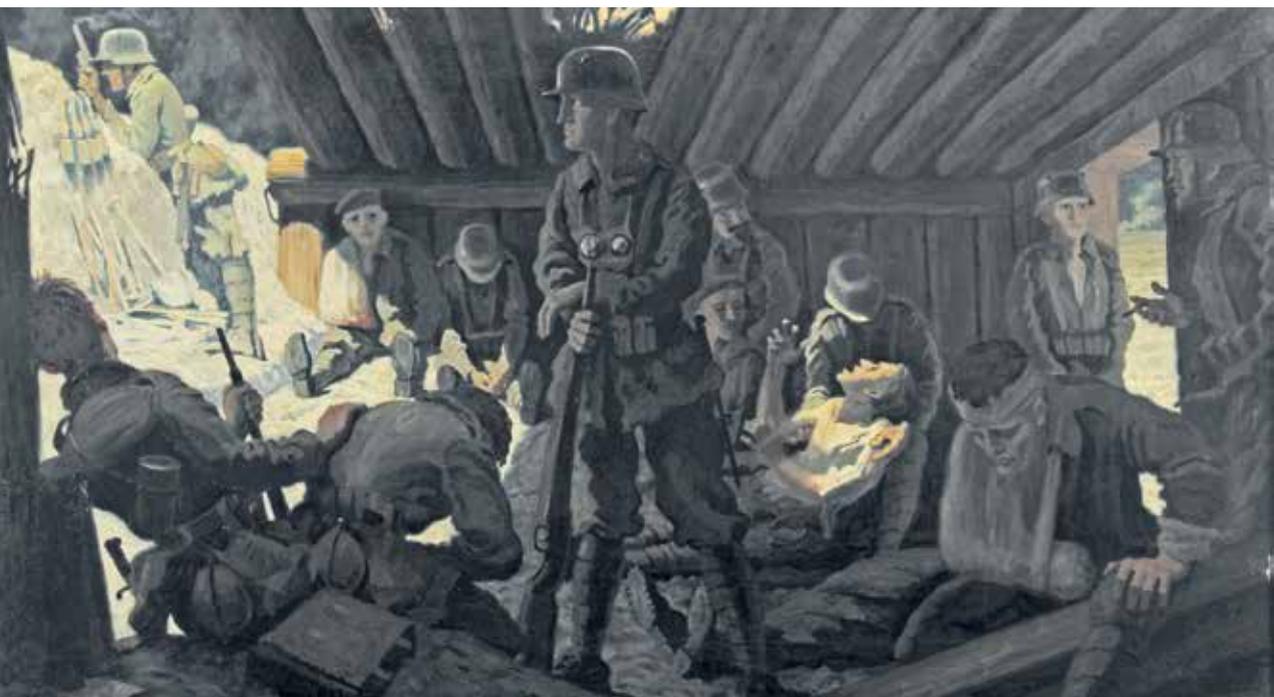
Dieter Storz, „Infantrist Perhobstler“. Ein vergessener Frontroman der Weimarer Republik, in: *Arte & Marte. In Memoriam Hans Schmidt. Eine Gedenkschrift seines Schülerkreises*, herausgegeben von Josef Johannes Schmid, Band 2, Herzberg 2000, S. 469–533.



Schneider als bayerischer Vizefeldwebel während des Krieges, ca. 1916.

Der Autor, ca. 1930.

Schlacht an der Somme



65 Ablösungsnacht an der Somme Gemälde von Fritz Mühlbrecht (1880–1956)

1916

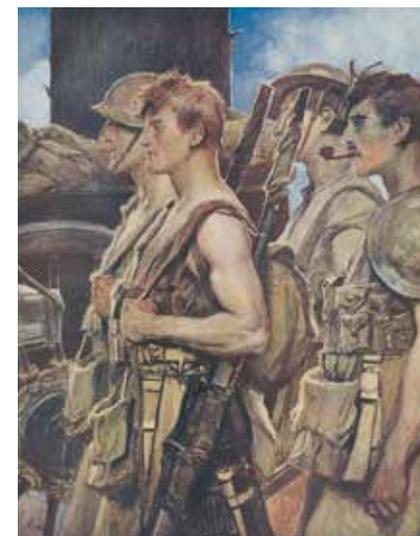
Öl auf Leinwand

81,5 × 141,5 cm

Inv. Nr. L 6175

Nächtliche Ablösungen waren typische und gefährliche Episoden des Stellungskrieges. Bei Großkämpfen wie der Sommeschlacht betrug die Verweildauer von Truppen in der vordersten Stellung manchmal nur wenige Tage. Danach waren sie „verbraucht“ und mussten durch „frische“ Truppen ersetzt werden. Das konnte nur nachts geschehen. An- und Abmarsch waren mit großen Risiken verbunden: Die Soldaten waren dabei mehr als sonst dem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt. Bei Dunkelheit war die Gefahr groß, sich zu verirren, und die ablösende Truppe musste sich erst in der ihr noch unvertrauten Stellung zurechtfinden. In den Stunden der Ablösung war deren Verteidigungsfähigkeit stark herabgesetzt.

Das Gemälde zeigt Soldaten, einige von ihnen verwundet, die in einem Unterstand auf die ablösende Truppe warten. Sie sind erschöpft und abgekämpft, machen aber immer noch einen entschlossenen Eindruck, der sich in dem aufrecht stehenden Soldaten im Zentrum des Bildes konzentriert. Sie sind bereits mit dem 1916 eingeführten Stahlhelm ausgerüstet. Statt der herkömmlichen hochschäftigen Knobelbecher tragen sie Bergschuhe mit Wickelgamaschen, die im Morast nicht verloren gehen können. Der Unterstand bietet allenfalls Schutz gegen Schrapnellkugeln. Wie das Loch in der Decke zeigt, besteht diese nur aus einer einfachen Balkenlage, die nicht einmal den Granaten leichter Artillerie widerstehen würde. Ein Posten hat soeben eine



Gegenstück: Die französische Zeitschrift *L'Illustration* veröffentlichte 1917 diese Darstellung des Malers François Flameng. Sie zeigt Schotten, die im Juli 1916 aus der Sommeschlacht kamen: erschöpft, aber ungebrochen.

Leuchtkugel abgefeuert, die das Gelände in helles Licht taucht. Damit will er sich vergewissern, dass aus dem Niemandsland keine böse Überraschung droht.

Der Maler hat selbst am Ersten Weltkrieg teilgenommen und besaß daher eine realistische Vorstellung von der Atmosphäre solcher Situationen. Auf der Rückseite des Gemäldes hat er die Szene datiert und lokalisiert: Es handelt sich um eine Ablösung des bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 18 bei Maurepas im August 1916 während der Sommeschlacht. Das Regiment, dessen Soldaten Mühlbrecht darstellt, kämpfte vom 20. Juli bis zum 16. August an der Somme. Mit 2.800 Soldaten war es in die Schlacht gegangen. Seine Verluste in diesem Einsatz betragen 401 Tote, 986 Verwundete und 68 Vermisste, insgesamt also mehr als die Hälfte seiner

ursprünglichen Stärke. Die Regimentsgeschichte beschreibt die Zustände:

„Ausrüstungsgegenstände, Stahlhelme, abgebrochene Gewehre, Leichenreste, liegen in wirrem Durcheinander in den Trichtern. [...] Dazwischen geifern die Abwehrgeschütze, pfeifen herabfallende Geschosßsplitter, knattert Maschinengewehrfeuer. Da heißt es alles zusammenfassen, was an Kaltblütigkeit, Umsicht und Sicherheit des Auges und Entschlusses vorhanden ist. Nur wer dazu noch vom Glück und gütigen Zufall begünstigt ist, hat Aussicht, durchzukommen.“

Die Regimentsgeschichte hob bei der Schilderung des Sommeinsatzes besonders die Leistung des Feldgeistlichen hervor, des Paters Rupert Mayer, „der kein Opfer scheute, wenn es zu helfen galt“:

„Hochangerechnet haben es ihm die Soldaten, wenn er nicht nur allein im Unterstand die Truppen nach ihrem Anliegen fragte, sondern von Postenstand zu Postenstand ging und seine seelsorgerische Hilfe anbot.“

Zu den Aufgaben eines Feldgeistlichen gehörte auch die Gräberpflege, und da machte Mayer keinen Unterschied zwischen Freund und Feind: „[...] für ihn waren alle Opfer des Krieges gleich.“

Die historische Bedeutung von Pater Rupert Mayer beruht auf seinem Auftreten als Seelsorger in München nach 1933, als er öffentlich aussprach, dass ein Katholik nicht Nationalsozialist sein könne. 1987 wurde Mayer von Papst Johannes Paul II. selig gesprochen.

Die Sommeschlacht tobte von Juli bis November 1916 und war die größte Materialschlacht des ganzen Krieges. Engländer und Franzosen versuchten mit beispiellosem Materialaufwand, einen Durchbruch durch die deutschen Stellungen zu erzwingen. An allem, was man zählen, messen oder wiegen konn-

te, waren sie den Verteidigern drückend überlegen. Verheerend wirkte sich vor allem ihre Überlegenheit in der Luft aus, denn die Flieger konnten das Feuer ihrer Artillerie genau lenken. Es erwies sich schließlich als unmöglich, zusammenhängende Stellungen zu unterhalten. Schutz boten nur noch Granattrichter, die immerhin den Vorteil hatten, dass sie als Artillerieziele schwerer fassbar waren als Schützengräben. Im Oktober, dem Höhepunkt der Sommeschlacht, verschoss die deutsche Artillerie die Ladung von 500 Munitionszügen, also kompletten Eisenbahnzügen, die mit Artilleriemunition gefüllt waren. Der Einsatz auf der Gegenseite war noch weit höher, denn sie wurde von der amerikanischen Industrie beliefert.

Die Gesamtverluste der Engländer und Franzosen während der Sommeschlacht werden mit 625.000 bis 700.000 Mann angegeben (Tote, Verwundete, Vermisste, Gefangene, Kranke), davon zwei Drittel Engländer. Die Deutschen verloren ca. 500.000 Mann. Obwohl geringer, wogen diese Verluste weit schwerer, denn das deutsche „Menschenpotential“ war kleiner. Solche Bilanzierungen, eigentlich Ungeheuerlichkeiten, schienen den weiteren Verlauf des Krieges zu bestimmen: Wenn er in dieser Weise weiterging, als reiner Abnutzungskampf, verhiess das für den Schwächeren nichts Gutes. Die „Ersatzlage“ wurde jetzt ernst. Im Herbst 1916 zog Deutschland bereits die 18-Jährigen ein. Von den Verlusten bei Verdun (siehe Nr. 57 und 58) und an der Somme hat sich die Hauptwaffengattung der deutschen Armee, die Infanterie, nicht mehr erholt. ■



Pater Rupert Mayer
(1876–1945) 1915 in
den Vogesen.

Julius Trumpp, Das K.B. Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 18, München 1928.

Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, Die Deutschen an der Somme, Essen 2006.

Bernd Mütter, Somme 1916 und Normandie 1944 – Zwei Erinnerungslandschaften der Weltkriegsepoche zwischen Geschichte, Politik und Tourismus, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 68 (2009), S. 293–320.

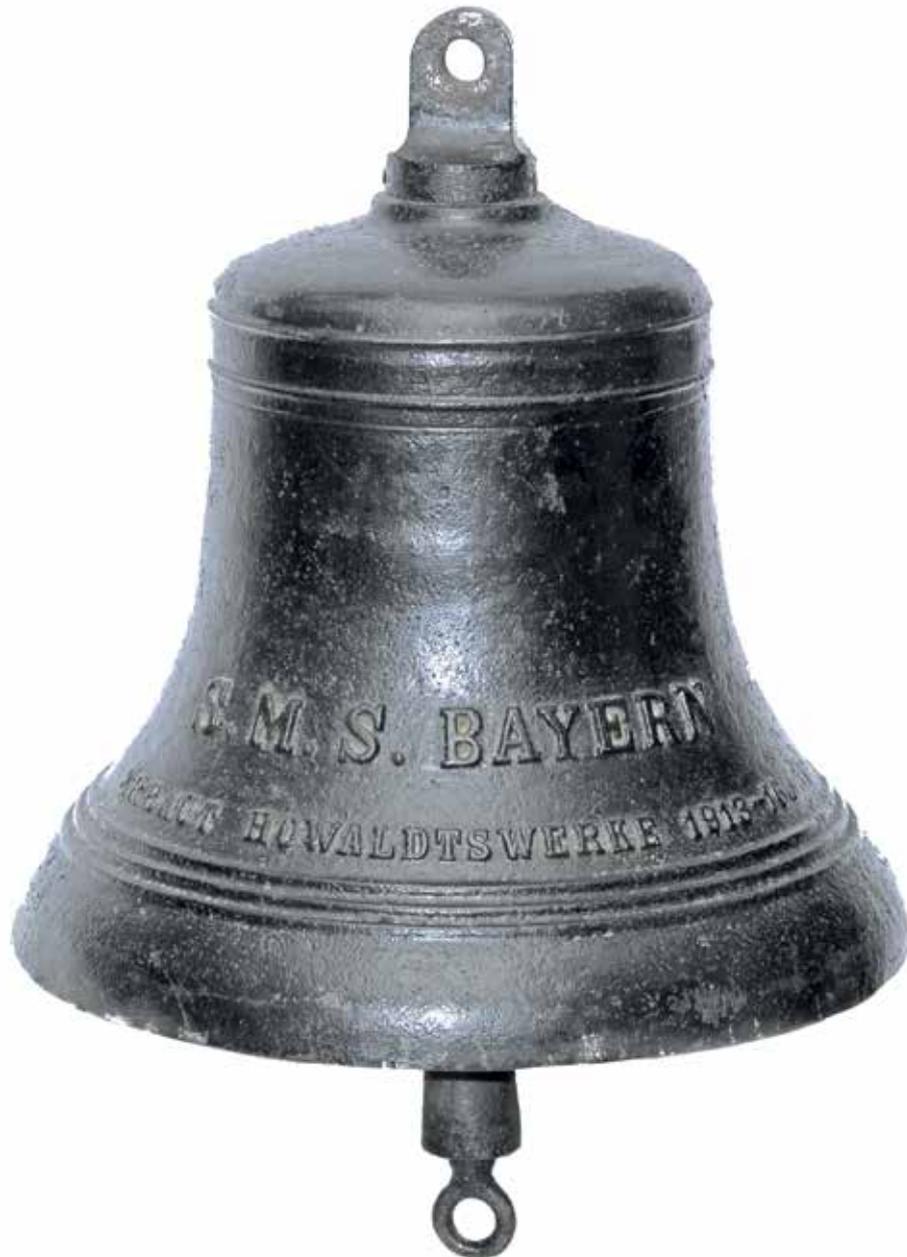


Infanterie auf dem Weg zur Front: Die letzten Kilometer musste die Infanterie zu Fuß zurücklegen. Bei Großkämpfen wie an der Somme würden auf dem Rückweg viele fehlen. Das war den Soldaten bewusst.



Nach der Schlacht kam das „Aufräumen des Schlachtfeldes“. Dazu gehörte auch das Bergen der Gefallenen. Diese während der Sommeschlacht entstandene Aufnahme fand als Fotopostkarte Verbreitung.

Schlachtschiff S.M.S. Bayern



66 Schiffsglocke

1916

Howaldtswerke

Stahl, 52 × 49,5 cm

Inv. Nr. 314-1992

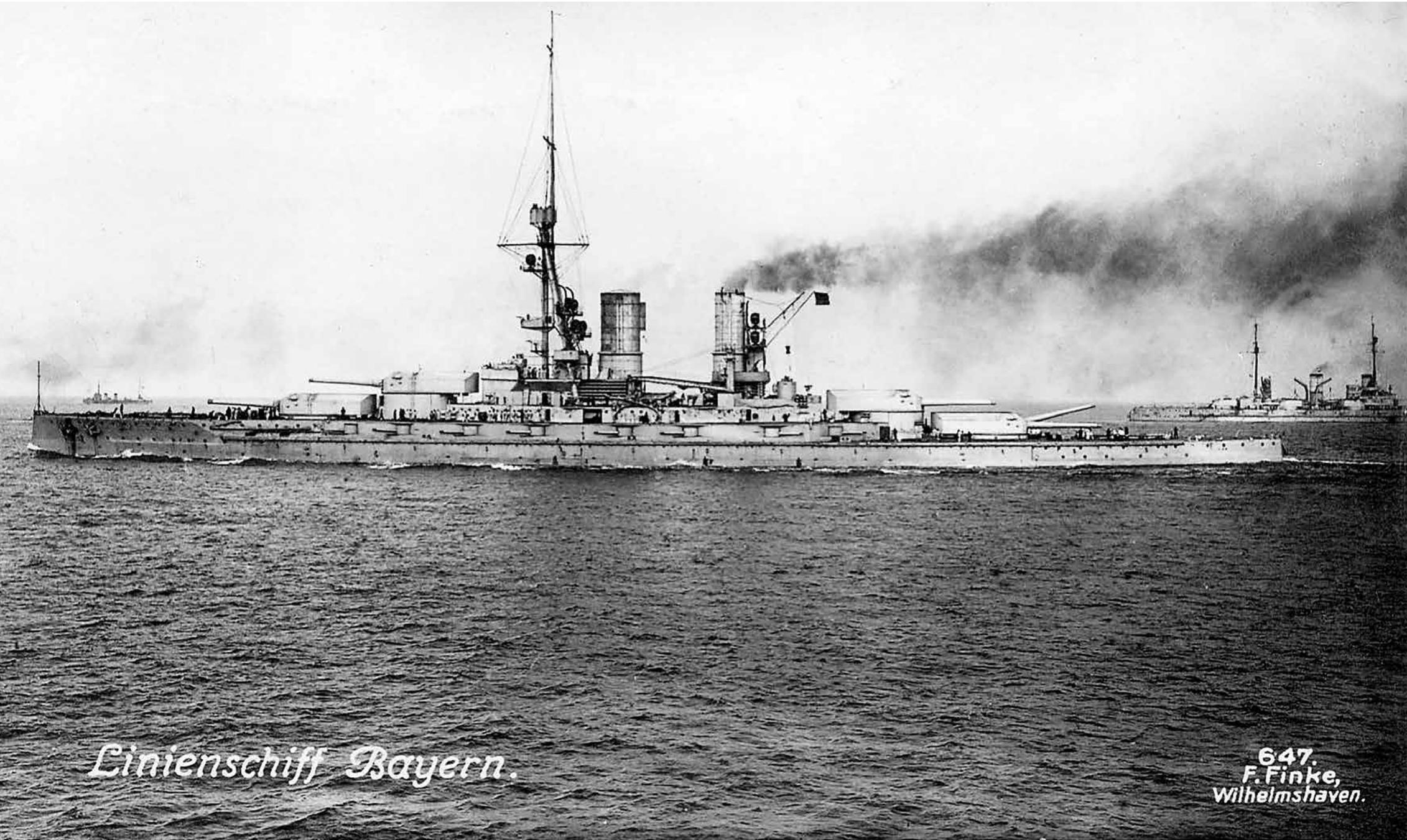
In vergangenen Jahrhunderten dienten Schiffsglocken ähnlich wie Kirchenglocken zur Einteilung der Tageszeit. Die eigentliche Zeitmessung wurde mit Sanduhren durchgeführt, dem *Glas*. Jeder Durchlauf, der eine halbe Stunde dauerte, wurde mit einem Glockenschlag angezeigt. So ging das mit zunehmender Zahl der Glockenschläge vier Stunden lang – das war eine *Wache* –, um dann von neuem zu beginnen. Die Schiffsglocke spielte also eine wichtige Rolle für die Regelung des Tageslaufs der Besatzung. Daraus entwickelte sich ihre Bedeutung als Symbol für das Schiff. Wie das Schiff waren auch die Glocken nicht bloß ein Gerät, sondern Individuen, was sich darin ausdrückte, dass sie den Schiffsnamen trugen. Deshalb hatte auch ein Schlachtschiff wie die *Bayern* eine Schiffsglocke, obwohl es dafür in der Zeit von Präzisionsuhren und modernen elektro-akustischen Signalmitteln keine praktische Notwendigkeit mehr gab. Und natürlich wäre eine Glocke auch nicht mehr in der Lage gewesen, sich auf einem Schiff dieser Größe überall Gehör zu verschaffen.

Die Schiffsglocke vermerkt neben dem Schiffsnamen die Bauwerft (Howaldtswerke) und die Bauzeit. Bemerkenswert ist das Material der Glocke: Sie wurde nicht aus dem traditionellen Messing gegossen, sondern aus Stahl. Das kriegswichtige Metall Kupfer, aus dem Messing zum größten Teil besteht, war knapp und wurde wo immer möglich durch andere Stoffe ersetzt. Mit ihrem stählernen Körper repräsentiert die Glocke also auch die „eiserne Zeit“ und besitzt insofern über

den nautischen Bereich hinaus eine weitere, dem Ersten Weltkrieg eigentümliche symbolische Dimension.

Die am 18. Februar 1915 vom Stapel gelaufene *Bayern* war das Typschiff einer neuen Klasse deutscher Großkampfschiffe. Weil solche Schiffe im Gefecht in Reihe hintereinander (in „Kiellinie“) fuhren, um ihre Artillerie einsetzen zu können, nannte man sie *Linienschiffe*. Nach dem Ersten Weltkrieg empfand man diese Bezeichnung als veraltet und sprach fortan von *Schlachtschiffen*. Die *Bayern* kam erst im Juli 1916 zur Flotte, zu spät für eine Teilnahme an der Seeschlacht im Skagerrak (31. Mai/1. Juni 1916). Aufgrund der Bestimmungen des Waffenstillstandsvertrages wurde sie mit anderen Schiffen der deutschen Hochseeflotte in dem britischen Marinestützpunkt Scapa Flow interniert. Um die Auslieferung der Schiffe an die Siegermächte zu verhindern, versenkte sich die deutsche Flotte am 21. Juni 1919 selbst.

In den folgenden Jahrzehnten wurden die meisten Schiffe gehoben – die *Bayern* 1934 – und abgewrackt. Ihr hochwertiger Stahl ist noch heute begehrt und spielt eine wichtige Rolle bei der Herstellung von Geräten für die Nuklearmedizin: Da dieser Stahl vor den Atombombenversuchen der Jahre ab 1945 erschmolzen wurde, ist er frei von radioaktiven Belastungen, welche die Messungen beeinflussen könnten. ■



Linienschiff Bayern.

647.
F. Finke,
Wilhelmshaven.

Linienschiff
S.M.S. Bayern.

Siegfried Breyer, Schlachtschiffe und Schlachtkreuzer 1905–1970. Die geschichtliche Entwicklung des Groß-

kampfschiffs, Herrsching 1988.

Andreas Krause, Scapa Flow. Die Selbstversenkung der wilhelminischen Flotte, Berlin 1999.

Krieg in den Kolonien



67 Tarbusch der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika

1914

Khakidrell, Tombak

46 × 18,5 × 19 cm

Inv. Nr. 182-1986

Tarbusch war die arabische Bezeichnung für eine Kopfbedeckung, die in Europa als Fez bekannt ist. Er gehörte zur Uniform der farbigen Soldaten der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. Zum Schutz gegen die intensive Sonneneinstrahlung in Afrika war er mit einem Nackenschutz versehen. Auf der Vorderseite der Kopfbedeckung war ein versilberter Reichsadler angebracht, manchmal auch die Kompanienummer. Die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika war in 14 Kompanien gegliedert, die über die Kolonie verteilt waren. Zum Arbeitsdienst und außer Dienst wurde ein Fez aus rotem Filz getragen.

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit gab es in allen deutschen Kolonien Polizeiformationen. Es war eine Ordnung nach europäischen Vorstellungen, zugeschnitten auf die Interessen der Kolonialmacht und ihrer Siedler. Neben der Polizei bestanden sogenannte Schutztruppen. Diese militärischen Formationen bildeten einen Teil der bewaffneten Macht des Deutschen Reichs. Sie unterstanden nicht den deutschen Kriegsministerien, sondern dem Reichskanzler. Ihre Aufgaben waren grundsätzlich die gleichen wie die der Polizei. Der Einsatzhorizont der Schutztruppen war allerdings nicht räumlich eng begrenzt, sondern erstreckte sich auf die ganze Kolonie. Schutztruppen waren also mobil. Es gab sie nur in drei Kolonien: Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Deutsch-Ostafrika. Die Entstehungsgeschichte dieser Formationen war uneinheitlich, die Unterschiede

zwischen ihnen beträchtlich. So bestand die Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika nur aus Weißen, während bei den anderen Truppen die meisten Soldaten Farbige waren. Nach dem türkischen Wort für Soldat, Asker, nannte man sie in Deutsch-Ostafrika *Askari*. Die Unterschiede erstreckten sich auch auf Uniformierung und Bewaffnung. Den Tarbusch gab es nur in Deutsch-Ostafrika. Für die Verteidigung der Kolonie nach außen war die Schutztruppe weder ausgebildet noch ausgerüstet. In Deutsch-Ostafrika führte sie bis an die Schwelle des Weltkriegs veraltete einschüssige Schwarzpulvergewehre. Für ihre Aufgaben im Innern der Kolonie genügte diese Bewaffnung. Zudem war sie billig, denn Gewehre und Munition kamen aus abgelegten Armeebeständen.

Die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika zählte bei Kriegsausbruch 2.742 farbige Soldaten und 230 „Europäer“, diese ausschließlich mit Dienstgraden vom Unteroffizier aufwärts. Viel war das nicht: Die Kolonie hatte eine Fläche von 995.000 km². Damit war sie fast doppelt so groß wie das Mutterland. Für die Farbigen gab es auch zwei Offiziers- und 21 Feld-



Als Hoheitsabzeichen war am Tarbusch der deutsche Reichsadler mit der achteckigen Kaiserkrone angebracht. Im Unterschied zum deutschen Reichsheer, dessen Kontingente „königlich“ – preussisch, bayerisch, sächsisch, württembergisch – waren, war die Schutztruppe Sache des Reichs und damit „kaiserlich“.

links: Diese farbigen Soldaten haben sich am Fuß des Kilimandscharo eingenistet, damals der höchste Berg des Deutschen Reichs. Die Soldaten im Vordergrund sind mit modernen Karabinern 98 bewaffnet, die erst unmittelbar vor Kriegsausbruch in der Kolonie eingetroffen waren.



rechts: Diese Porträtzeichnung Lettow-Vorbecks stammt von Walter von Ruckteschell (1882–1941), dem Adjutanten des Dargestellten. Ruckteschell verfasste auch einen Großteil von Lettow-Vorbecks 1920 erschienenen Memoiren („Heia Safari! Deutschlands Kampf in Ostafrika“).



webelstellen, doch hatte keiner von ihnen das Recht, einem Weißen Befehle zu erteilen, auch wenn sein Dienstgrad formal höher war als der des „Europäers“.

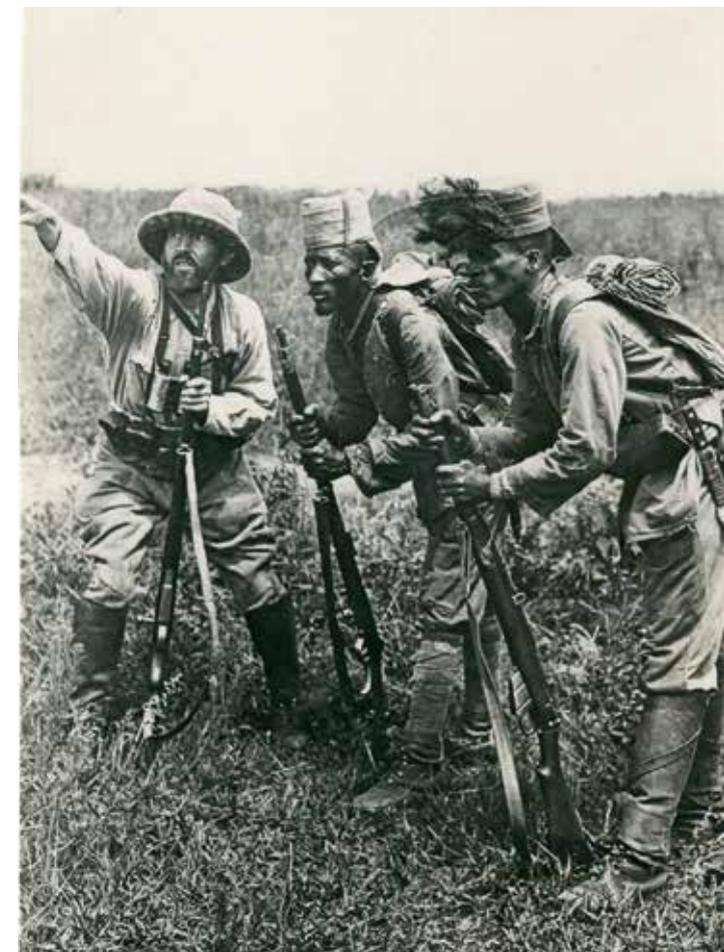
Deutsch-Ostafrika war von britischen, belgischen und portugiesischen Kolonien umgeben. Mit Belgien und Großbritannien befand sich das Deutsche Reich ab 1914, mit Portugal ab 1916 im Kriegszustand. Als feindliches Gebiet konnte man auch das von der englischen Marine beherrschte Meer betrachten, so dass die deutsche Kolonie rundum eingeschlossen war.

1914 stand die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika unter dem Befehl des Oberstleutnants Paul von Lettow-Vorbeck (1870–1964). Durch Anwerbung weiterer Farbiger und die Mobilisierung von Europäern vergrößerte er seine Truppe auf bis zu 15.000 Mann, von denen 3.000 Weiße waren. Weiße und Farbige dienten bis auf die Ebene kleiner taktischer Einheiten gemeinsam.

In der ersten Kriegsphase gelang es der Schutztruppe in mehreren erfolgreichen Gefechten, ihre Kolonie gegen Angriffe von außen zu behaupten. Lettow-Vorbecks Ziel war es, seine Feinde, vor allem die Engländer, mit einem guerillaartigen Kleinkrieg zum Einsatz möglichst starker Kräfte zu zwingen, die auf dem entscheidenden europäischen Kriegsschauplatz fehlen mussten. Er machte sich so lästig, dass sich die Alliierten 1916 zu einer konzentrischen Großoffensive aufmachten, um diesen Unruheherd auszuschalten. Führer der Offensive war der südafrikanische General Jan Christiaan Smuts, den später eine lebenslange Freundschaft mit Lettow-Vorbeck verbinden sollte. Unter dem Druck der weit überlegenen Invasoren musste die Schutztruppe die Kolonie räumen; doch gelang es ihr, sich den Einkreisungsversuchen ihrer Gegner zu entziehen, so dass sie weiterhin eine Bedrohung darstellte. Treibende Kraft dieses Widerstands war

Lettow-Vorbeck, ein Mann von starkem persönlichen Ehrgeiz, rücksichtslos gegen die einheimische Bevölkerung wie gegen die eigene Truppe. Im November 1917 überschritt er mit seiner kleinen Streitmacht die Grenze zu Portugiesisch-Ostafrika, dem heutigen Mosambique. Im Oktober 1918 kehrte er nach Deutsch-Ostafrika zurück. Durch ein abgefangenes Telegramm erfuhr Lettow-Vorbeck vom Waffenstillstand, der in Europa eingetreten war, und legte daraufhin die Waffen nieder, die inzwischen durchweg englischen oder portugiesischen Ursprungs waren. Er hatte zuletzt noch 125 Deutsche und 1.156 Askaris unter seinem Kommando.

Die eingeborene Bevölkerung der deutschen, aber auch der portugiesischen Kolonie hatte schwer unter dem Krieg auf ihrem Boden gelitten, denn sie musste ihnen buchstäblich ernähren und durch oft erzwungene Trägerdienste die Truppen beweglich erhalten. Viele Tausende fanden dabei infolge von Strapazen, ungenügender Ernährung und fehlender medizinischer Versorgung den Tod. Angehörige der Schutztruppe zogen Vergleiche mit den Heerzügen des Dreißigjährigen Krieges. ■



links: Diese Fotografie zeigt das Idealverhältnis zwischen Weißen und Farbigen, wie es die Kolonialideologie zeichnete: Der Europäer gibt die Richtung an, und die farbigen Eingeborenen folgen ihm willig. Der schon ältere weiße Uniformträger ist wohl ein deutscher Siedler, der bei Kriegsausbruch zur Schutztruppe eingezogen wurde. Die Bewaffnungsverhältnisse

waren schwierig: Jeder der drei führt ein anderes Gewehr: Der Weiße hat ein deutsches Infanteriegewehr vom Modell 98, der linke Askari eine Jägerbüchse 71, mit der die Schutztruppe schon im Frieden bewaffnet war, und der rechte hält ein englisches Beutegewehr umklammert. Jede dieser drei Waffen benötigte eine andere Munition.

Eckard Michels, „Der Held von Deutsch-Ostafrika“: Paul von Lettow-Vorbeck. Ein preußischer Kolonialoffizier, Paderborn 2008.

Jürgen Kraus, Thomas Müller, Die deutschen Kolonial- und Schutztruppen von 1889 bis 1918. Geschichte, Uniformierung und Ausrüstung, Wien 2009 = Kataloge des Bayerischen Armeemuseums, Bd. 7.

Tanja Bühner, Die Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, München 2011.

Bündnisse: die Allianz mit dem Osmanischen Reich



68 Fotografie: Deutsches Flugzeug über den Pyramiden von Gizeh

1916

Das Osmanische Reich war im November 1914 auf Seiten der Mittelmächte in den Weltkrieg eingetreten. Aus deutscher Sicht lag der Wert dieses Verbündeten auch darin, dass von seinem Gebiet aus zwei Punkte erreichbar schienen, die für das britische Empire lebenswichtig waren, nämlich die Ölquellen am Persischen Golf und der Suezkanal. Eine erfolgreiche Offensive über den Suezkanal hinweg eröffnete für die Türken die Aussicht, ihre Oberherrschaft über Ägypten wieder in Erinnerung zu rufen, das formal immer noch zu ihrem Reich gehörte, obwohl es schon längst in den Machtbereich der Engländer geraten war. Ein solcher Angriff war allerdings schwierig, weil die Truppen dazu die Sinaiwüste durchqueren mussten. Ein erster Vorstoß im Januar 1915 erreichte zwar den Kanal, doch konnten sich die Türken dort nicht behaupten. Damit war das Projekt aber nicht aufgegeben. Man wollte es noch einmal versuchen. Zu diesem Zweck entsandte das Deutsche Reich ein kleines, aber qualitativ hochwertiges Expeditionskorps nach Palästina. Es setzte sich aus Artillerie- und Maschinengewehrformationen sowie der Fliegerabteilung 300 zusammen, die im Frühjahr 1916 auf dem Kriegsschauplatz eintraf. Sie bezog ihre logistische Basis in Birscheba. Der Flugplatz selbst lag bei El Arisch, fast 100 km westlich.

Die Flugzeuge griffen mit Maschinengewehren und Bomben in den Krieg ein. Ihr Hauptwert lag aber in der Aufklärung, denn nur aus der Luft war es möglich, zuverlässige Informationen über die Gegenseite zu gewinnen.

Auch der zweite Vorstoß gegen den Suezkanal, im Juli/August 1916 unternommen, scheiterte. Doch sahen sich die Engländer gezwungen, zu seinem Schutz starke Kräfte abzustellen, die ihnen an anderer Stelle fehlen mussten. In der Logik dieses Krieges, der schon 1914 zu einem Abnutzungskrieg geworden war, schien angesichts einer solchen indirekten Entlastung ferner Fronten eine militärische Maßnahme auch dann gerechtfertigt, wenn sie ihr gesetztes Ziel nicht erreicht hatte.

Die Initiative ging nach dem zweiten gescheiterten Vorstoß zum Suezkanal an die Engländer über. Sie bauten eine Eisenbahnlinie sowie eine Wasserpipeline durch den Sinai, an denen entlang sie langsam und methodisch vorrückten. Als sie sich El Arisch näherten, verlegte die Fliegerabteilung 300 ihren Flugplatz zurück nach Birscheba. Dort planten die Oberleutnants Falke und Schultheiß einen Flug zu den Pyramiden von Gizeh, der am 13. November 1916 stattfand. Die Flugstrecke betrug ca. 800 km. Dafür genügte die Reichweite ihres Rumpler-C I-Doppeldeckers, damals ein modernes Flugzeug, nicht. Deshalb belud man eine zweite Maschine mit Treibstoff und legte zum Nachtanken eine Zwischenlandung auf dem verlassenen Flugfeld von El Arisch ein. Auf ihrem Rückflug griffen die beiden Offiziere den Bahnhof von Kairo mit Bomben an, wobei 16 Menschen den Tod fanden und 38 verletzt wurden. Die Unternehmung hatte die Engländer völlig überraschend getroffen, da sie geglaubt hatten, ihre Position am Kanal und am Nil sei für deutsche Flugzeuge unerreichbar.



Englischer Luftangriff auf den deutschen Feldflugplatz bei El Arisch, 1916.

Das Bild des deutschen Flugzeugs über den Pyramiden ist eine der bekanntesten Fotografien des Ersten Weltkriegs. Aber es ist eine Fälschung, genauer gesagt eine Fotomontage. Es war nur eine Maschine, die diesen spektakulären Flug unternahm. Eine zweite, von der aus dieses Bild hätte gemacht werden können, gab es über den Pyramiden nicht. Der Tanker nämlich war von El Arisch nach Birscheba zurückgefliegen. Der Flug selbst ist allerdings historisch, und auch die Aufnahme, die der Montage zugrunde liegt, wurde von den deutschen Fliegern gemacht. ■

Hellmuth Felmy, Mit Fliegerabteilung 300 in Palästina, in: Walter von Eberhardt (Hg.), *Unsere Luftstreitkräfte 1914–18*, Berlin 1930, S. 259–278.

Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein, Mit den Türken zum Suezkanal, Berlin 1938.

Hans Werner Neulen, Feldgrau in Jerusalem, München 1991.



Dieses Foto zeigt die Pyramiden ohne deutsches Flugzeug. Es wurde beim gleichen Flug wie das retuschierte Propagandabild aufgenommen. Der Schattenwurf der Pyramiden ist identisch. Die vermeintlichen Schatten der Flugzeuge im Wüstensand fehlen.



Luftaufnahme von Kairo. Der Bahnhof der Stadt wurde beim Flug am 13. November 1916 mit Bomben angegriffen.

Erste Hilfe



69 Verbandpäckchen

1913

Sanitätsdepot des VIII. Armeekorps

Baumwollstoff, Gaze, Mull, 17,5 × 5,5 × 2,5 cm

Inv. Nr. N 1983

Verbandpäckchen waren zur ersten Versorgung von Wunden bestimmt. Zwar besaßen alle Truppen ausgebildetes Sanitätspersonal, das konnte aber nicht stets zur Stelle sein, wenn sofortige Hilfe nötig war. Die Soldaten mussten also selbst einen Behelfsverband anlegen können. Bis weit ins 19. Jahrhundert führten sie dazu ein Stück Leinwand oder *Scharpie* mit sich. Das war ein seit Jahrhunderten übliches Material zum Bedecken von Wunden. Man gewann es durch Zerrupfen alter Leintücher oder Hemden. Scharpie war keimbeladen und verklebte mit der Wunde, die beim Verbandswechsel wieder aufriss. Im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 besaßen die Soldaten des Norddeutschen Bundes als Verbandmittel ein Stück alte Leinwand, einen Quadratfuß groß, dazu eine Binde aus Leinen und ein Loth (ca. 17 Gramm) Scharpie. Diese Ausrüstung wurde bei der Infanterie in der linken Hosentasche getragen. Das entsprach weder elementaren hygienischen Forderungen, noch war das Material gegen Umwelteinflüsse wie Feuchtigkeit geschützt.

Mit Erlass vom 25. März 1887 gelangte erstmals ein antiseptisch imprägniertes und in einen wasserdichten Stoff gehülltes Verbandpäckchen zur Einführung. Es wurde in den linken Vorderschoß des Uniformrocks zwischen Oberstoff und Futter eingenäht. Später wurde dafür an dieser Stelle ein eigenes Täschchen angebracht. Die Kriegssanitätsordnung von 1907 bestimmte, dass jeder Angehörige der Feldarmee mit zwei Verband-



Innenliegende Gebrauchsanleitung: „Gebrauchsanweisung.“ Roten Verbandstoff und Wunde nie mit Fingern berühren. Mit beiden Händen anfassen, wo rechts und links „Hier“ steht —, die Hände hochhalten — stark auseinander ziehen. Roten Verbandstoff auf die Wunde legen. Binde umwickeln und knoten.“



Umhüllung des Verbandpäckchens mit aufgedruckter Herstellerangabe.



Verbandplatz in Flandern, 1917. Der englische Soldat links, der seinen Kopf aufstützt, hat eine Kopfwunde erlitten, die mit einem Verbandpäckchen versorgt wurde.

Zum Abtransport der nicht gehfähigen Verwundeten werden eine Krankentrage und eine aus einer Stange und einer Zeltbahn gebildete improvisierte Trage benutzt.

päckchen auszustatten sei. Die Ausgabe der Verbandpäckchen erfolgte im Mobilmachungsfall.

Das Verbandpäckchen enthielt in einer wasserdichten Zwirntuchhülle eine vier Meter lange Mullbinde, an der drei Kompressen aus rotem Sublimatmull befestigt waren, sowie eine Binde, um den angelegten Verband zu fixieren. Es war im Wasserdampf keimfrei gemacht. Mullbinde und Binde waren so angeordnet, dass man einen Verband anlegen konnte, ohne die Kompressen oder die Wunde mit den Fingern zu berühren. Aufgrund der Knappheit an Baumwolle wurden ab Mitte 1917 zwei Lagen der auf die Binde genähten Mullkompressen durch eine Lage Zellstoffwatte ersetzt. Auch diese teilweise mit Ersatzstoffen hergestellten Verbandpäckchen standen in der letzten Kriegsphase nicht mehr in ausreichender Zahl zur Verfügung, so dass angeordnet wurde, Gefangenen ihre Verbandpäckchen abzunehmen, um sie an eigene Soldaten auszugeben.

Unter den apokalyptischen Bedingungen eines Krieges – und insbesondere dieses Krieges – stieß das grundsätzlich richtige Streben nach einer keimarmen Wundversorgung auf enge Grenzen. Der Erste Weltkrieg – und insbesondere der Stellungskrieg – war auch im buchstäblichen Sinn eine schmutzige Sache. Das Sauberhalten von Körper und Uniform war unter den Lebensbedingungen an der Front praktisch unmöglich. Schussverletzungen rissen fast immer Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke tief in die Wunden, die dadurch von vorneherein infiziert wurden. Auch Sanitätspersonal, selbst Ärzten, die im frontnahen Bereich arbeiteten, war es oft tagelang nicht möglich, sich auch nur die Hände zu waschen. ■

Carl Entgelt, Feldsanitätswesen, in: Max Schwarte (Hg.), Der Weltkrieg um Ehre und Recht Band 7, Die Organisation der Kriegführung, 2. Teil, Die Organisation für die Versorgung des Heeres, Leipzig o.J., S. 401–539.

Alexander Moritz Frey, Die Pflasterkästen. Ein Feldsanitätsroman, Berlin 1929.

Verbandplätze und Lazarette



70 Behelfsverbandplatz Gemälde von Hans Bertle (1880–1943)

1915

Öl auf Leinwand

113 x 195 cm

Inv.-Nr. 63-1991

Die Verwundetenversorgung begann mit dem Verbandpäckchen (siehe Nr. 69) in der vorersten Linie und endete in den großen Heimatlazaretten, die über alle Einrichtungen der damaligen Medizin verfügten. Zunächst kam es darauf an, die Verwundeten vom Ort ihrer Verwundung zu weiterer Hilfe aus dem gefährdeten Raum zu entfernen. Statistisch gesehen waren die meisten Verwundeten in der Lage, den ersten Weg ohne die Hilfe von Sanitätern – damals sprach man von Krankenträgern – zurückzulegen. Jede Kompanie verfügte über einen Sanitäts-Unterroffizier und vier Krankenträger, die als Nichtkombattanten unter dem Schutz des Genfer Abkommens standen und durch eine Rotkreuz-Armbinde gekennzeichnet waren. Ärztliche Hilfe fanden die Verwundeten erstmals auf *Truppenverbandplätzen* und in Sanitätsunterständen. Jedes Infanteriebataillon, also eine Einheit von 500 bis 1.000 Soldaten, hatte einen Arzt und einen Assistenzarzt. Das Sanitätspersonal dieser Einrichtungen gehörte noch zur kämpfenden Truppe, hatte aber keinen Kampfauftrag.

Die weiter rückwärts angelegten *Hauptverbandsplätze* wurden bereits von spezialisierten Sanitätsformationen betrieben. Unter den stationären Bedingungen des Stellungskrieges waren das schon Kleinkrankenhäuser mit der Möglichkeit erster chirurgischer Versorgung. Leichter Verwundete oder Erkrankte blieben dort. Bei den anderen ging es vor allem darum, sie für die

Rückverlegung in besser ausgestattete und weniger gefährdete Lazarette transportfähig zu machen.

Feldlazarette bildeten die nächste Stufe. Sie waren mobil und mussten im Bewegungskrieg der kämpfenden Truppe folgen. Sie entstanden je nach den örtlichen Möglichkeiten in Gebäuden und Unterkünften aller Art und hatten kaum je das Aussehen eines Krankenhauses. Bei großen Abwehrschlachten wurden solche Lazarette 15 bis 25 Kilometer hinter der Front angelegt. Auch Feldlazarette waren nur Durchgangsstationen, welche die Verwundeten zu den *Kriegslazaretten* im Etappengebiet weiterleiteten. Solche Lazarette waren Großkrankenhäuser, die teilweise mit mehr als 10.000 [!] Personen belegt waren. Sanitätseinrichtungen waren durch das Rote Kreuz gekennzeichnet und durften nicht beschossen oder mit Bomben beworfen werden. Flieger mussten diese Markierungen noch aus einer Höhe von 5.000 Metern erkennen können.

Idealerweise wurden die Verwundeten so rasch wie möglich immer leistungsfähigeren Behandlungsmöglichkeiten zugeführt. Nicht zuletzt ging es aber darum, die frontnahen Sanitätseinrichtungen, die man mit der Notaufnahme eines modernen Krankenhauses vergleichen könnte, für Neuzugänge freizumachen.

Die letzte Station waren Lazarette und Rehabilitationseinrichtungen im Heimatgebiet. Militärlazarette hießen dort *Reservelazarette*. Krankenhäuser

Dieser Verbandplatz wurde 1917 durch Artilleriegranaten getroffen. Verbandplätze standen eigentlich unter dem Schutz der Genfer Konvention, wurden aber immer wieder von den Kriegshandlungen in Mitleidenschaft gezogen.



Solche Bilder boten sich vor vielen Sanitätsstützpunkten: Tote wurden hastig um den Eingangsbereich herum im Freien abgelegt, bis es möglich war, sie abzutransportieren. Diese Szene spielte sich im September 1916 vor einem Verbandplatz des 23. bayerischen Infanterieregiments ab.



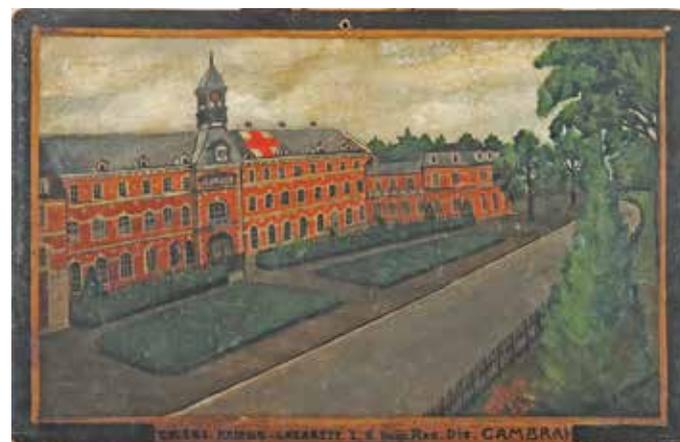
für Verwundete, die von zivilen Einrichtungen wie dem Roten Kreuz betrieben wurden, *Vereinslazarette*. Daneben gab es Rehabilitationseinrichtungen in großer Zahl. Kurorte, deren bisheriges Geschäft im Krieg verödete, entwickelten sich zu Lazarettstädten.

Das Gemälde von Bertle, auf das Jahr 1915 datiert, lässt sich nicht ohne weiteres einer dieser Sanitätseinrichtungen zuordnen. Offenkundig ist ihr improvisierter Charakter. Einzige Lichtquelle ist ein loderndes Kaminfeuer. Die Verwundeten kommen offenbar

unmittelbar von der Front. Ihre Wunden haben noch keinen sorgfältigen Verband erhalten. Insofern könnte es sich um einen Truppenverbandplatz oder einen soeben erst eingerichteten Hauptverbandplatz handeln. Auffällig ist, dass der Arzt, der sich über den Verwundeten auf der Tragbahre beugt, Kragenspiegel mit dem Roten Kreuz trägt. Dies war das Abzeichen von Angehörigen der *Freiwilligen Krankenhilfe*, die eigentlich nicht in Frontnähe eingesetzt werden sollten. Sie umfasste alle freiwilligen Leistungen und Kräfte, die geeignet waren, den



Wenn die Umstände es zuließen, entstanden in Frontnähe betonierte, gegen Artilleriefeuer gut geschützte Sanitätsunterstände.



Das Kriegslazarett der 6. bayerischen Reservedivision war in einer Schule im besetzten Cambrai untergebracht. Das große Rote Kreuz auf dem Dach sollte die Einrichtung für Flugzeuge kenntlich machen und so Luftangriffe verhindern.

Kriegssanitätsdienst zu unterstützen. Sie wurde vor allem vom Roten Kreuz getragen. Ihre eigentlichen Arbeitsbereiche sollten das Heimatgebiet und die Etappe sein. Immerhin zählte der Erlass, mit dem Wilhelm II. am 5. August 1914 das Eisene Kreuz erneuerte, ausdrücklich die Angehörigen der Freiwilligen Krankenhilfe zu den Personen, die berechtigt waren, diese Auszeichnung zu erlangen, sofern sie sich auf dem Kriegsschauplatz aufhielten. ■

Carl Altgelt, Feldsanitätswesen, in: Max Schwarte (Hg.), *Der Weltkrieg um Ehre und Recht* Band 7, *Die Organisation der Kriegführung*, 2. Teil, *Die Organisation für die Versorgung des Heeres*, Leipzig o. J., S. 401–539.

Sanitätsbericht über das Deutsche Heer (Deutsches Feld- und Besatzungsheer) im Weltkriege 1914/1918 (Deutscher Kriegssanitätsbericht 1914/1918). Bearbeitet in der Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums, Band 1, *Gliederung des Heeres-sanitätswesens*, Berlin 1935.

Dieter Storz (Hg.), *Wilhelm Heiders Erster Weltkrieg. Aufzeichnungen aus Feldzug und Lazarett*, Essen, 2014.

Kriegsgefangenschaft



71 Gesiegeltes Musterstück einer Jacke für Kriegsgefangene

1917

Wolle, Leinen, Baumwolle, Steinnuss

70 × 43 × 25 cm

Inv. Nr. 33-1990

Im Ersten Weltkrieg fielen 2,5 Millionen Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Die größten Kontingente stellten Russen mit ca. 1,4 Millionen und Franzosen mit ca. 500.000. Annähernd 219.000 von ihnen wurden ausgetauscht. Das geschah, wenn schwere Verwundungen oder Invalidität einen weiteren Kriegsdienst ausschlossen. 107.000 Kriegsgefangene konnten entweichen, ohne wieder ergriffen zu werden. 118.000 sind in deutscher Kriegsgefangenschaft verstorben.

Die Gewahrsamsmacht war verpflichtet, Kriegsgefangene zu ernähren und zu bekleiden. Ihre Lage konnte kaum besser sein als die der deutschen Zivilbevölkerung, und die war schlecht. Kriegsgefangene trugen zunächst die Bekleidung, mit der sie in Gefangenschaft geraten waren, also ihre Uniformen. Waren diese schadhafte oder verbraucht, mussten sie neue Kleidungsstücke erhalten. Im Frieden hatte man vorgesehen, für diesen Zweck „ausgetragene“ Bestände der Ersatztruppen auszugeben, also deutsche Uniformen. Angesichts des ungeheuren Bedarfs des eigenen Heeres und der unerwartet großen Zugänge an Kriegsgefangenen mit schlechter Bekleidung reichten diese aber nicht aus. Hinzu kam, dass die lange Dauer des Krieges und daher der Gefangenschaft mit einem entsprechenden Verschleiß von Kleidung einher ging. Bekleidungsstücke für Gefangene mussten also neu angefertigt werden, was angesichts der Knappheit an Rohstoffen und Arbeitskräften schwierig war. Im November 1914 legte die Heeres-



Diese Jacke war ein gesiegeltes Muster. Solche Stücke wurden von der Militärverwaltung an Depots und Fabrikanten abgegeben, um eine vorschriftsmäßige Fertigung zu gewährleisten.

verwaltung für Kriegsgefangene einen schwarzfarbenen Anzug mit gelben Vorstößen fest. In der Praxis wurden statt der schwarzen aber auch andere Farben zugelassen, sofern sie nur dunkel waren.

Um Fluchtversuche zu erschweren und um überhaupt die Kontrolle über die Gefangenen zu erleichtern, sollten sie durch ihre Bekleidung als solche erkennbar sein. Das war gewährleistet, solange sie ihre eigenen Uniformen trugen. Anders verhielt es sich bei der spezifischen Gefangenenkleidung. In ihrer ersten Ausführung wirkte sie zu neutral. Deswegen wurde im Oktober 1915 verfügt, dass Jackenärmel und Hosen mit Streifen aus hellbraunem Zeltbahnstoff versehen werden muss-



Wilhelm Doegen (Bearb.), Kriegsgefangene Völker, Band 1, Der Kriegsgefangenen Haltung und Schicksal in Deutschland, Berlin 1921.

Uta Hinz, Gefangen im Großen Krieg. Kriegsgefangenschaft in Deutschland 1914–1921, Essen 2004.

Katja Mitze, Das Kriegsgefangenenlager Ingolstadt, in: Ingolstadt im Ersten Weltkrieg. Das Kriegsgefangenenlager = Dokumentation zur Zeitgeschichte Bd. 4, Ingolstadt 1999, S. 7–167.

Jürgen Kraus, Die deutsche Armee im Ersten Weltkrieg. Uniformierung und Ausrüstung – 1914 bis 1918, Wien 2004.

Hannes Leidinger, Verena Moritz (Hg.), In russischer Gefangenschaft. Erlebnisse österreichischer Soldaten im Ersten Weltkrieg, Wien 2008.

Heather Jones, Violence against Prisoners of War in the First World War. Britain, France and Germany 1914–1920, Cambridge, 2011.

Russische Kriegsgefangene bei Wegbauarbeiten, bekleidet mit Jacken und Mützen für Kriegsgefangene. Der Wachposten, ein deutscher Landstumsoldat, ist mit einem russischen Beutegewehr bewaffnet

ten. Diese Streifen waren nicht auf-, sondern eingenäht. Sie waren durch einfaches Abtrennen nicht zu entfernen, weil in diesem Fall der ganze Ärmel abgelöst worden wäre bzw. das Hosenbein, in dem die Streifen der Länge nach eingesetzt waren, seinen Zusammenhang verloren hätte. Auch Mützen und Mäntel erhielten solche hellen Streifen. Die endgültigen Muster wurden 1917 festgelegt. Ab Januar 1918 trat noch insofern eine Veränderung ein, als Papiergewebe an die Stelle des knappen Zeltbahnstoffes treten musste.

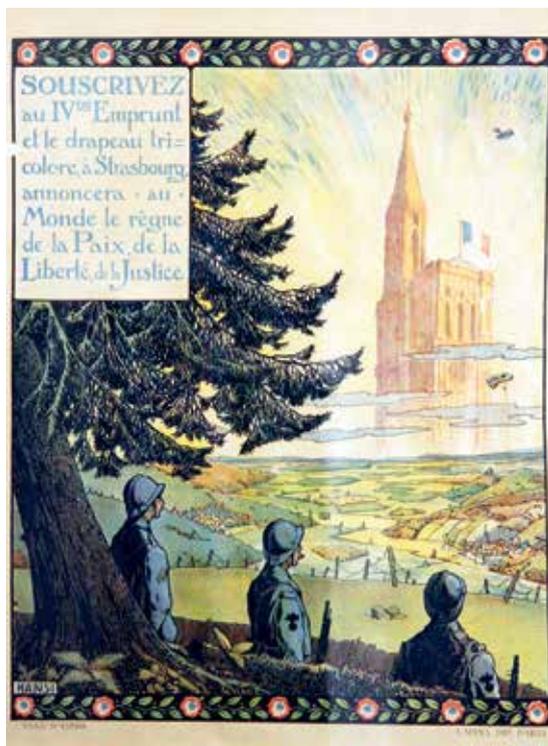
Wie Fotos von Kriegsgefangenen zeigen, trug nur eine Minderheit von ihnen die besondere, für sie angefertigte Bekleidung. Üblich und sicher auch beliebter war das Tragen der eigenen, nationalen Uniform.

Im April 1918 schlossen das Deutsche Reich und Frankreich im neutralen Bern eine Vereinbarung, in der festgelegt wurde, dass jeder Kriegsgefangene Anspruch auf folgende Bekleidungsstücke hatte:

- 1 Kopfbedeckung
- 1 Tuchhose
- 1 Waffenrock oder Bluse
- 1 Mantel
- 2 Hemden
- 2 Unterhosen
- 2 Paar Socken
- 2 Paar Stiefel

Von den Stiefeln durfte ein Paar durch Hausschuhe, Holzpantoffeln oder Schuhe mit Bastsohlen ersetzt werden. Pro Woche musste ein frisches Handtuch zur Verfügung gestellt werden. Soldaten im Arbeitseinsatz sollten, wenn nötig, einen Drillichanzug erhalten. Der Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen begann in Deutschland 1915 und betraf Ende 1916 bereits 80 Prozent aller Mannschaftsdienstgrade. Offiziere waren von der Arbeitspflicht befreit. ■

Kriegsziele



72 Elsaß-Lothringen Plakat

1917

Frankreich, Hansi = Jean-Jacques Waltz (1873–1951)

Papier, 57 × 52 cm

Inv. Nr. 532-1984

73 Belgien Plakat

1918

Deutsches Reich

Papier, 85,5 × 115 cm

Inv. Nr. 567-1984



Deutschlands Kriegsgegner besaßen gewissermaßen natürliche Kriegsziele, die der Diskussion entzogen waren, weil über sie nationale Einigkeit herrschte. In Russland waren das die Meerengen, also die Kontrolle über den Zugang vom Schwarzen Meer zum Mittelmeer. Für Frankreich war ein Ende des Krieges, an dem nicht die Rückkehr Elsaß-Lothringens an Frankreich stehen würde, ausgeschlossen. Sie war eines der großen Themen des elsässischen Zeichners Jean-Jacques Waltz, der unter seinem Künstlernamen *Hansi* bekannt geworden ist. Sein Werbeplakat für die vierte französische Kriegsanleihe zeigt das Straßburger Münster mit wehender französischer Trikolore, das sich einer Vision gleich über der heiteren elsässischen Ebene erhebt und von drei französischen Soldaten ehrfürchtig betrachtet wird. Der Text verbindet damit die Werte von Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit.

Deutschland war ohne Kriegsziele ins Feld gezogen. Daher entwickelte sich dort eine intensive Kriegszieldiskussion. Einer ihrer Schwerpunkte war Belgien. Am

Beginn des Krieges hatte die Verletzung der belgischen Neutralität gestanden, die England auf den Plan gerufen hatte. Die deutsche Politik hatte die Invasion des kleinen Landes als ein Gebot der Not gerechtfertigt und als eine zeitlich begrenzte militärstrategische Aushilfe dargestellt. Nachdem das Land aber einmal besetzt war und der Krieg sich hinzog, drängten andere, weitergehende Erwägungen in den Vordergrund. Einflussreiche Kräfte aus Heer, Marine und Wirtschaft wollten Belgien in irgendeiner Form über das Kriegsende hinaus unter deutscher Kontrolle halten, sei es durch förmliche Annexion, sei es durch Anschluss an das deutsche Wirtschaftsgebiet oder die Gewährung besonderer Rechte und Befugnisse für das Deutsche Reich. Das Heer wollte die Aufmarschsituation in einem eventuellen künftigen Krieg mit Frankreich verbessern, die Marine Stützpunkte an der flandrischen Küste gewinnen. Ein Anschluss Belgiens an das anglo-französische Bündnis sollte unbedingt verhindert werden. Hinter solchen Planungen stand die Vorstellung,

Die französische Propaganda stellte Elsaß-Lothringen oft als junge Frau dar, die darauf wartet, von einem französischen Soldaten befreit zu werden: „Dein Ruf wird nicht vergebens sein. Bald wirst Du die drei Farben tragen“, also die der französischen Nationalfahne.



dass dieser Krieg eben nicht, wie eine amerikanische Parole später verhieß, ein Krieg sei, der alle Kriege beenden werde, sondern eben nur ein Krieg in einer ganzen Reihe bewaffneter Großkonflikte zwischen europäischen Staaten. Dieser Erwartung folgend präsentiert das deutsche Plakat Belgien denn auch als englischen Aufmarschraum, von dem aus britische Truppen bereits am neunten Mobilmachungs-

tag ins Ruhrgebiet vorrücken könnten, also in das wirtschaftlich-industrielle Herz Deutschlands. Selbst der Kanaltunnel, der erst 1994 eröffnet werden sollte, ist schon als Heerstraße eingezeichnet.

Solche weitreichenden Absichten auf Belgien mussten jede Aussicht zerstören, mit England zu einem Frieden zu gelangen. Umgekehrt fehlte es in Deutschland aber auch nicht an starken Kräften, die



Diese deutsche Propaganda-postkarte stellt Belgien bereits als Teil des Deutschen Reichs dar: Der 1909 verstorbene belgische König Leopold II. sucht sein Land vom Himmel aus vergeblich auf der Landkarte.

dafür plädierten, die Hand von Belgien abzuziehen. Würde die Reichsregierung dies öffentlich erklären, so führte das nach ihrer Meinung zu einer raschen Verständigung mit Großbritannien und dies wiederum zum allgemeinen Frieden. Diese Meinung war aber nicht minder illusorisch, denn die englischen Kriegsziele gingen ihrerseits weit über die Wiederherstellung Belgiens hinaus. ■

Georges-Henri Soutou, Die Kriegsziele des Deutschen Reiches, Frankreichs, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten während des Ersten Weltkrieges: ein Vergleich, in: Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes herausgegeben von Wolfgang Michalka, München/Zürich 1994, S. 28–53.

Paul von Hindenburg (1847–1934), Feldmarschall und Hoffnungsträger



74 Hindenburg und Ludendorff beim Kartenstudium Gemälde von Hugo Vogel (1855–1934)

1915

Öl auf Leinwand

104,5 × 134,5 cm

Inv. Nr. 33-1989

75 Wandteller

um 1916

Porzellan

Ø 26 cm

Inv. Nr. 1228-1991

Das Gemälde zeigt den Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg und Generalleutnant Erich Ludendorff 1915 beim Kartenstudium im ostpreußischen Lötzen. Dort befand sich das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost. Diese Befehlsstelle zur Leitung der militärischen Operationen für den deutschen Teil der Ostfront und zur Verwaltung der besetzten Gebiete war im November 1914 geschaffen worden. Im Oktober 1915 wurde das Hauptquartier nach Kowno (litauisch Kaunas) verlegt. Das repräsentative Gemälde fand schon während des Weltkriegs als Postkarte weite Verbreitung und wurde zu einer der bekanntesten Darstellungen des Feldmarshalls.

Die enge Zusammenarbeit zwischen Hindenburg und Ludendorff hatte im Ersten Weltkrieg größten Einfluss auf die Geschichte des Deutschen Reichs. Sie war dadurch zustande gekommen, dass beide im August 1914 in kritischer Lage an die Spitze der 8. Armee in Ostpreußen gestellt worden waren, Hindenburg als Oberbefehlshaber und Ludendorff als *Chef* seines

Stabes (siehe Nr. 31). Im deutschen Führungssystem war der *Chef* kaum weniger wichtig als der Kommandeur. Dieser traf zwar letztendlich die Entscheidungen und trug nach außen die Verantwortung. Die Vorbereitung dieser Entscheidungen und das Tagesgeschäft lagen jedoch in den Händen seines Stabschefs. Als Chef eines größeren Heereskörpers bezeichnete man damals nicht den Kommandeur und damit die eigentliche hierarchische Spitze, sondern seinen wichtigsten Berater. Vogel hat dieses Verhältnis anschaulich dargestellt: Während Ludendorff, stehend, konzentriert die Karten studiert, lehnt sich Hindenburg gelassen-erwägend in seinem Stuhl zurück. In seinen 1922 erschienenen Kriegserinnerungen beschrieb Ludendorff sein Verhältnis zu Hindenburg ganz in diesem Sinn: „Unser beider strategische und taktische Anschauungen deckten sich vollständig, ein harmonisches und vertrauensvolles Miteinanderarbeiten ergab sich daraus von selbst. Ich trug dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern, kurz und knapp meine Ge-



Öffentlichkeitsarbeit im Krieg: Hindenburg als Generalfeldmarschall am Schreibtisch. Karte und Zirkel stehen für die Planungsarbeit der militärischen Führung. Gute Beleuchtung und Lupe bekräftigen die Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit, mit der Hindenburg am Werk ist. Haltung und Blick strahlen Ruhe und Kraft aus und schaffen Vertrauen.

danken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets [...] mit meinem Denken übereinstimmte und meine Befehlswürfe billigte.“

Während die Kämpfe an der Westfront den weitaus größten Teil des militärischen Potentials Deutschlands banden und verzehrten, blieben die Kämpfe dort doch statisch und glanzlos. An der Ostfront dagegen gelangen seit der Befreiung Ostpreußens spektakuläre Erfolge, die sich auch in Raumgewinn und Gefangenenzahlen ausdrückten, also den klassischen Zeichen des Sieges. Dort befehligte Hindenburg, der zum Hoffnungsträger der Deutschen wurde. Das Licht des siegenden Feldherrn verdunkelte bald das des Kaisers, und es

strahlte umso heller, je schwieriger die Lage des Reichs wurde.

Diese Verehrung schlug sich auch in einer umfangreichen Produktion patriotischer Ziergegenstände mit Hindenburgporträts nieder, oft kombiniert mit weiteren patriotischen Symbolen wie dem Eisernen Kreuz (siehe Nr. 29), Lorbeer und Eichenlaub. Sehr häufig wurden Wandteller so dekoriert. Von Ludendorff gab es dergleichen nicht.

Als General von Falkenhayn, der seit dem September 1914 an der Spitze der *Obersten Heeresleitung* (OHL) stand, im Sommer 1916 mit seinem Latein am Ende war, berief der Kaiser Hindenburg zu seinem Nachfolger. Er war also der dritte General in dieser Position während des Krieges, weshalb man von der 3. OHL spricht. Zusammen mit ihm kam Luden-



dorff in der neu geschaffenen Stellung eines *Ersten Generalquartiermeisters*.

Dass Ludendorff der eigentliche strategische Kopf der neuen, 3. OHL war, erfuhr die breite Öffentlichkeit während des Krieges nicht. Ihre Bewunderung und ihr Vertrauen galten Hindenburg. Der Wirkungskreis der 3. OHL beschränkte sich dabei nicht auf das militärische Gebiet, sondern griff auch weit ins Feld der Politik hinein. Im Bereich der Außen-, Innen-, Wirtschafts- und Sozialpolitik machte sie ihren Willen geltend. Dieser Einfluss stieß aber immer wieder an Grenzen, so dass die Bezeichnung des damaligen Verfassungszustands als „Militärdiktatur“ die tatsächliche Machtverteilung in den letzten beiden Kriegsjahren nicht angemessen beschreibt. Von allen Machtfaktoren im Reich war das

Doppelgespann Hindenburg und Ludendorff allerdings der stärkste.

Der im Frühjahr und Frühsommer 1918 unternommene Versuch, unter Zusammenfassung der letzten Kraftreserven noch eine Kriegsentscheidung zugunsten Deutschlands zu erzwingen, scheiterte. Die nahende militärische Niederlage führte wenige Wochen vor dem Kriegsende zu Ludendorffs Entlassung. Hindenburg blieb auf seinem Posten, was ihm Ludendorff nie verzieh. Die Wege der beiden hatten sich getrennt. ■

Ludendorff in Büroatmosphäre beim Aktenstudium. So hat er den größten Teil des Weltkriegs zugebracht. Er trägt die Offizierslitewka, eine bequeme Jacke, die bei Stäben gern anstelle des strafferen Waffenrocks getragen wurde.



Am 17. Februar 1915 meldeten die Zeitungen, dass in der Winterschlacht in Masuren 50.000 Russen in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten seien. Diese Postkarte zeigt Hindenburg, wie er mit überlegenem Zugriff die Scharen seiner Feinde einsammelt.

Der Blick von der anderen Seite: Diese französische Propagandapostkarte zeigt einen Hindenburg, der seine Soldaten in den Abgrund treibt.



Hindenburgs großväterliche Ausstrahlung machte ihn auch als Objekt kindlicher Verehrung plausibel.



Postkarten mit dem Bild des Kaisers wurden während des Krieges im Heer als „Weihnachtsgabe“ verteilt. Sie konnten den Ansehensverlust Wilhelms II. nicht aufhalten.

1916: Kriegseintritt Rumäniens



76 Fahne des rumänischen 59. Infanterieregiments

1916

Seidenrips, Holz, Messing

80 x 110 cm

Inv. Nr. H 16309

Das Verhalten des Königreichs Rumänien im Ersten Weltkrieg weist große Ähnlichkeit mit dem Italiens auf. Auch Rumänien war mit Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich verbündet (seit 1883), erklärte aber bei Kriegsausbruch seine Neutralität. Die öffentliche Meinung stand auf Seiten der Entente. Das lag an den kulturellen Sympathien des romanischen Landes für Frankreich, aber auch an der repressiven Nationalitätenpolitik in der ungarischen Reichshälfte der Donaumonarchie, unter der die in Siebenbürgen lebenden ungarischen Staatsbürger rumänischer Nationalität zu leiden hatten. Der Erwerb Siebenbürgens bildete insofern ein natürliches Kriegsziel für Rumänien. Da sich der Krieg 1915 für die Mittelmächte günstig zu entwickeln schien, verharrte Rumänien in der Neutralität. Das änderte sich im Sommer 1916. Deutschland hatte seine Verdunoffensive einstellen müssen und sah sich an der Somme einem mit überwältigender Überlegenheit unternommenen Großangriff Englands und Frankreichs ausgesetzt. Italien war es in der 6. Isonzoschlacht endlich gelungen, den lange umkämpften, symbolträchtigen österreichischen Brückenkopf von Görz und diese Stadt selbst zu erobern. Vor allem aber brannte die Ostfront lichterloh: Die von General Brussilow geleitete und nach ihm benannte Offensive der russischen Südwestfront zerriss die Abwehr der Österreicher auf breiter Front.

Somit schien im August 1916 der militärische Zusammenbruch der Mittelmächte unmittelbar bevorzustehen. Mit seiner

500.000 Mann starken Armee glaubte Rumänien, es komme nur noch darauf an, den Gnadenstoß zu führen. Am 27. August 1916 erklärte das Königreich an Österreich-Ungarn den Krieg. Seine Armee marschierte in Siebenbürgen ein. Ihre Erfolge in Siebenbürgen waren nicht von Dauer. Unterstützt von bulgarischen und türkischen Truppen, gelang es Deutschland und Österreich-Ungarn, die rumänische Offensive aufzuhalten und in einem aus zwei Richtungen geführten Gegenangriff ihrerseits in Rumänien einzudringen. Bis zum Januar 1917 wurde der größte Teil Rumäniens besetzt und seine Armee weitgehend zerschlagen. Um die Front in Rumänien zu stabilisieren, mussten die Russen ihre eigene Offensive aufgeben und starke Kräfte in den Süden verschieben.



Mit der als Adler ausgebildeten Fahnenpitze stellte sich Rumänien in die Tradition des Römischen Reichs.



oben: Der gefangene rumänische Regimentsstab:
2 Stabsapotheker
3 Regimentsgeistlicher
4 Oberst mit Schuss durch die Hand
6 französischer Offizier (Militärberater)

An den Kämpfen in Rumänien war ein großes bayerisches Truppenkontingent beteiligt, darunter die 11. bayerische Infanteriedivision. Zu ihr gehörte das 22. Infanterie-Regiment (Friedensstandort Zweibrücken, Pfalz). Am 25. Oktober 1916 stießen Teile des Regiments auf die Spitze des rumänischen 59. Infanterie-Regiments. Sie nahmen den Regimentsstab unter Feuer. Drei rumänische Offiziere fielen dabei, drei weitere wurden verwundet. Die Überlebenden ergaben sich, darunter der durch einen Handschuss verwundete Regimentskommandeur. Ein bayerischer Soldat (Landwehrmann Albert Scherer) entdeckte dabei die Fahne, die offenbar aus einem umgestürzten Packwagen herausgefallen war. Der rumänische Oberst bestätigte, dass dies die Fahne seines Regiments sei. Zum Abschied durfte er sie noch einmal küssen, unter Tränen, wie der Bericht des bayerischen Offiziers mitteilt, der das Gefecht leitete.

Die Fahne in den rumänischen Nationalfarben zeigt in der Mitte das rumänische Königswappen mit der lateinischen Devise NIHIL SINE DEO („Nichts ohne Gott“). In den Ecken ist in einem Lorbeerkranz das Monogramm des rumänischen Königs Carol I. (1839–1914) aufgemalt. Karl stammte aus der süddeutschen Nebenlinie der Hohenzollern. 1866 wurde er als Fürst von Rumänien eingesetzt und 1881, nachdem Rumänien seine Unabhängigkeit vom Osmanischen Reich erlangt hatte, zum König proklamiert.

Der Messingring der Fahnenstange trägt die Aufschrift „Regt. 59. Infanterie“. Die Fahnen Spitze aus vergoldeter Bronze erinnert an die Adler der römischen Legionen: Das Königreich Rumänien, das flächenmäßig ungefähr mit der römischen Provinz Dakien übereinstimmte, sah sich in der Tradition des antiken Rom. ■



oben: Nach dem Kriegseintritt Rumäniens setzten russische Soldaten den Deutschen ein Spottschild vor ihren Schützengraben: „DEUTSCHLAND UNTER ALLES“.



links: Rast von Soldaten des 22. bayerischen Infanterie-Regiments in Rumänien, Oktober 1916. Mit über 5.100 Toten und Vermissten hatte diese Einheit eine der höchsten Verlustraten aller bayerischen Regimenter.

Hans Mayer, Das K.B. 22. Infanterie-Regiment Fürst Wilhelm von Hohenzollern, München 1923.

Klietmann, Zur Geschichte der Fahnen-Trophäen des Weltkrieges 1914–18. 2. Die Fahne des rumänischen Infanterie-Regiments, in: Feldgrau 15 (1967), S. 90–93.

Die Frage des Friedens

77 Extrablatt der Münchner Neuesten Nachrichten

1916

Papier

31,5 × 43 cm

Inv. Nr. 754-1990



Im Dezember 1916 machten die Mittelmächte, also die von Deutschland geführte Koalition, ein pauschal formuliertes Angebot, in Friedensverhandlungen einzutreten. Es war mit keinerlei Bedingungen belastet, warb aber auch nicht mit Konzessionen, sondern schlug lediglich vor, Gespräche aufzunehmen. Dass auf diesem Weg der Frieden zu erreichen sei, hat man in Berlin wohl nicht ernsthaft geglaubt. Immerhin konnte ein solcher Schritt dazu beitragen, die deutsche Politik international in freundlicherem Licht erscheinen zu lassen, nicht zuletzt im Hinblick auf die geplante Aufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges (siehe Nr. 89). In keiner Hauptstadt des gegnerischen Bündnisses erwog man, auf das Friedensangebot einzugehen. Nicht einmal die deutschen Bedingungen wollte man erfragen. Die offizielle Antwortnote vom 30. Dezember wies das deutsche Angebot kategorisch zurück und verband diese Ablehnung mit scharfen Angriffen auf die Mittelmächte.

Die allgemeine Erwartung, dass der 1914 ausgebrochene Krieg in wenigen Monaten beendet sein werde, hatte getäuscht. Im Rückblick hätte es nun nahegelegen, dem Kriegszustand auf dem Verhandlungsweg ein Ende zu machen, um den bereits angerichteten furchtbaren Schaden zu begrenzen. Dazu ist es nicht gekommen. Die Ursachen dafür sind vielfältig und teilweise paradox. So stärkten die enormen Verlustzahlen nicht etwa die Kompromissbereitschaft, sondern die Entschlossenheit, den Krieg bis zum Sieg fortzusetzen. Nur der Sieg konnte die bereits erbrachten

Opfer an Gut und Blut rechtfertigen. Schien die eigene militärische Lage gerade günstig, so stachelte das den Kampfwillen an, denn nun glaubte man dem Sieg ein Stück näher gerückt; schien sie ungünstig, lag darin auch kein Anreiz zur Einleitung von Friedensverhandlungen, bei denen man sich dann in der Position des Schwächeren befunden hätte. So interpretierten die Alliierten ihre Lage, als das deutsche Angebot erfolgte, denn ihr Generalangriff auf die Mittelmächte vom Sommer 1916 hatte nicht zu deren Zusammenbruch geführt, sondern letztlich deren Widerstandsfähigkeit erwiesen. Das hatte aber nichts an dem für Deutschland und seine Verbündeten ungünstigen Kräfteverhältnis geändert. Dies und der erhoffte Kriegseintritt der USA wirkten als starker Ansporn, den Krieg fortzusetzen.

Schon der Vorschlag, verhandeln zu wollen, barg in der Atmosphäre dieses Krieges ein Risiko in sich. Die Gegenseite konnte einen solchen Schritt als Eingeständnis der Schwäche auslegen und zum Anlass nehmen, die eigenen Forderungen höher zu schrauben. Wenn das deutsche Friedensangebot im Rückblick also als zu selbstbewusst formuliert erscheint, hatte dies seinen Grund eben darin, dass der Eindruck vermieden werden musste, es sei aus Furcht vor der Niederlage erfolgt.

Die Schrecken des Krieges führten nicht zur Mäßigung der Kriegsziele, sondern vielfach zu ihrer Ausweitung. Alle Seiten wollten mit ihrem Sieg Veränderungen durchsetzen, die dem Unterle-

genen eine Revanche entweder auf erdenkliche Zeit unmöglich machen oder doch dafür sorgen würden, dass ein künftiger Waffengang unter günstigeren Voraussetzungen stattfinden würde. Auf deutscher Seite war es die Erfahrung der Blockade, die weitgehende Wünsche nach Verbesserungen der eigenen geostrategischen Lage auslöste. Dabei schloss man, die eigene Schwäche ignorierend, aus dem Wünschbaren auf das Notwendige und von diesem wieder auf das Mögliche. Die 3. OHL unter Hindenburg und Ludendorff und mit ihr einflussreiche Kräfte in Politik und Wirtschaft vertraten Kriegsziele, die zum militärisch Durchsetzbaren in keinem rationalen Verhältnis mehr standen. Eine verständigungsbereite deutsche Zivilregierung hätte dieses Hindernis nehmen müssen und hätte dennoch anschließend vor einem nicht geringeren gestanden: dem unbedingten Siegeswillen der Gegenseite.

Zum Status quo des Jahres 1914 wollte niemand zurück. Die Deutschen hätten sich dann in der bedrohten und umstellten Lage wiedergefunden, aus der sie hatten ausbrechen wollen, und für die Alliierten hätte das den Nachweis bedeutet, dass selbst die denkbar stärkste Koalition nicht in der Lage gewesen wäre, das Deutsche Reich niederzuringen, was dessen Hegemonie auf dem europäischen Kontinent zur Folge gehabt hätte.

Eines der größten Friedenshindernisse waren die starren Bündnisstrukturen, die ja schon für den Ausbruch des Krieges eine wichtige Rolle gespielt hatten. Die Wahrung des Bündniszusammenhangs war für jede erfolgreiche Kriegführung eine unbedingte Voraussetzung. Nichts war gefährlicher als das Ausscheren eines Partners durch einen Separatfrieden mit der Gegenseite. England, Frankreich und Russland hatten sich deshalb schon im

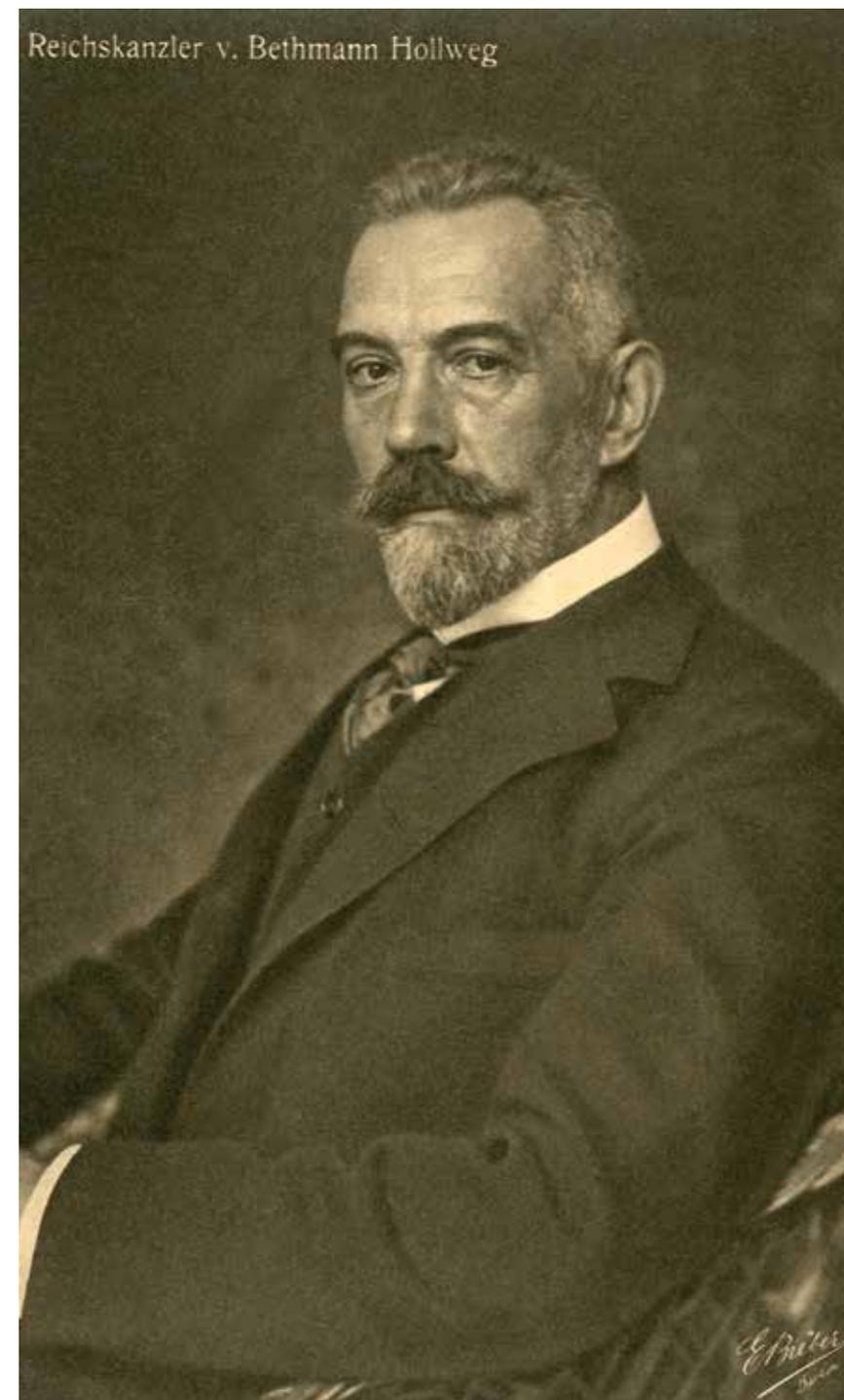
September 1914 im Londoner Vertrag verbindlich zugesichert, keinen Sonderfrieden abzuschließen. Italien und Japan traten diesem Pakt 1915 bei. Das verpflichtete alle Beteiligten auf die Kriegsziele, die einer von ihnen für unverzichtbar erklärte. Nur durch weitreichende Zusagen auf Kosten Österreich-Ungarns, die für Wien unter keinen Umständen kompromissfähig waren, gelang es 1915, Italien in den Krieg zu ziehen. Wenn für Frankreich die Rückgewinnung Elsaß-Lothringens ebensowenig verhandelbar war wie für Deutschland dessen Abtretung, musste schon an dieser Frage jeder Kompromissversuch scheitern.

Kriegsverlängernd wirkte schließlich die Kriegsfinanzierung auf Pump, denn mit den Schulden verbunden war die Absicht, ihre Rückzahlung später dem Feind aufzuerlegen, und das setzte natürlich dessen militärische Niederlage voraus.

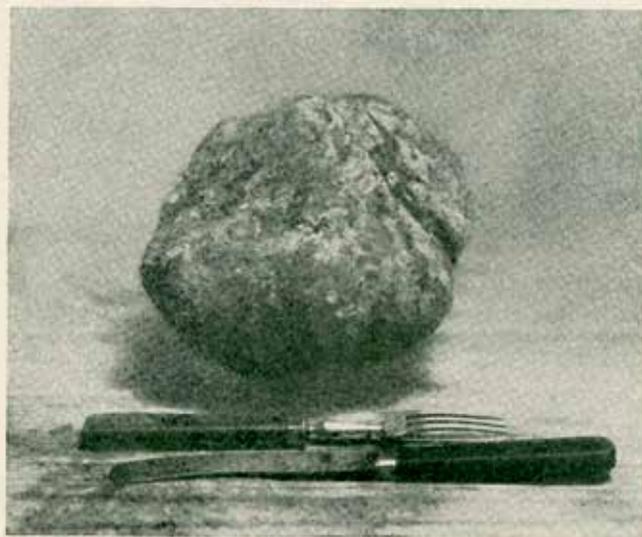
Noch im 21. Jahrhundert fällt es schwer, eine Situation im Ersten Weltkrieg zu benennen, in der ein Kompromissfrieden möglich gewesen wäre. Wenn überhaupt, so hätte er daraus entstehen können, dass beide Seiten die Hoffnung verloren hätten, ihren Gegner militärisch niederwerfen zu können. Eine solche Lage hätte sich möglicherweise nach dem Ausscheiden Russlands aus dem Krieg ergeben. Der Kriegseintritt der USA verschob das Kräfteverhältnis aber so dramatisch, dass für die Entente jeder Zwang entfiel, sich in ihren Zielen zu mäßigen. ■

Erwin Hölzle, Die Selbstentmachtung Europas. Das Experiment des Friedens vor und im Ersten Weltkrieg, Göttingen/Frankfurt a. M./Zürich 1975.

Peter Graf Kielmannsegg, Deutschland und der Erste Weltkrieg, 2. Aufl., Stuttgart 1980



Theobald von Bethmann-Hollweg (1856–1921) war von 1909 bis 1917 Kanzler des Deutschen Reiches. Auf ihn ging das Friedensangebot der Mittelmächte zurück.



Kohlrübenfraß als Delikatesse für das „gewöhnliche“ Volk.

Ernst Friedrich (1894–1967) gründete 1925 in Berlin ein „Anti-Kriegsmuseum“. In seinem Werk *Krieg dem Kriege* interpretierte er den „Kohlrübenfraß“ für das gewöhnliche Volk als Folge der kapitalistischen Gesellschaftsordnung.

10 Millionen, und das bei halbiertem Schlachtgewicht. Bis zum Sommer 1916 waren alle wichtigen Lebensmittel rationiert. Die Wochensätze betragen pro Kopf: 3,5 kg Kartoffeln, 160–220 g Mehl (zum Teil als Brot), 250 g Fleisch (maximal), 75 g Fett, 0,7 l Milch, 200 g Zucker, 270 g zuckerhaltiger Brotaufstrich (Marmelade, Kunsthonig), 1 Ei, 120 g Fisch. Butter war praktisch nicht mehr erhältlich.

Auch die Qualität vieler Lebensmittel hatte sich verschlechtert. Brot wurde mit stärker ausgemahlenem Getreide und

Zusatz von Kartoffelmehl gebacken. *K-Brot* (= Kriegs- oder Kartoffelbrot) nannte man dieses Produkt. Milch wurde vielfach mit Wasser gestreckt, der Fettanteil von Fleisch hatte sich vermindert. Während aufgeklärte Konsumenten moderner Wohlstandsgesellschaften fettarme Lebensmittel bevorzugen, litten die Menschen in Deutschland im Ersten Weltkrieg unter einem dramatischen Fettmangel, ernährungswirtschaftlich als *Fettlücke* bezeichnet.

Seit 1916 herrschte in Deutschland eine regelrechte Hungersnot. Im Frühjahr



Diese Karikatur wendet das Ernährungsthema ins Humoristische. Dafür bestand wenig Anlass. „Durchhalten“ war eine ebenso verbreitete wie bittere Parole.

kam es zu ersten Demonstrationen gegen Hunger und Krieg. Streiks folgten. Der Sommer dieses Jahres war verregnet. Entsprechend schlecht fiel die Ernte an Kartoffeln aus. Kohlrüben mussten sie im Winter 1916/17 ersetzen. Er ging als *Steckrübenwinter* (bayerisch: *Dotschenwinter*) in die deutsche Geschichte ein. Damals fiel die Entscheidung für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg.

Die Ernährungsfrage führte zu heftigen innenpolitischen Auseinandersetzungen. Die Linke, Vertreterin vor allem städtischer

Wählerinteressen, forderte Preisbeschränkungen und staatlichen Zwang, während die Landwirte sich für hohe Preise und einen freien Markt einsetzten, weil sich nur so eine Steigerung der Erzeugung erreichen lasse. Einer zentralen Planwirtschaft widersetzten sich die Länder. Der mehr und mehr sich ausbreitende Berliner Dirigismus verstärkte im noch weitgehend agrarisch geprägten Bayern die Aversionen gegen Preußen. Stadtbewohner klagten die Hartherzigkeit der Bauern an, die ihrerseits unter schwierigsten Bedin-



Was? Uns will England aushungern? Hch nee!

Diese beliebten Herren in Landsturmuniform sollten einen vorzüglichen Ernährungszustand des deutschen Heeres suggerieren. Tatsächlich war die Verpflegung der Armee knapp und monoton, wenn auch noch ausreichend. Immerhin waren die Soldaten besser ernährt als die Zivilbevölkerung.

Gerd Hardach, Der Erste Weltkrieg, München 1973 = Wolfram Fischer (Hg.), Geschichte der Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert Band 2.

Emil Julius Gumbel, Das Stahlbad des Krieges, Berlin o. J.

Konrad Lau, Die Heeresverpflegung, in: Max Schwarte (Hg.), Der Weltkrieg um Ehre und Recht Band 7, Die Organisation der Kriegführung, 2. Teil, Die Organisation für die Versorgung des Heeres, Leipzig o. J., S. 1–97.

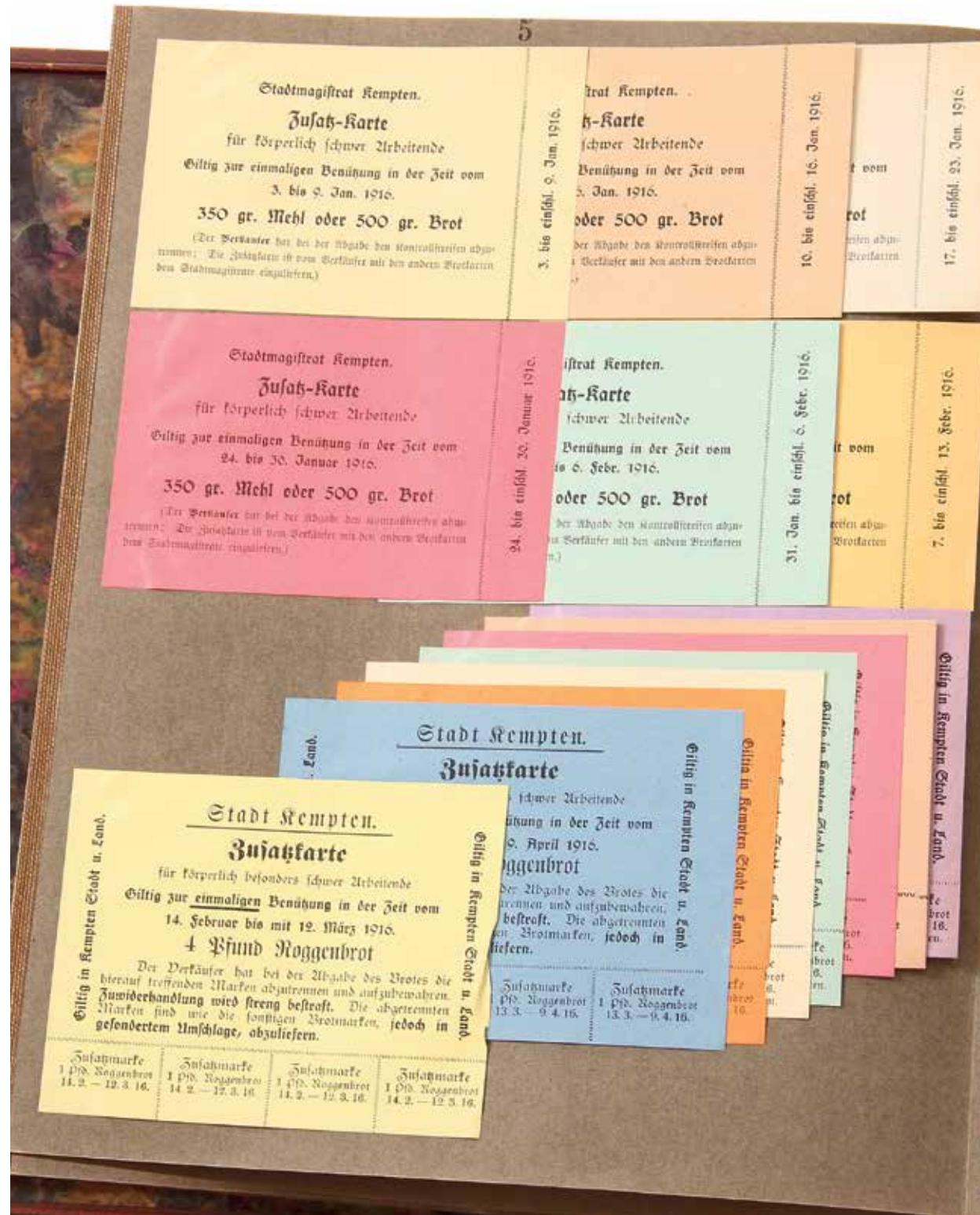
Arnulf Huegel, Kriegsernährungswirtschaft Deutschlands während des Ersten und Zweiten Weltkrieges im Vergleich, Konstanz 2003.

gungen arbeiten und produzieren mussten und im Unterschied zur glänzend verdienenden Rüstungsindustrie in der Preisgestaltung beschränkt waren.

Indessen konnte keine Wirtschaftsphilosophie, kein Erfassungs- und Verteilungssystem an dem objektiv vorhandenen Mangel etwas ändern. Der Schleichhandel blühte auf und wurde zu einem regelrechten Bestandteil des Systems. Selbst Militärbehörden wie die stellvertretenden Generalkommandos, denen im Krieg die vollziehende Gewalt im Heimatgebiet übertragen war, gingen dazu über, den Schwarzhandel teilweise zu dulden, weil er eben einen unverzichtbaren Beitrag zur Ernährung leistete. Geschätzt 30 bis 50 Prozent der verfügbaren Lebensmittel fanden auf diesem Weg ihre Käufer. Wohlhabende litten keine Not. Sie konnten die horrenden Preise bezahlen, die auf dem schwarzen Markt verlangt wurden. Unter solchen Verhältnissen galt Korpulenz nicht als gesundheitliches oder ästhetisches Problem, sondern als Provokation der Unterernährten.

Die offiziellen Zuteilungen reichten nicht zum Überleben. Im Sommer 1917 gelangten auf Karten 1.000 Kalorien pro Tag zur Verteilung. Das entsprach dem Bedarf eines zweijährigen Kindes. Von 1913 bis 1918 verdoppelte sich die Zahl der Tuberkulosefälle. Die Sterblichkeit der über 70-Jährigen stieg um 90 Prozent, die der 5- bis 15-Jährigen erhöhte sich von 1915 bis 1917 um 50 Prozent. Die Hungerblockade forderte in Deutschland mehr als 700.000 Todesopfer. ■

rechts: Lebensmittelmarken bestimmten seit 1915 in zunehmendem Maß den Alltag der deutschen Bevölkerung.



Luftangriff auf München



79 Französische Fliegerbombe

1916

Stahl

63 × 12 cm

Inv. Nr. C 3067

80 Extrablatt der Münchener Zeitung

1916

Papier

41,5 × 31,5 cm

Inv. Nr. 752-1990

Kriegs-Nachricht der Münchener Zeitung.

Freitag 17. November 1916, nachm. 4.30 Uhr.

Ein feindlicher Flieger über München.

München, 17. Nov. Das kgl. Bayer. Kriegsministerium teilt mit: Heute mittag gegen 1 Uhr erschien über München ein feindlicher Flieger, der insgesamt sieben Bomben abwarf, die jedoch nur geringen Materialschaden anrichteten. Menschenleben sind nicht zu beklagen. Der Flieger flog in westlicher Richtung ab.

„Ein feindlicher
Flieger über
München“.

Ein erstes, noch recht primitives Abwurfmittel für Flugzeuge im Luftkrieg waren Fliegerpfeile. Das waren zugespitzte Stahlbolzen, die durch die Fallbeschleunigung eine Geschwindigkeit erreichten, die sie menschliches und tierisches Gewebe durchschlagen ließ. Sie erwiesen sich als wenig effektiv und verschwanden bald wieder.

Frühe Bomben waren primitive, kugel-förmige Gebilde, die schon bald durch schlanke und für Seitenwind weniger empfindliche Formen ersetzt wurden. Zielvorrichtungen wurden in Deutschland erst 1916 eingeführt. Bis dahin erfolgte der Abwurf nach Erfahrung und Schätzung, dies allerdings oft aus sehr geringer Höhe. Hauptziel der Bombenangriffe waren Infanterie- und Artilleriestellungen sowie Ruheräume und logistische Einrichtungen der Truppen im rückwärtigen Frontgebiet. Ortschaften und Bahnhöfe wurden regelmäßig mit Bomben belegt. In zunehmendem Maß geschah das nachts, weil die Dunkelheit die Abwehr behinderte.



Robert de Beauchamp
(1887–1916), gemalt im
Oktober 1916.

Es gab aber schon Anfänge eines strategischen Luftkrieges, der weit ins feindliche Gebiet ausgriff. Zu Beginn des Krieges war dazu nur Deutschland mit seinen Luftschiffen in der Lage. Allerdings war deren Traglast gering, und der hohe Aufwand, der für die Zeppeline getrieben werden musste, lohnte nur bei hochwertigen Zielen. Das waren etwa die Londoner Docks oder die Häfen der britischen Armee an der Kanalküste. Es lag und liegt in der Natur von Luftangriffen, dass sie nicht nur ihre eigentlichen Ziele treffen, sondern diese verfehlen und in Wohngebiete einschlagen, was man heute „Kollateralschäden“ nennt.

Diese Offiziere lassen sich mit den damals modernen Pu.W. [= Prüfanstalt und Werft der Fliegertruppe]-Bomben fotografieren. Es gab sie in Größen von 12,5 kg bis 1.000 kg. Die Bomben sind vor einem G-Flugzeug des Bogohl III [= Bombengeschwader der Obersten Heeresleitung III] aufgebaut; 1917/18.



Solche Aufnahmen kennt man aus dem Zweiten Weltkrieg zur Genüge. Hier sind es sieben Bomben, die ein französisches Flugzeug 1917 über Lothringen abwirft.



Das galt vor allem für Nachtangriffe. Die sogenannten Verantwortlichen nahmen und nehmen das in Kauf.

Luftschiffe waren ebenso empfindlich wie groß. Mit Brandgeschossen waren die mit Wasserstoffgas gefüllten Riesen leicht zu zerstören. Für Witterungseinflüsse waren sie anfällig. Auf ihren Einsatzhäfen musste man sie in riesigen Hallen bergen, die ihrerseits gute Ziele für Luftangriffe abgaben. Als die deutsche Zeppelinoffensive 1916 verebbte, standen als Ersatz schon mehrmotorige Flugzeuge mit beträchtlicher Reichweite und Tragfähigkeit zur Verfügung.

Auch Deutschland war in zunehmendem Maß das Ziel von Luftangriffen. 1915 waren es erst 42, im letzten Kriegsjahr aber schon 279, davon 153 bei Nacht. Das war fast einer pro Tag, und das mit zunehmender Wirksamkeit des einzelnen Angriffs. Am Fronleichnamstag 1916 tötete ein französischer Angriff auf Karlsruhe 120 Menschen und verletzte 146. Für die Verhältnisse des Ersten Weltkriegs war das sehr viel.



Diese bayerischen Soldaten präsentieren Abwurfmunition der ersten Kriegsjahre: bauchige Bomben verschiedener Größe und die kleinen, handgranatengroßen Fliegermäuse.

Städte, die weit von den feindlichen Flugplätzen entfernt lagen, waren sicherer. Trotzdem schaffte es ein französisches Flugzeug, gesteuert von Capitaine Robert de Beauchamps, am 17. November 1916 bis nach München. Er war in Belfort aufgestiegen, warf sieben kleine Bomben auf die bayerische Hauptstadt und flog dann über die Alpen nach Venedig davon. Den Weg nach Westen, von dem die Zeitung berichtete, hatte Beauchamps wohl nur eingeschlagen, um die Deutschen über sein wirkliches Ziel zu täuschen. Seine Bomben hatten nur Sachschaden angerichtet. Eine fiel, ohne zu explodieren, in einen Brunnen am Sendlingertorplatz und kann noch heute im Bayerischen Armeemuseum gezeigt werden. Die Aktion wurde als Vergeltung für einen deutschen Angriff auf Amiens ausgegeben.

Nikolaus von Endres, der damals eine bayerische Division an der Westfront befehligte, notierte in sein Tagebuch: „eine schöne Leistung, braucht aber nicht wiederholt zu werden.“ Da seine Familie in München lebte, beunruhigte ihn die Nach-

richt: „Der Schrecken fährt mir ordentlich in die Glieder! Selbst will ich mich jeder Gefahr aussetzen, aber die Meinen will ich in Sicherheit wissen.“ Der Angriff prägte sich damals ein. Als Rudolf Stark (siehe Nr. 81 und 82) im August 1918 auf Heimaturlaub nach Starnberg fuhr, fiel ihm am Münchner Bahnhof die nächtliche Dunkelheit auf: „Die Lichter sind abgeblendet, damit kein Licht nach außen dringt. Ach, München hat auch ein Kriegskleid anziehen müssen! Weil ein französischer Flieger mal eine Kateridee hatte und ein paar Bomben abwarf!“

Beauchamp, ein Berufsoffizier, war schon 1912 von der Kavallerie zur Fliegerei gewechselt. 1914 führte er bereits eine Fliegerstaffel. Er spezialisierte sich auf Langstreckenflüge. Im Juni 1916 gelang ihm ein Angriff auf die Kruppwerke in Essen. Wenige Wochen nach dem Angriff auf München wurde er im Luftkampf über Verdun tödlich verwundet. ■

Rudolf Stark (1897–1982), malender Jagdflieger



81 Luftkampf Gemälde von Rudolf Stark

1918

Öl auf Leinwand

53,5 × 76 cm

Inv. Nr. 323-1968

82 Steuerknüppel von Rudolf Starks Fokker D VII

1918

Stahl, Holz

22,5 × 17 × 18 cm

Inv. Nr. 308-1997

Das Gemälde zeigt einen deutschen Jagdflieger, der über das rechte seiner beiden Maschinengewehre vom Typ Sopwith zielt. Er zielt dabei vor die anvisierte Maschine, die in seine Geschossgarbe hineinfliegen soll.

Die Aufgabe, ein Maschinengewehr vor dem Piloten einzubauen, mit dem er durch den Propellerkreis zielen und schießen konnte, lösten die Franzosen als Erste: Sie panzerten die Rückseiten der Propellerblätter mit einer keilförmigen Abweiserschiene aus Stahlblech, die auftreffende Geschosse ablenkte. Das funktionierte, weil die französischen Geschosse aus massivem Kupfer bestanden, also einem relativ weichen Material. Alle anderen Länder, darunter auch Deutschland, verwendeten jedoch Stahlmantelgeschosse, denen ein solcher Schutz nicht dauerhaft standhielt. In Deutschland entwickelten die Fokkerwerke ein Verfahren, das es erlaubte, durch den Propellerkreis zu schießen. Die Schussfolge des Maschinengewehrs wurde dabei nicht seinem eigenen Schnellfeuermechanismus überlassen,

sondern vom Motor gesteuert, dessen Betriebsstellung sich zu der Stellung der Luftschraube stets in einem festen Verhältnis befand. Dadurch, dass bei diesem System keine Geschosse als Abpraller verloren gingen, wurde die mitgeführte Munition auch besser verwertet. Die ersten Maschinen mit synchronisiertem Maschinengewehr kamen 1915 an die Front. Die Produktion von Maschinengewehren wurde stetig ausgeweitet, so dass schließlich deren zwei eingebaut werden konnten. Das ergab dichtere Feuerгарben, was wichtig war, denn im Luftkampf der wendigen Flugzeuge bot sich das Ziel allenfalls wenige Sekunden.

Bemerkenswert an diesem Gemälde ist die Person des Malers. Rudolf Stark war nämlich selbst Jagdflieger. Geboren als Sohn eines Hauptmanns im 15. bayerischen Infanterie-Regiment in Neuburg, hatte er in Starnberg seine Kindheit verbracht und war später ins Kadettenkorps aufgenommen worden, ein Militärinternat. Bei Kriegsausbruch trat er im Alter von 17 Jahren als Fahnenjunker ins 2. Ulanenregiment ein. Im Oktober 1915



Rudolf Stark als stellvertretender Führer der Jagdstaffel 77 vor einer Pfalz D III.

wurde der 18-jährige zum Leutnant befördert. Dem Kavallerieregiment gehörte er 31 Monate an. Den größten Teil dieser Zeit stand er an der Ostfront. Er meldete sich dann zur Fliegertruppe und erhielt eine Ausbildung als Pilot. Im September 1917 kam er zu einer – natürlich bayerischen – Artilleriefieger-Abteilung im Westen. Seine Vorgesetzten schätzten ihn als „schneidig und flugfreudig“ und hoben seine besondere zeichnerische Begabung hervor. Stark sei, so meinten sie, „bei noch mehr gefestigter Dienst-auffassung zum Führer einer Jagdstaffel geeignet“. Anders ausgedrückt: Stark war wie viele seiner Generation ein begeisterter Flieger, hatte aber wenig Interesse an Dienstaufsicht und den Verwaltungsfragen, denen der Führer einer militärischen Einheit eben viel Zeit widmen musste. Im Januar 1918 wurde er zu einer Jagdfliegerstaffel versetzt und ab Mai als Führer einer solchen Einheit verwendet. Ihm gelangen bis zum Kriegsende elf Abschüsse, darunter drei einer Sopwith, wie er sie auf seinem Gemälde darstellt. Dafür wäre er 1916 noch mit dem Orden *Pour-le-Mérite* ausgezeichnet worden. 1918 reichte es noch für das Eiserne Kreuz erster Klasse, das ihm nach seinem fünften Abschuss verliehen wurde. Auch das zeigt, wie sehr viel härter der Krieg in seiner letzten Phase geworden war.

Stark hat seine Erlebnisse als Jagdflieger nicht nur gemalt, er hat sie auch in tagebuchartiger Form veröffentlicht. In dem 1932 erschienenen Band ist auch das hier gezeigte Gemälde abgebildet. Unter dem Datum vom 24. März 1918 beschreibt Stark den Abschuss einer Sopwith Camel in einer Weise, die zu dem Bild passt: „Ich sehe, wie ein Sopwith den Albatros vor mir angreift und schieße ihn von der Seite an. Er läßt ab und sucht durch Kurven zu entkommen. Die Kurven werden immer

enger. Mein Kreiskorn verfolgt den Rumpf, und es scheint, als ob das Ende meines Maschinengewehrs mit dem Gegner fest verbunden wäre. Meine Leuchtspur tanzt am Rumpfe entlang, aber immer wieder rückt der Gegner aus der Visierlinie.“

Jetzt endlich einige Schuß im Ziel – Treffer – Benzin spritzt in starkem Strahl aus der Maschine und hängt als lange Dunstfahne am Schwanz nach. Der Engländer ist getroffen und trudelt nach unten.“

Stark hatte dabei genau den Steuerknüppel in der Hand, der hier gezeigt wird: Nach dem Waffenstillstand wollte er die kostbaren Fokker-D-VII-Jagdflugzeuge seiner Staffel zurück nach Bayern fliegen. Das war ein Abenteuer, denn die Maschinen waren für so lange Überlandflüge nicht gedacht. Insbesondere mussten sie unterwegs wiederholt aufgetankt werden. Stark und die Seinen kamen bis nach Trier. Auf dem dortigen Flugplatz hatte bereits der Soldatenrat die Macht übernommen, und der weigerte sich, den bayerischen Offizieren Benzin abzugeben. Also mussten die Flugzeuge stehen bleiben, die Reise mit der Bahn fortgesetzt werden. Stark nahm den Steuerknüppel seines Flugzeugs und ein Stück der Leinwandbespannung als Souvenir mit. Beide Objekte konnte das Armeemuseum 1997 aus seinem Nachlass erwerben. ■

Rudolf Stark, Die Jagdstaffel unsere Heimat. Ein Flieger-Tagebuch aus dem letzten Kriegsjahr, Leipzig 1932.

Bruno J. Schmähling, Asse aus dem Weltkrieg I. Rudolf Stark/Jasta 35 b, in: Modell-Fan Heft 7/1978, S. 35 f.



Rudolf Stark vor seiner Fokker D VII. In den letzten Kriegsmontaten flog Stark eine Maschine dieses Typs. Ihr hat er bei Kriegsende den hier abgebildeten Steuerknüppel entnommen.

Flugzeugtypen



83 Modell des deutschen Jagdflugzeugs Albatros DV

1997	1917
Werkstätten des Bayerischen Armeemuseums	Flugzeugwerke Berlin-Johannisthal
Holz, Messing, Kunststoff, Leder	160 PS, Höchstgeschwindigkeit: 187 km/h
38 x 90 x 112 cm, Maßstab 1:8	Dienstgipfelhöhe: 6.500 m
Inv. Nr. 416-1997	

Die Albatros DV kam im Sommer 1917 an die Front. Von den Typen DV und DVa wurden ca. 2.400 Exemplare gebaut. Im Frühjahr 1918 waren die Maschinen bereits technisch veraltet und hatten nur noch geringen Kampfwert.

Das Modell zeigt die Maschine des bayerischen Hauptmanns Adolf Ritter von Tutschek (* 16. Mai 1891 in Ingolstadt) als Führer der Jagdstaffel 12 im Jahr 1918. Tutschek war ursprünglich Infanterieoffizier. Als Kompanieführer erwarb er sich im Jahr 1915 an der Ostfront den *Militär-Max-Josephs-Orden*, also die höchste bayerische Tapferkeitsauszeichnung für Offiziere. Mit ihr war der persönliche Adel verbunden. Aufgrund einer Knieverletzung war Tutschek für den Infanteriedienst nicht mehr tauglich und meldete sich zur Fliegerei. Mit 27 Abschüssen war er einer der erfolgreichsten deutschen Jagdflieger und wurde mit dem preußischen Orden *Pour-le-Mérite* ausgezeichnet. Tutschek fiel als Geschwaderkommandeur am 15. März 1918 im Luftkampf in Frankreich.

Die deutschen Luftstreitkräfte verwendeten im Ersten Weltkrieg mehrere Flugzeugkategorien, die mit Buchstaben bezeichnet wurden. Die bei Kriegsbeginn verwendeten Maschinen, die sogenannten *Tauben*, waren zweisitzige Eindecker. Sie bildeten die Klasse der A-Flugzeuge. Noch 1914 folgten ihnen B-Flugzeuge. Das waren zweisitzige Doppeldecker. Beide Typen waren unbewaffnet. Ihre Flugleistungen, insbesondere Geschwindigkeit und Flughöhe, genügten nicht den rasch wachsenden Erfordernissen

des Krieges. Sie wurden durch den C-Typ ersetzt, der stärker motorisiert war und für den hinten sitzenden Beobachter ein rückwärts feuernes, beweglich eingebautes Maschinengewehr besaß. Später erhielten sie noch ein nach vorne schießendes MG. Ihrer Bewaffnung wegen nannte man diese Maschinen, die zunächst als Einheitstyp gedacht waren, *Kampfflugzeuge*. Sie waren die Arbeitspferde der deutschen Kriegsfliegerei, aus denen sich eine ganze Reihe von Spezialflugzeugen entwickelte: leichte Bomber, Artillerieflieger zur Leitung des Geschützfeuers, Aufklärer, insbesondere auch Höhenaufklärer, sowie kleine, flinke Schlachtflugzeuge, die in die Bodenkämpfe eingreifen sollten. Letztere wurden als CL-Typen gebaut, also als leichte C-Flugzeuge. Ein weiterer Spross der C-Familie waren gepanzerte Tiefflieger, die I = Infanterieflugzeuge.

Traglast und Reichweite dieser einmotorigen Maschinen waren begrenzt. Um eine Bombenlast von 500 kg und mehr über größere Entfernungen transportieren zu können, entstanden zweimotorige G = Großflugzeuge, die noch übertroffen wurden von den R = Riesenflugzeugen mit bis zu sechs Motoren.

Die Luft entwickelte sich, ähnlich wie das Gelände am Boden, zu einem Raum, den es zu beherrschen galt. Zu diesem Zweck entstanden einsitzige Jagdflugzeuge, bei denen es nicht auf die Menge der Zuladung ankam, sondern auf Geschwindigkeit, Wendigkeit und Steigvermögen. Die ersten deutschen Maschinen dieser Art waren Eindecker (E-Typ), bald abgelöst



oben: Adolf Ritter von Tutschek posiert vor einem französischen Jagdflugzeug, das er zur Landung gezwungen hat.

vom Doppeldecker (D-Typ). Schließlich gab es noch Dreidecker (Dr-Typ).

Vom August 1914 bis zum Dezember 1918 erzeugte die deutsche Flugzeugindustrie in 35 Betrieben 47.637 Flugzeuge. Die Typenvielfalt war schier unüberschaubar und umfasste ca. 150 verschiedene Modelle. 45 von ihnen entfielen auf die C-Gattung, 35 waren D-Typen. Bis zu 70 verschiedene Flugzeugmuster waren

gleichzeitig in Gebrauch, was die Versorgung mit Ersatzteilen extrem erschwerte. ■

Georg Paul Neumann (Hg.), Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege, Berlin 1920.



oben: C-Flugzeug, noch ohne nach vorn schießendes Maschinengewehr, 1915.



links: Der Fokker-Eindecker war das erste Flugzeug, bei dem das mit dem Motor synchronisierte Maschinengewehr durch den Propellerkreis schießen konnte, ohne die Luftschraube zu beschädigen. Das abgebildete Flugzeug gehörte zur bayerischen Feldflieger-Abteilung 5, 1915.



linke Seite oben:
Schlachtflugzeug
Halberstadt CL II
(leichtes C-Flugzeug,
also bewaffneter
Zweisitzer). Der Beobachter verfügt über ein Parabellum-Maschinengewehr, Handgranaten zum Abwurf im Tiefflug und Leuchtpatronen für Signalzwecke, 1918.

linke Seite unten:
Der Fokker-Dreidecker kam ab Ende 1917 zum Einsatz. Er zeichnete sich durch große Steigfähigkeit und Wendigkeit aus. Auch Adolf von Tutschek flog diesen Typ. Auf dem Bild sind die beiden Maschinengewehre o8/15 gut zu erkennen.

oben: An einem Großflugzeug vom Typ Gotha G V werden vor dem Einsatz Bomben eingehängt. Diese Maschinen kamen im Herbst 1917 an die Front und wurden unter anderem für Luftangriffe gegen England eingesetzt. Großflugzeuge ersetzten die empfindlichen Zeppeline.

Ein neuer Held: Der Jagdflieger

84 Eduard Ritter von Schleich vor einem Einsatz Gemälde von Hermann Eissfeldt (1875–1925)

1918

Öl auf Leinwand

175 × 140 cm

Inv. Nr. E 5215



Das repräsentative Gemälde zeigt den damaligen Oberleutnant Schleich, wie er sich für einen Flug vorbereitet. Im Hintergrund arbeitet ein Mann des Bodenpersonals an seinem Flugzeug. Den Kragen seines Ledermantels hat Schleich geöffnet, damit man seinen Orden erkennen kann, den *Pour-le-Mérite*. Die höchste preußische Tapferkeitsauszeichnung war ihm als Führer der bayerischen Jagdstaffel 32 im Dezember 1917 nach 25 Abschüssen verliehen worden. Die Anforderungen waren gestiegen: Im Jahr 1916 gab es diese Auszeichnung schon für acht Abschüsse. Schleich wollte neben dem preußischen Orden auch das bayerische Gegenstück, den *Militär-Max-Josephs-Orden*. Auf den musste er aber noch warten, denn dafür waren damals bereits 30 Abschüsse notwendig, für die sich das Neuwort „Luftsiege“ eingebürgert hatte. Insgesamt schoss Schleich 35 Flugzeuge ab und errang somit auch die bayerische Auszeichnung. Mit ihr war der persönliche Adel verbunden. Das Gemälde stammt aus dem Besitz Schleichs. Er schenkte es 1928 dem Bayerischen Armeemuseum.

Mit dem Jagdflieger, genauer gesagt: mit dem erfolgreichen Jagdflieger, der viele „Luftsiege“ errungen hatte, schuf der Erste Weltkrieg einen neuen Typ von Kriegsheld. In ihm gingen moderne und archaische Züge eine eigentümliche Verbindung ein. Modern war sein Kampfmittel, das Flugzeug. Mit diesem vollführte er akrobatische Flugmanöver, die zeigten, dass er dieses technische Spitzenprodukt vollendet beherrschte. An uralte, sagen-

hafte Zeiten knüpfte er an, indem er dem Helden wieder seine Individualität zurückgab. Seit mehreren Jahrhunderten ging die militärische Entwicklung dahin, den Mann in Reih und Glied zu stellen, wo er wohl kämpfen und sterben, aber kaum persönlich hervortreten konnte. Der Jagdflieger dagegen spielte auf der größten Bühne der Welt, dem offenen Himmel, und am Boden sah ihm ein tausendköpfiges Publikum fasziniert zu. In vielen Kriegserinnerungen von Heeresoldaten finden sich Beschreibungen solcher Luftturniere. Diese Kampfart war nicht weniger tödlich als die auf dem Boden, aber ihr fehlte der Geruch von Agonie und Verwesung, das blindwütige Niedermähen und Zerstampfen menschlicher Leiber im Maschinengewehr- und Geschützfeuer. Die Helden der Luft speisten an sorgfältig gedeckten Tischen und kultivierten eine Nonchalance, die sich vom herkömmlichen Kommissstil abhob. Im Verhältnis zu ihrer kleinen Zahl errangen sie ungewöhnlich viele hohe Orden. Ihre Namen fanden den Weg in die Schlagzeilen der Zeitungen, was für einfache Heeresoffiziere oder gar Mannschaftssoldaten nahezu unerreichbar war.

Männer wie Boelcke, Immelmann und Richthofen wurden zu Stars dieses Krieges, die um sich eine Aura alt-neuer Ritterherrlichkeit erzeugten. Richthofen, der erfolgreichste Jagdflieger dieses Krieges, wurde über englischem Gebiet abgeschossen und von seinen Feinden mit allen militärischen Ehren beigesetzt, worüber sie den Deutschen auch Nachricht gaben. In einem Krieg, in dem Millionen



Schleich als Oberleutnant mit dem Orden Pour-le-Mérite.

von Soldaten in Massengräbern oder an Ort und Stelle verscharrt wurden, wo sie eben den Tod gefunden hatten, sofern sie überhaupt irgend eine Art von Begräbnis erhielten, war das schon bemerkenswert.

Überhaupt dürfte Richthofen der einzige Kampsoldat des Ersten Weltkriegs sein, dessen Name der deutschen Öffentlichkeit im 21. Jahrhundert noch bekannt ist. Man kann immer wieder lesen, dass vor allem Kavallerieoffiziere in die Fliegerei gedrängt hätten. Es mag sein, dass sie dort statistisch überrepräsentiert waren, gab es für sie doch im Bodenkrieg kaum mehr eine Verwendung, in der sie die besonderen Fähigkeiten einsetzen konnten, in denen sie ausgebildet worden waren. Viele kamen aber aus anderen Waffengattungen. Schleich etwa war wie Tutschek (siehe Nr. 83) ursprünglich Infanterist. Der gebürtige Münchner trat 1908 ins bayerische 11. Infanterieregiment ein, musste aber zu Beginn des Jahres 1914 den aktiven Dienst als Leutnant verlassen, weil er ihn seiner Plattfüße wegen nicht mehr ausüben konnte. Bei Kriegsbeginn meldete er sich indes sofort bei seiner alten Einheit, überstand auch die Strapazen der ersten Kriegszeit, doch dann holte ihn sein altes Leiden wieder ein. Auch eine Versetzung zur Kraftfahrtruppe verschaffte nicht die erhoffte Linderung, denn dort wurde er zur Rekrutenausbildung verwendet, musste also wieder viel auf den Beinen sein. Als letzter Ausweg vor der endgültigen Verabschiedung blieb die Versetzung zur Fliegertruppe, die ihm 1915 gelang. Für diese gewissermaßen sitzende Tätigkeit zeigte er dann eine große Begabung. Schleich beendete den Krieg als Hauptmann und Kommandeur des einzigen bayerischen Jagdgeschwaders. ■



Schleich vor seinem Flugzeug. Eigenhändige Notiz auf der Rückseite:
„1917 mit meinen Monteuren und meinem Albatros, der 20 mal Sieger blieb. Jetzt steht das Ding in Dortmund in der Luftkriegsausstellung.“



Diese Fotopostkarte erinnert mit einer Aufnahme von Boelckes letztem Abschuss an dessen Tod im Jahr 1916. Auf den meisten Aufnahmen, die von Boelcke existieren, macht er einen nachdenklichen Eindruck.



oben: Max Immelmann (1890–1916) stürzte am 18. Juni 1916 über eigenem Gebiet tödlich ab. Seine Leiche wurde zur Beisetzung nach Deutschland überführt. Aus diesem Anlass wurde in Douai eine Trauerfeier veranstaltet, die einem Staatsakt ähnelte. An der Veranstaltung nahmen auch der bayerische und der sächsische Kronprinz teil.

unten: Die Verehrung für die Fliegerhelden machte auch vor deren Schlafzimmer nicht halt: Diese Aufnahme von Boelckes Bett in einem französischen Schloss wurde als Bildpostkarte vertrieben.



Manfred von Richthofen war der erfolgreichste Jagdflieger des Ersten Weltkrieges. Seine Laufbahn endete am 21. April 1918 durch eine Kugel, die ein Maschinengewehr-schütze vom Boden aus abgefeuert hatte.



Zu den prominenten deutschen Jagdfliegern des Ersten Weltkrieges gehörte bei Kriegsende auch Hermann Göring (1893–1946), der seit Juli 1918 das Jagdgeschwader 1 „Richthofen“ führte. Das Künstlerheft *Wachfeuer* zeigte 1918 eine Porträtzeichnung des Fliegers auf der Titelseite. Göring stieg später zu einem der führenden Nationalsozialisten auf und befehligte im Zweiten Weltkrieg die deutsche Luftwaffe.

Transportmittel: Eisenbahn

85 Nächtliche Truppenverladung auf einem Bahnhof Gemälde von Leonhard Sandrock (1867–1945)

um 1917

Öl auf Leinwand

101 × 125 cm

Inv. Nr. 1278-1988



Das Gemälde zeigt eine nächtliche Bahnhofsszene: Deutsche Infanteristen warten auf ihren Abtransport mit der Eisenbahn. Marine- und Industriemotive, nicht zuletzt die Eisenbahn, sind typische Sujets des aus Schlesien stammenden Malers Leonhard Sandrock. Dieses Bild wird von einer Lokomotive dominiert. Ihre beiden Laternen und die Bahnstabsbeleuchtung spenden trübes Licht. Ihnen fehlt die Kraft, die Umgebung aufzuhellen. Die Soldaten erkennt man erst auf den zweiten Blick. Sie stehen links von der Lokomotive, sind feldmarschmäßig ausgerüstet und halten ihr Gewehr in der Hand. Einer der Soldaten blickt den Betrachter an, sein Gesicht halb vom Schatten des Stahlhelms (siehe Nr. 48) verdeckt. Sandrock stand in der Tradition der französischen Freilichtmalerei der Schule von Barbizon. Man darf annehmen, dass dem Gemälde eine persönliche Beobachtung des Malers zugrunde lag.

Die Eisenbahn war das bei weitem wichtigste strategische Transportmittel an den Landfronten des Ersten Weltkriegs. Auch nach Mobilmachung und Aufmarsch wurde die Bahn im größten Umfang von Militärtransporten beansprucht. Sie musste nicht nur den gewaltigen Materialbedarf der kämpfenden Armeen befördern, sondern auch weiterhin umfangreiche Truppentransporte bewältigen. Das betraf, um beim deutschen Beispiel zu bleiben, Verlegungen zwischen den verschiedenen Fronten, vor allem der West- und der Ostfront, je nach den wechselnden Schwerpunkten der Kriegshandlung.

Solche Verlegungen waren aber auch innerhalb der jeweiligen Fronten ein alltägliches Eisenbahngeschäft. Standen Großkämpfe bevor, mussten umfangreiche Verstärkungen an die entsprechenden Frontabschnitte gefahren werden. Die Einsatzdauer der Infanteriedivisionen war in den Materialschlachten dieses Krieges kurz. Danach waren sie „ausgebrannt“ und mussten von Reservisten, die im Hinterland bereitgehalten wurden, abgelöst werden. Ohne solche Reservisten war es unmöglich, monatelange Großkämpfe wie bei Verdun (siehe Nr. 57 und 58), an der Somme (siehe Nr. 65) oder in Flandern durchzuhalten. Die überraschende Alarmierung im Ruhequartier, der Marsch zu den Bahnhöfen, Verladung und Abfahrt mit zunächst unbekanntem Ziel waren für Millionen von Soldaten typische Episoden ihres Kriegserlebnisses und wurden in vielen Kriegserinnerungen beschrieben. Der Soldat im Krieg war also nicht nur ein Kämpfer, sondern auch ein Reisender, wenn auch, wie so viele Reisende, kein freiwilliger. Die impressionistisch-großflächige Malweise Sandrocks und die eindrucksvoll gesetzten Lichteffekte heben das Drohend-Ungewisse der Reise hervor, zu der die Soldaten aufbrechen. ■



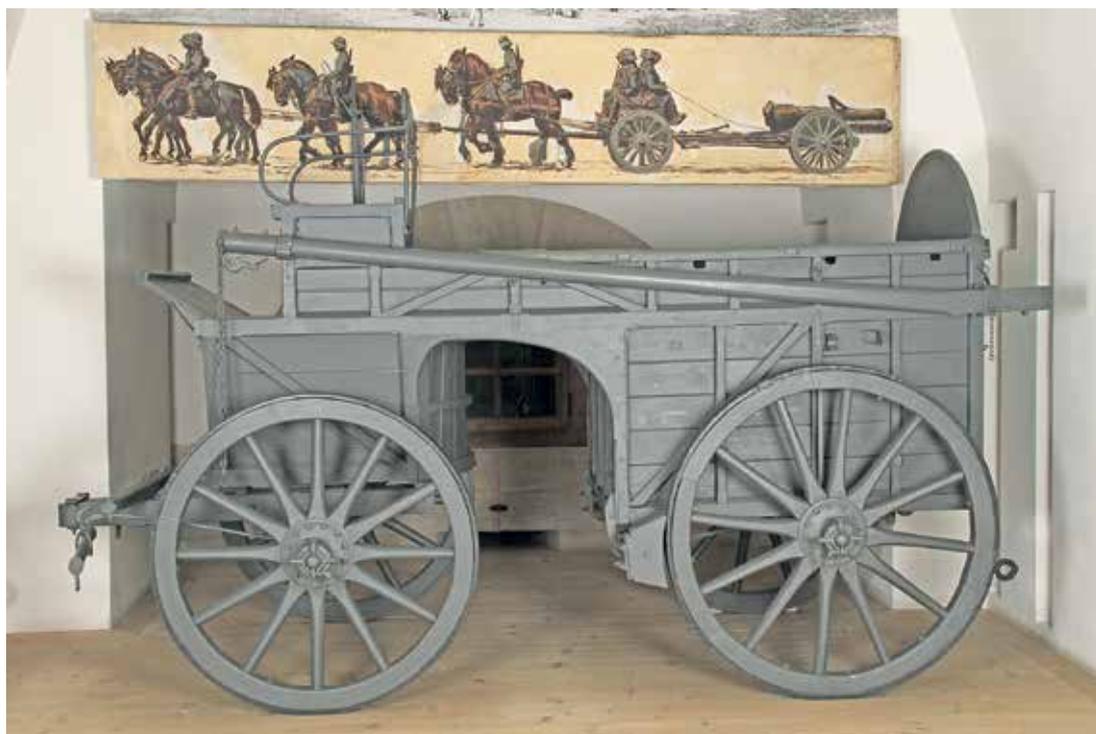
Soldaten des württembergischen Grenadierregiments Nr.123 werden auf einem Bahnhof hinter der Front verladen, ca. 1916. Es waren Reisen ins Unbekannte. Über das Ziel ließ man die Soldaten so lange wie möglich im Unklaren.

Stefan von Felsen, Das Militäreisenbahnwesen (Eisenbahnen und Schifffahrt), in: Max Schwarte (Hg.), Der Weltkrieg um Ehre und Recht, Band 6, Die Organisation der Kriegführung, 1. Teil, Die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen, Leipzig o.J., S. 231–336.

Dorothy von Hülsen, Leonhard Sandrock 1867–1945. Ausgewählte Werke aus öffentlichem und privatem Besitz, Verden an der Aller 1994.

Andreas Knipping, Eisenbahnen im Ersten Weltkrieg, Freiburg 2004.

Transportmittel: Pferdefuhrwerk



86 Lebensmittelwagen und 4-spänniger Futterwagen 96/09

1915

Artilleriewerkstätten München

Holz, Stahl

Inv. Nr. 359-1982

Wenn die Armee von „Fahrzeugen“ sprach, so meinte sie damit pferdebespannte Gefährte. Motorgetriebene Fahrzeuge wurden ausdrücklich als „Kraftfahrzeuge“ bezeichnet. Die Versorgungsfahrzeuge, die den Kampftruppen zugeteilt waren, wurden fast ausnahmslos von Pferden gezogen. Der hier gezeigte Fahrzeugtyp war zum Transport von Lebensmitteln für Menschen oder von Futter für die Pferde bestimmt. Im ersten Fall waren sie mit zwei, im andern mit vier Pferden bespannt. Solche Fahrzeuge gehörten zum Feldgepäck der Truppen, der sogenannten *Bagage*, deutsch auch als Tross bezeichnet. Einen solchen Heeresbestandteil kannten schon die alten Römer. Sie nannten ihn *impedimentum*, also „Hindernis“. Damit ist schon ausgedrückt, dass dieses Anhängsel der fechtenden Truppen, wenn es auch unverzichtbar war, doch so lästig fiel und die Beweglichkeit der Truppen beeinträchtigte, wie es mit Reisegepäck auch sonst zu gehen pflegt. Bagagen wurden erst im Mobilmachungsfall aufgestellt.

Jeder Stab und jede Einheit bis herunter zu Kompanien und Batterien hatte eine eigene *Bagage*. Sie gliederte sich in zwei Teile. Die *Gefechtsbagage* enthielt alles, was die Truppe im Gefecht brauchte. Gegenstände, die erst im Quartier oder im Biwak (siehe Nr. 24) benötigt wurden, konnten der Truppe in größerem Abstand in besonderen Kolonnen folgen. Das war die *Große Bagage*. Zu letzterer gehörten auch die Lebensmittel- und Futterwagen. Infan-



Fabrikzeichen der Artilleriewerkstätten München auf der Hinterachse.

terie und Pioniere hatten nur Lebensmittelwagen. Kavallerie, Feldartillerie und schwere Artillerie, also Waffengattungen mit zahlreichen Pferden, besaßen auch Futterwagen.

Das bei uns ausgestellte Fahrzeug erfuhr während des Ersten Weltkrieges eine ungewöhnliche Verwendung. Es wurde damals als mobile Kraftverteilstation eingesetzt, das heißt als Trafowagen. Die entsprechenden Einbauten wurden später wieder entfernt. In der ursprünglichen Ausführung hatte es vier gleiche Räder. Hier sind die Vorderräder durch solche von kleinerem Durchmesser ersetzt. Vorder- und Hinterkasten sind durch einen markanten Ausschnitt getrennt. Dies ermöglichte ein Unterlaufen der Vorderräder, um einen engen Wendekreis zu erzielen.

Fahrzeuge wurden friedensmäßig in den staatlichen Artilleriewerkstätten (Spandau und München) erzeugt. Der bayerische Betrieb hatte für 1914–1916 Aufträge für 101 Lebensmittel- und Futterwagen. Das war die Friedensplanung. Wie viele während des Krieges dort tatsächlich hergestellt wurden, wissen wir nicht. Im Jahr 1915 erzeugten



die Artilleriewerkstätten München 2.711 Fahrzeuge verschiedener Muster. 1917 waren es bereits 6.126. Für Ortskundige: Die Fertigungsstätten befanden sich im Viereck von Hess-, Loth-, Dachauer- und Schwere-Reiter-Straße.

Während des Krieges wurde die Zahl der Fabrikanten erheblich ausgeweitet. Selbst Handwerksbetriebe erhielten Aufträge. Allein bis zum Juli 1917 wurden 102.000 pferdebespannte Fahrzeuge für den Heeresbedarf gebaut.

Der Pferdebedarf der Armeen von 1914 war gewaltig. Ihre taktische und operative Beweglichkeit beruhte auf der Tragkraft und weit mehr noch auf der Zugkraft dieser Tiere. Im Fall des deutschen und österreichisch-ungarischen Heeres änderte sich daran bis zum Kriegsende nicht viel. Abgesehen von wenigen schweren Geschützen, die bereits mit Kraftzug transportiert wurden, war die gesamte Artillerie pferdebespannt. Von Pferden gezogen waren natürlich auch die Fahrzeuge der Bagagen und vor allem die riesige Organisation der Munitionskolonnen und Trains, die den Nachschub von den

oben: Zugpferde einer Nachschubkolonne, die im Sommer 1917 auf der Straße von Passchendaele nach Zonnebeke von britischem Artilleriefeuer getötet wurden. Die Straße lag nur wenige Kilometer hinter der deutschen Front und geriet ins Zentrum der Flandernschlacht des Jahres 1917. Straße, Bäume und Häuser, die man auf dieser Aufnahme sieht, wurden wenige Wochen später von der Artillerie pulverisiert.

unten: Fabrikneuer „Lebensmittelwagen und 4-spänniger Futterwagen 96/09“, hergestellt bei Carl Bergmann, Fabrik für Militärfahrzeuge und Kriegsmaterial.

Ausladepunkten der Eisenbahn weiter nach vorn schafften. 880.000 Pferde zählte das mobilgemachte Heer 1914. Im April 1915 waren es bereits 1,27 Millionen. Bis zum Juli 1917 beschaffte die Armee für sie 100 Millionen Hufeisen.

Ebenso wie die Ernährung der Menschen gestaltete sich auch die der Pferde immer schwieriger. Die deutschen Frühjahrsoffensiven des Jahres 1918 scheiterten nicht zuletzt daran, dass die halbverhungerten Tiere nicht in der Lage waren, die notwendigen Zugleistungen zu erbringen. In die Märzoffensive des Jahres 1918, von der man sich immerhin eine kriegsentscheidende Wende erhoffte, zog die deutsche Armee mit Hafervorräten für fünf Tage. Nikolaus von Endres schrieb im August 1918 über die Besichtigung der Pferde einer Feldartillerieeinheit: „Sie sehen entsetzlich aus, nur noch Haut u. Knochen! Sie bekommen täglich 2 Pfund Hafer, die englischen 13 Pfund (Gefangenenausgabe).“

500.000 Pferde gingen während des Ersten Weltkrieges an Krankheiten zugrunde. Zwischen der unzureichenden Ernährung der Tiere und ihrer Sterblichkeit bestand ein unmittelbarer Zusammenhang. 400.000 Pferde kamen durch unmittelbare Kriegseinwirkung um. Vor allem im letzten Kriegsjahr fielen zahlreiche Pferde feindlichen Fliegerangriffen zum Opfer. ■

Felddienst-Ordnung, Berlin 1908.

Hans Föst, Die Versorgung des Heeres mit Pferden, in: Max Schwarte (Hg.), Der Weltkrieg um Ehre und Recht, Band 6, Die Organisation der Kriegführung, 1. Teil, Die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen, Leipzig o. J., S. 38–68.

P. Buhle, Das Zugpferd im Weltkriege, in: Johannes Theuerkauff (Hg.), Tiere im Krieg, Leipzig 1932, S. 135–138.



Schwierige Weg-
verhältnisse im
Osten. Dieses mit
Stacheldraht beladene
Fuhrwerk müht sich
1918 durch einen Wald
in Lettland.

Verbindungen: Feldfernsprecher



Eiserner Armeefernsprecher, auf den Zusatzkasten aufgelegt.

87 Eiserner Armeefernsprecher mit Zusatzkasten

1916

Deutsche Telefonwerke GmbH

Holz, Metall, Bakelit, 34 × 20 × 15,5 cm

Inv. Nr. H 6131

Das Telefon war eine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts und fand bald Eingang in die Heeresausrüstung. Speziell auf die Bedürfnisse der Armee zugeschnitten waren tragbare Geräte mit rasch verlegbaren Leitungen. 1908 wurde unter der Bezeichnung *Armeefernsprecher* ein standardisiertes Gerät für verschiedene Waffengattungen eingeführt. Bei der Telegraphentruppe verdrängte der Fernsprecher den bis dahin üblichen Morsebetrieb. Der Feldfernsprecher war das wichtigste taktische Nachrichtenmittel im Ersten Weltkrieg. Ab 1915 wurde er als *eiserner Armeefernsprecher* hergestellt, um Mangelmetalle wie Kupfer zu sparen. Der *Zusatzkasten* ergänzte den eigentlichen Armeefernsprecher zu einem Apparat mit Weckeranruf. Der *Armeefernsprecher* selbst besaß ein Tonsignal in Form eines Summers, der allerdings nur eine geringe Lautstärke hatte. Wenn er mit einem *Zusatzkasten* verbunden war, meldete sich der Anrufer mit einem kräftigen Klingeln. Während des Krieges entstand ein dichtes Fernsprechnetz, das bis in den vordersten Schützengraben reichte. Von 1914 bis 1918 verbrauchten die deutschen Truppen insgesamt 6 Millionen Kilometer Leitungsdraht. Das Fernsprechnetz des deutschen Heeres hatte Ende 1917 eine Länge von fast einer Million Kilometer.

Die modernen elektrischen Fernmelde-mittel veränderten die militärischen Kommunikationsverhältnisse grundlegend. Der Zeitverzug, der mit der Nachrichtenübermittlung durch Meldeläufer oder Reiter immer verbunden war, entfiel jetzt. Das galt sogar für den elementartaktischen

Bereich, wo ein mit Telefon ausgestatteter Artilleriebeobachter das Feuer seiner Geschütze von einem beliebigen Standort aus leiten konnte, der sich in keinem räumlichen oder optischen Zusammenhang mit der Feuerstellung befinden musste. Wichtig war nur noch die Sicht des Beobachters auf das Ziel.

Auch die höheren Führer der Armee mussten das Gefecht nicht mehr vom sprichwörtlich gewordenen Feldherrnhügel aus sehen, um es nach ihrem Willen lenken zu können. Alfred Graf von Schlieffen, von 1891 bis 1905 Chef des Generalstabs der Armee, beschrieb 1909 in einem damals viel beachteten Aufsatz in der *Deutschen Revue* das gewandelte Rollenbild des Feldherrn: Dieser, der „moderne Alexander“, befindet sich weit hinter dem eigentlichen Schlachtfeld, sitzt „auf einem bequemen Stuhl vor einem breiten Tisch“ und leitet von dort aus mit modernen Nachrichtenmitteln die Schlacht.

Zusatzkasten mit Schaltbild.





oben: Eine Fernsprechpatrouille des 12. bayerischen Infanterie-Regiments übt das Verlegen einer Fernsprechleitung, ca. 1915.

rechts: Beobachtungsstelle der Artillerie mit Armeefernsprecher, 1917/18.



links: Unterstand eines Kompanieführers mit Armeefernsprecher, Mai 1916.

rechts: „Paß auf! denn der Feind hört dein Gespräch mit!“ Die auf der Erde laufenden Leitungen der Feldtelefone konnten abgehört werden. Deshalb war bei offenen Gesprächen Vorsicht geboten. Diese Postkarte wurde 1918 von einem Angehörigen der bayerischen Divisions-Funkabteilung 107 versandt.

Diejenigen, die am vorderen Ende solcher Leitungsverbindungen saßen, hatten einen weit weniger komfortablen Aufenthaltsort. Nicht nur, dass sie der Wirkung der feindlichen Waffen unmittelbar ausgesetzt waren: Auch die Kabelverbindungen waren empfindlich und wurden durch das intensive Artilleriefeuer, das Großkämpfe immer begleitete, meistens zerstört. Dann hieß es, die durchschossene Stelle zu finden und zu flicken, wenn dies irgend möglich war. Oft war dies aber nicht mehr möglich, so dass eine ganze Reihe anderer, teils archaischer, teils moderner Nachrichtennetze eingesetzt wurde, mit denen man aus der vordersten Linie noch Meldungen absetzen konnte: Briefftauben (siehe Nr. 88), Meldehunde, Leuchtsignale, Blinkapparate, Signalthörner, Funkstationen und nicht zuletzt der klassische Meldegänger.

So vielfältig die Kommunikationsmittel auch waren, die der Weltkrieg nutzte und teilweise neu hervorbrachte,

so genügten sie in vielen Fällen nicht, die Verbindungen unter allen Umständen zu gewährleisten. Höhere Führer befanden sich gerade in kritischen Lagen immer wieder in der schwierigen Situation, keinerlei zuverlässige Informationen über den Gang des Gefechtes zu erhalten. Bis zum Kriegsende gelang es nicht, die Tätigkeit von Infanterie und Artillerie unter allen Umständen zu koordinieren. So kam es immer wieder vor, dass die Artillerie eigene Truppen beschoss, schwierte, wenn die Infanterie ihre Unterstützung am nötigsten gehabt hätte, ihr Feuer auf das falsche Ziel legte oder einen leeren Raum beschoss, den der Feind schon längst verlassen hatte. ■

Rudolf Schmidt, Die Nachrichtennetze, in: Max Schwarte (Hg.), Der Weltkrieg um Ehre und Recht, Band 6, Die Organisation der Kriegführung, 1. Teil, Die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen, Leipzig o. J., S. 197–230.

Verbindungen: Brieftauben



88 Tragkäfig

um 1916

Holz, Segeltuch, Eisen, Aluminium

25 × 48,5 × 32 cm

Inv. Nr. H 4324

Der zusammenlegbare Tragkäfig für Brieftauben enthält eine präparierte Taube. Sie trägt auf dem Rücken die *Rückentragehülse für kleine Filmrollen*, die im Feld allerdings nur selten gebraucht wurde.

Tauben haben die Fähigkeit, von einem beliebigen Abflugort zu ihrem Heimatort zurückzufinden. Bis heute ist das Orientierungsvermögen der Vögel nicht restlos aufgeklärt. Man weiß allerdings, dass die Sichtverhältnisse dabei eine wichtige Rolle spielen. Eine deutsche Vorschrift vom Jahr 1918 stellte fest, dass bei dichtem Nebel, Schneefall, starkem Regen, in der Abenddämmerung und bei Dunkelheit auf Brieftauben kein Verlass sei.

Schon in der Antike setzte man Tauben zum Überbringen von Botschaften ein. Im 19. Jahrhundert wurde das Brieftaubenwesen in vielen Armeen fest etabliert. In Deutschland brachte man es bei der Pioniertruppe unter, weil der Festungskrieg zu den Hauptaufgaben der Pioniere gehörte. 1914 gab es nur in den Festungen Brieftauben. Mit ihrer Hilfe sollte es möglich sein, die Verbindung von und zu eingeschlossenen Positionen aufrecht zu erhalten. In den Stellungskämpfen des Ersten Weltkrieges entstanden viele vergleichbare Lagen. Dazu war es nicht einmal nötig, dass eine Stellung tatsächlich rundum eingeschlossen war. Es genügte schon, dass die Kabelverbindungen des Fernsprechnetzes (siehe Nr. 87) zerschossen, die Verbindungswege durch Artilleriefeuer blockiert waren oder einfach die Zeit fehlte, die ein Meldeläufer zum Über-

bringen einer eiligen Nachricht benötigt hätte. Es war eine französische Brieftaube, die 1916 während der Schlacht von Verdun (siehe Nr. 57 und 58) die letzte Meldung aus dem Fort Vaux brachte. Am Zielort angekommen, verendete das Tier, wurde ausgestopft und posthum mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet.

In Deutschland wurde das Brieftaubenwesen 1916 von der Pionier- zur Nachrichtentruppe verlegt, wo es sachlich auch hingehörte. In jedem Divisionsabschnitt entstanden bodenständige Brieftaubenschläge. 1.000 davon gab es 1918. Die Abflugstellen sollten dort liegen, wo andere Nachrichtenmittel versagen oder leicht zerstört werden konnten, also in den Zonen des stärksten Artilleriefeuers; aber auch Flugzeuge (siehe Nr. 83) und Ballons (siehe Nr. 47) konnten Tauben mitführen.

Eine Brieftaubenstation, die „taktische Einheit“ des Brieftaubenwesens, enthielt 150–200 Tauben, von denen ein Drittel ständig in Stellung sein sollte. Ortswechsel der Schläge sollten vermieden werden. Man legte sie etwa 15 Kilometer hinter der vordersten Linie an.

Brieffauben konnten nur in einer Richtung entsandt werden, also von einer Abflugstelle, an der sie mit einer Nachricht versehen wurden, zum Taubenschlag. Den umgekehrten Weg konnten sie nicht finden. Von vorn abgeflogene Tauben waren zunächst verbraucht und mussten durch neue ersetzt werden, die in Tragkörben in die Stellungen geschafft wurden. Dieser war für vier, maximal sechs Brieffauben vorgesehen. An ihren Abflugstellen setzte man die Tiere auf



oben: Fütterung von Brieftauben in einer Aufzuchtstation in der Etappenkommandantur Courtrai, ca. 1917.

unten: Brieftauben-Station hinter der Front. Von dort wurden die Brieftauben in Tragkäfigen an ihren Einsatzort transportiert.

Diät, denn hungrige Tauben hatten es mit dem Rückflug eiliger als satte.

Zum Schutz gegen Gas gab es eigene Gasschutzkästen. Die Tiere hatten allerdings auch natürliche Feinde, vor denen sie bewahrt werden mussten: Ratten waren in den Schützengräben (siehe Nr. 40) allgegenwärtig (außer nach Gasangriffen, siehe Nr. 60).

Als Nachrichtenübermittler waren die Brieftauben des Feindes potentiell gefährlich. Eine preußische Infanteriedivision an der Westfront telegraphierte im Juli 1918, dass „in letzter zeit mehrfach feindliche brieftauben in geringer hoehe unsere stellung feindwaerts ueberflogen“, und beantragte deshalb die Zuweisung von Schrotflinten, um diese Tiere abschießen zu können. Dieser Bitte konnte das zuständige Armeeoberkommando allerdings nicht entsprechen, da das Abschießen von Brieftauben durch Armeebefehl „streng verboten und strafbar“ war. ■

Taubert, Das Militär-Brieftaubenwesen. 1874–98, in: H. von Löbell (Hg.), Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, 25. Jahrgang 1874–1898, Berlin 1899 = Das Militärwesen in seiner Entwicklung während der 25 Jahre 1874–1898 als Jubiläumsband der v. Löbell'schen Jahresberichte, herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, 2. Teil, Berichte über die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften und des Heerwesens, S. 854–859.

Willmar Hager, Brieftauben – ihre Geschichte und ihre Leistungen, Berlin 1938.



Brieftaubenträger vom 31. bayerischen Infanterie-Regiment im Juni 1918; die Tuchrollen auf den Transportkästen dienen dem Gasschutz. Die Bekleidung der Soldaten ist, wie häufig im letzten Kriegsjahr, in schlechtem Zustand.

89 U 53 auf Feindfahrt im Atlantik Gemälde von Claus Bergen (1885–1964)

1918

Öl auf Leinwand

178 × 242 cm

Inv. Nr. E 1088



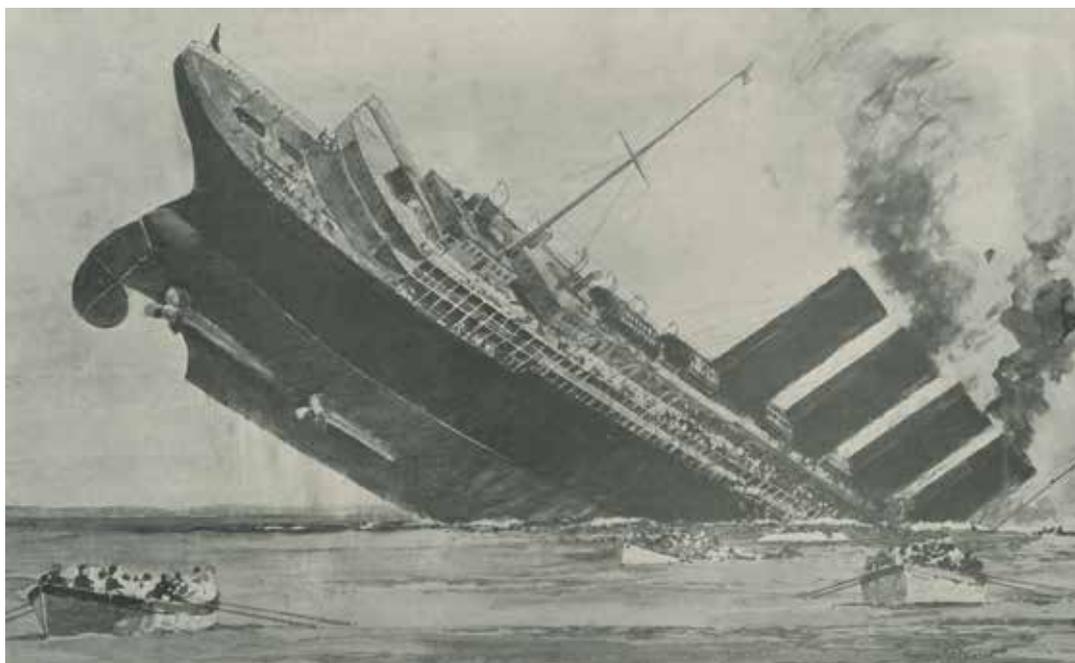
Im Ersten Weltkrieg spielten U-Boote eine wichtige Rolle. Ursprünglich hatte man sie als Kampfmittel gegen Überwasserstreitkräfte entwickelt. In dieser Rolle gelangen ihnen während des Krieges auch zahlreiche spektakuläre Erfolge. Weit größere Bedeutung erlangte aber ihr Einsatz gegen Handelsschiffe durch Deutschland. Das wichtigste Operationsgebiet waren dabei die Seewege nach Großbritannien, das auf Zufuhren aus Übersee angewiesen war. Damit griff der U-Boot-Krieg allerdings auch die Handelsinteressen neutraler Länder an, vor allem die der USA. Das Aufbringen von Handelsschiffen war durch Prisenerordnungen geregelt, die allerdings auf die Tätigkeit von Überwasser-Kriegsschiffen zugeschnitten waren. Ein aufgetauchtes U-Boot war jedoch höchst verletzlich. Die Engländer nutzten das aus, indem sie ihre Handelsschiffe mit Artillerie bewaffneten und U-Boot-Fallen aufstellten (*Q-Ships*). Das waren schwer bewaffnete, als harmlose Frachter getarnte Kriegsschiffe, die aufgetauchte U-Boote überraschend mit Artilleriefeuer überschütteten. Bekannt wurde der *Baralong*-Zwischenfall vom August 1915. Die *Baralong*, ein solches *Q-Ship*, versenkte das deutsche Boot U 27. Ihre Besatzung tötete die Überlebenden der U-Boot-Mannschaft.

Im Februar 1915 hatte das Deutsche Reich das Seegebiet um Großbritannien zum Kriegsgebiet erklärt. U-Boote durften Handelsschiffe auch aus getauchter Position durch Torpedoschuss versenken. Diese Maßnahme war unsinnig, weil

Deutschland damals nur eine Handvoll U-Boote auf den Zufuhrwegen nach Großbritannien platzieren konnte. Am 7. Mai 1915 versenkte das Boot U 20 den englischen Passagierdampfer *Lusitania*. Dabei kamen rund 1.200 Menschen ums Leben, darunter 128 Amerikaner. Sie hatten das Schiff trotz der ausdrücklichen Warnung durch die deutsche Botschaft in Washington bestiegen. Die scharfen Stellungnahmen der USA bewirkten im September 1915 die Einstellung des U-Boot-Krieges um die britischen Inseln. Dass das Schiff neben Passagieren auch sieben Millionen in den USA hergestellte Gewehrpatronen sowie ca. 5.000 Schrapnells von Bethlehem Steel (siehe Nr. 53) transportiert hatte, blieb damals verborgen. Die Deutschen konnten ihre Behauptung, das Schiff habe Munition geladen, nicht beweisen.

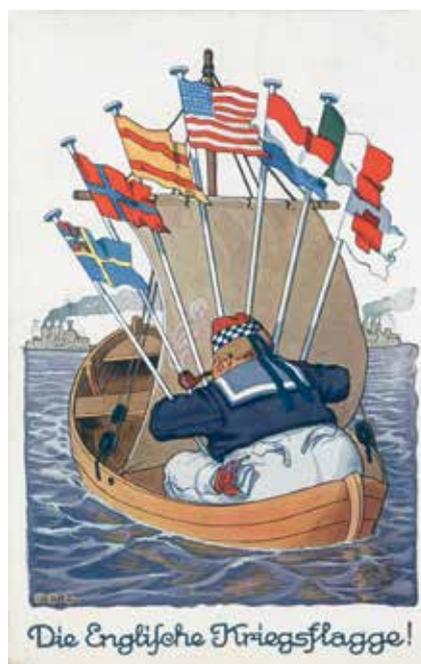
Im Lauf des Jahres 1916 spitzte sich in der deutschen Führung der Streit darüber zu, ob man erneut zum warnungslosen Versenken aller Schiffe in einer Sperrzone um Großbritannien übergehen solle. Die englische Blockade, die im Lauf des Jahres 1916 in Deutschland zu einer Hungersnot geführt hatte, senkte die Hemmschwelle. Eine andere Frage war die, ob es auch klug sei, so zu verfahren, denn damit beschwor man die Gefahr eines Kriegseintritts der Vereinigten Staaten herauf (siehe Nr. 90).

Es waren vor allem drei Gründe, die schließlich den Ausschlag gaben. Die Großschlachten des Jahres 1916 hatten das deutsche Heer aufs äußerste erschöpft. Ludendorff erklärte, dass die



oben: Schon wenige Tage nach der Versenkung der *Lusitania* verbreitete die Presse der Entente dramatische Darstellungen vom Untergang des Ozeanriesen.

links: Diese deutsche Propagandapostkarte kritisierte die britische Praxis, auf den eigenen Schiffen die Flaggen neutraler Länder zu hissen, um sie vor deutschen Angriffen zu schützen. Die deutschen Kriegsschiffe sind hier als Überwasserkreuzer dargestellt, während es sich in der Praxis meist um U-Boote handelte, 1915.



Armee der mit Sicherheit zu erwartenden Generaloffensive der Triplente im Jahr 1917 ohne den rücksichtslosen Einsatz der U-Boot-Waffe nicht mehr werde standhalten können. Die schroffen Antworten, die das deutsche Friedensangebot vom Dezember 1916 erhalten hatte (siehe Nr. 77), machten alle Hoffnungen, den Krieg auf dem Verhandlungsweg zu beenden, zunichte. Und dann gab es da noch ein Gutachten des Kieler Instituts für Weltwirtschaft. Darin wurde der wissenschaftliche „Nachweis“ geführt, dass England am Rand einer Hungerkatastrophe stehen würde, wenn es gelänge, ab dem 1. Februar 1917 fünf Monate lang im Durchschnitt je 600.000 Tonnen Schiffsraum zu versenken. Das war nicht einfach eine Meinung, sondern eine volkswirtschaftliche Expertise mit reichem Zahlenmaterial. In einem Zeitraum von fünf Monaten konnte sich aber ein amerikanischer Kriegs-



eintritt kaum auswirken. So fiel am 9. Januar 1917 die Entscheidung, am 1. Februar mit dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu beginnen. Sein Ziel hat er bekanntlich nicht erreicht, obwohl die Versenkungserfolge während mehrerer Monate sogar die Quoten übertrafen, welche das Gutachten vorausgesetzt hatte. Dagegen trug er wesentlich zum Kriegseintritt der USA bei, der schließlich den Zusammenbruch des Deutschen Reichs herbeiführte.

Claus Bergens war ein bekannter Marinemaler. Sein Gemälde zeigt U 53 in stürmisch bewegter See. Bergens Darstellung wirkt nicht zuletzt deshalb so realistisch, weil er im Sommer 1917 persönlich an einer Atlantikfahrt des Bootes teilgenommen hatte. U 53 wurde am 22. April 1916 unter Kapitänleutnant Hans Rose in Dienst gestellt. Es versenkte auf 17 Fahrten 85 Handelsschiffe mit insgesamt 217.508 BRT und einen ame-

rikanischen Zerstörer. Im Herbst 1916 unternahm das Boot eine spektakuläre Reise in die damals noch neutralen USA. Dabei überbrachte es ein kaiserliches Handschreiben für Präsident Wilson.

Von 374 in Dienst gestellten deutschen U-Booten gingen 178 verloren. U 53 überstand den Krieg und wurde im Dezember 1918 an England ausgeliefert. 1922 wurde es verschrottet. In der Reihenfolge der deutschen Boote mit den höchsten Versenkungserfolgen steht es an fünfter Stelle. ■

Diese Propagandapostkarte präsentierte der deutschen Öffentlichkeit die U-Boote als „Friedensboten“, also als ein Mittel, den Sieg und damit Kriegsende und Frieden zu erzwingen, 1917/18.

Colin Simpson, *Die Lusitania*, Frankfurt a. M. 1973.

Werner Rahn, *Strategische Probleme der deutschen Seekriegführung 1914–1918*, in: *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes herausgegeben von Wolfgang Michalka, München/Zürich 1994, S. 341–365.

1917: Kriegseintritt der USA

Drahtbericht der Münchner Neuesten Nachrichten

München, **Dienstag**, 3. April 1917, vormittags 10 Uhr

Kriegszustand zwischen Deutschland und Amerika

Washington, 2. April (Reuter-Meldung).

**Wilson forderte heute abend den Kongreß auf, zu erklären, daß
zwischen den Vereinigten Staaten und
Deutschland der Kriegszustand bestehe.**

(Wir geben diese Reuter-Meldung zunächst unter Vorbehalt wieder. Eine Bestätigung von anderer Seite liegt bisher nicht vor. D. Schriftl.)

Druck von Bauer & Grib in München

90 Sondermeldung der Münchner Neuesten Nachrichten

1917

Papier

31,5 × 43 cm

Inv. Nr. 754-1990

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges gehörten die USA keinem Bündnis an und besaßen vollkommene politische Handlungsfreiheit. Sie erklärten sich für neutral. Das hinderte sie nicht daran, große Mengen von Kriegsmaterial an die Gegner der Mittelmächte zu liefern (siehe Nr. 53) und diese auch bei der Kriegsfinanzierung zu unterstützen. Die USA protestierten zwar gegen die britische Blockade, die auch die Rechte der Neutralen verletzte, übten aber keinen Druck aus, diese zu lockern. Umgekehrt reagierten sie mit äußerster Schärfe, wenn amerikanische Schiffe oder amerikanische Staatsbürger von der deutschen Gegenblockade, dem U-Boot-Krieg, betroffen wurden. Dies führte wiederholt zu schweren diplomatischen Krisen am Rand des Krieges, die Deutschland zwangen, seinen U-Booten Beschränkungen aufzuerlegen.

Die Sympathien der amerikanischen Führungsschichten lagen auf Seiten der Alliierten, deren demokratische Regierungssysteme dem eigenen als verwandt empfunden wurden. Im Fall Englands kam noch das Band der gemeinsamen Sprache hinzu. Immerhin überschritten die USA bis 1917 nicht die Schwelle zum aktiven Eintritt in den Krieg. Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson (1913–1921) war ein Mann von hochgespannten moralischen Grundsätzen, der aus seiner Sicht ehrlich darum bemüht war, als Vermittler Europa den Frieden zurückzugeben. In der amerikanischen Bevölkerung war der Krieg – noch – nicht populär. Seine Wiederwahl

als Präsident hatte Wilson 1916 mit der Parole erreicht, er habe die USA aus dem Krieg herausgehalten und werde dies auch weiterhin tun.

Es waren zwei Gründe, welche Amerika schließlich aktiv in den Krieg führten. Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg, den Deutschland ab dem 1. Februar 1917 führte, also die warnungslose Versenkung aller Schiffe, die in einem bestimmten Gebiet um Großbritannien angetroffen wurden, bedrohte die ökonomischen Interessen der USA. Deren Ausfuhr in die Länder der Entente hatte sich bis 1917 gegenüber der Vorkriegszeit vervierfacht, und sie wurde zunehmend mit Krediten bezahlt, welche die USA gewährte hatten. Aus dieser wirtschaftlichen Verflechtung entstand ein Interesse der USA am militärischen Erfolg seiner wichtigsten Kunden.

Zunächst brach Washington nur die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab, bis dann die sogenannte *Zimmermanndepesche* die Dinge eskalieren ließ. Arthur Zimmermann war deutscher Außenminister. Er wollte für den Fall, dass die USA in den Krieg gegen Deutschland einträten, vorbereiten. Dazu bot er Mexiko ein Bündnis an und stellte ihm dabei die Rückgewinnung großer Gebiete in Aussicht, die es im 19. Jahrhundert an die USA verloren hatte. Von Texas, Neumexiko und Arizona war die Rede. Dieses Angebot rechnete mit den angespannten Beziehungen zwischen Mexiko und Washington, war aber völlig unrealistisch. Dem englischen Geheimdienst gelang es, die zur deutschen Botschaft

Dieses Bild zweier amerikanischer Soldaten verkündet, dass die USA „für die Freiheit der Welt“ in den Krieg eingetreten seien.

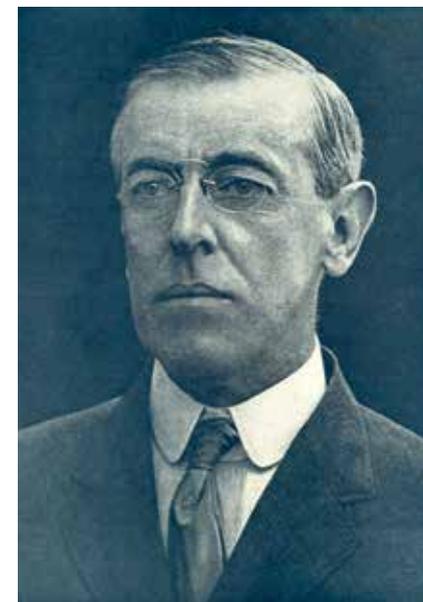


in Washington gesandte Nachricht abzufangen und zu dechiffrieren. Ihre Publikation bewirkte einen Umschwung der öffentlichen Meinung in den USA. Sie erklärten dem Deutschen Reich am 6. April 1917 den Krieg. Dass in Russland inzwischen das autokratische Zarenregime gefallen war, erleichterte diesen Schritt. Jetzt, so schien es, standen nur noch Demokraten gegen die autoritären Militärstaaten Mitteleuropas.

Dem europäischen Bündnis gegen die Mittelmächte traten die USA allerdings nicht bei. Sie bezeichneten sich nicht als verbündete, sondern als assoziierte Macht. Dem Pakt von London, der seine Mitglieder verpflichtete, keinen Sonderfrieden mit Deutschland zu schließen, blieben die USA fern. So hielt sich Wilson immer noch die Rolle des Vermittlers offen, was ihn aber nicht daran hinderte, dem Krieg eine unerhörte, religiös gefärbte ideologische Schärfe zu geben. Wilson führte den Krieg gegen Deutschland als Kreuzzug. Trotzdem schwebte ihm ein Kriegsende ohne totalen Sieg einer Seite vor. Der deutsche Adler sollte nicht getötet, wohl aber sollten ihm die Flügel gestutzt werden. Es war aber gerade der Kriegseintritt der USA, der die vollständige Niederlage der Mittelmächte herbeiführte. ■

Ragnhild Fiebig von Hase, Der Anfang vom Ende des Krieges: Deutschland, die USA und die Hintergründe des amerikanischen Kriegseintritts am 6. April 1917, in: Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes herausgegeben von Wolfgang Michalka, München/Zürich 1994, S. 125–158.

Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014.

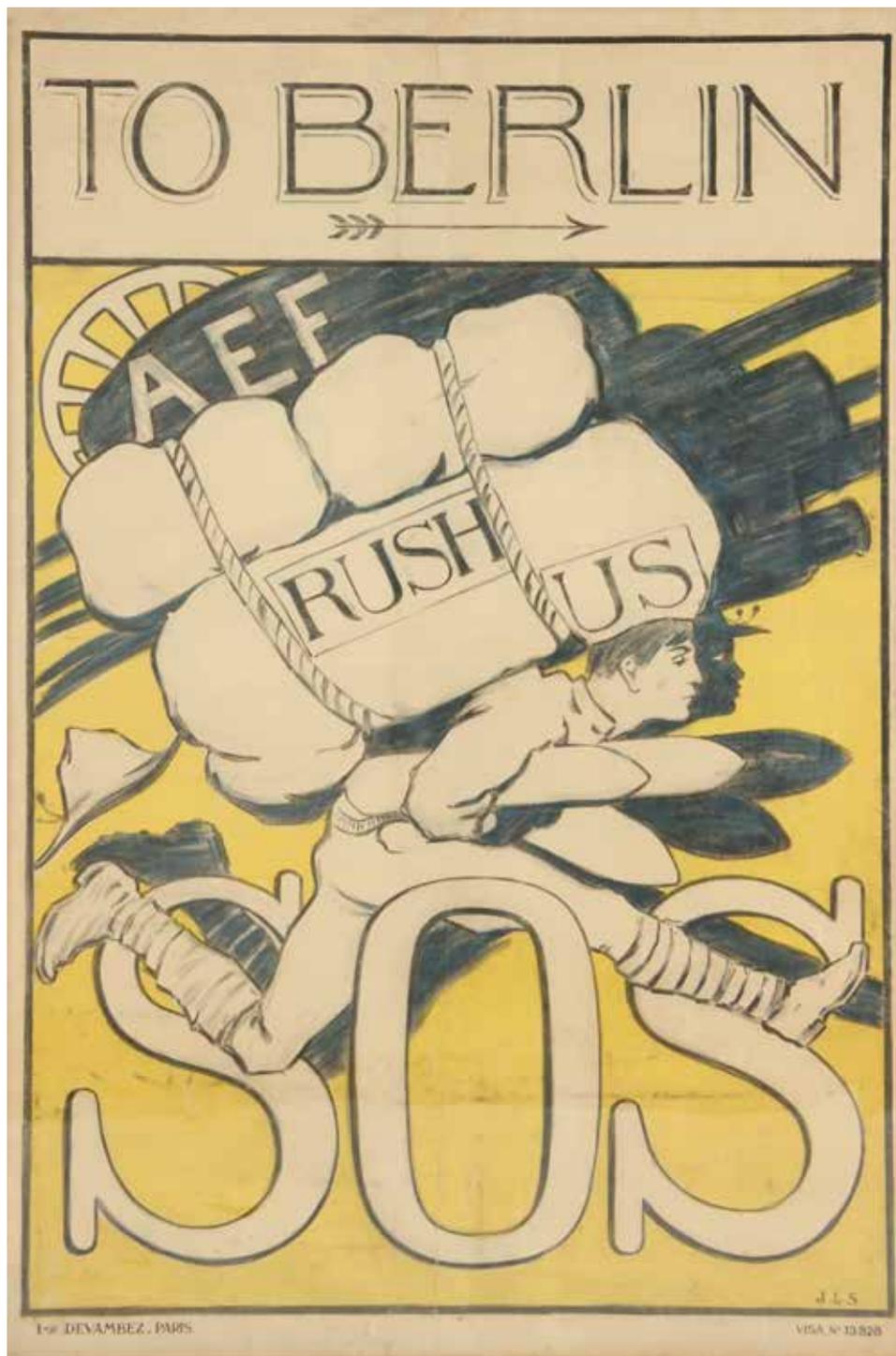


Woodrow Wilson (1856–1924), Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika von 1913 bis 1921.



Am 8. Januar 1918 präsentierte Wilson 14 Punkte, die einer Friedensordnung in Europa zugrunde liegen sollten. Louis Raemaekers Propagandazeichnung gibt diesem politischen Akt eine religiöse Dimension, indem er Wilson als Mönch darstellt. Die Anlehnung an Luthers „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ ist offensichtlich.

Das amerikanische Potential



91 „To Berlin“ Plakat

1918

Druckerei Devambeze, Paris

Papier, 119,5 × 77 cm

Inv. Nr. 561-1984

Die russische Revolution vom Februar/März 1917 führte in Paris und London zu einer starken Verunsicherung, da man dort ein erhebliches Nachlassen der russischen Kriegsanstrengungen befürchtete. Umso größer war der Jubel, als die USA im April endlich ihren lang erwarteten und ersehnten Kriegseintritt vollzogen, denn damit war die Kräftebalance endgültig und unumkehrbar zum Nachteil der Mittelmächte verschoben. Bis sich das militärische Potential des neuen Partners auswirken konnte, musste aber noch einige Zeit vergehen, denn die amerikanischen Landstreitkräfte waren klein. Das amerikanische Militärsystem war ähnlich wie das englische aufgebaut. Es verband ein relativ kleines stehendes Heer, das sich aus Freiwilligen zusammensetzte, mit einer Miliz, der Nationalgarde. Das stehende Heer umfasste 1914 nur rund 100.000 Mann. Im Juni 1916 beschloss der amerikanische Kongress ein Gesetz zur Vergrößerung der Friedensstärke der Armee auf 175.000 Mann und der Nationalgarde von 100.000 auf mehr als 400.000 Mann. Beim Kriegseintritt der USA hatten deren Stärken allerdings erst 128.000 bzw. 182.000 Mann erreicht. Jedoch verfügten die USA über das demographische, industrielle und organisatorische Potential, ihre Streitkräfte gewaltig zu vergrößern. Damit eilte es.

Dieses französische Plakat zeigt einen mit Kriegsmaterial und Nachschubgütern beladenen jungen und sportlichen amerikanischen Soldaten, der mit Riesenschritten seinem Ziel zustrebt.

Ein Pfeil, der nach Berlin zeigt, gibt die Richtung an. Das „RUSH US“ auf seinem Rücken gibt an, was die Franzosen von ihm erwarten. Das große „SOS“ signalisiert, dass die Not groß ist. Der Amerikaner wirft bereits einen großen Schatten. Dort liest man „AEF“, also die Abkürzung für die amerikanischen Überseeinheiten: *American Expeditionary Force*. Weil nicht zu erwarten stand, dass das bestehende Freiwilligensystem die benötigte Zahl von Soldaten liefern würde, führten die USA im Mai 1917 die allgemeine Wehrpflicht ein.

Aus der Sicht der Engländer und Franzosen vollzog sich der Aufbau des amerikanischen Militärpotentials zu langsam. Im Juni 1917 befanden sich erst 14.000 US-Soldaten in Europa. Wenn auch die ersten von ihnen schon im Oktober an der Front auftauchten, war doch vor dem Jahr 1918 mit keinem nennenswerten Kampfbeitrag von ihrer Seite zu rechnen. So tat sich also ein letztes Zeitfenster auf, in dem die Deutschen versuchten, durch große Offensiven eine Entscheidung zu ihren Gunsten zu erzwingen. Dies misslang. Auch die Hoffnungen trugen, dass die deutsche U-Boot-Sperre das Anlanden der Amerikaner verhindern oder doch wesentlich verlangsamten würde. Die amerikanischen Truppentransportschiffe fuhren im Schutz von Geleitzügen. Kein einziges von ihnen wurde bei der Fahrt über den Atlantik versenkt.

Der Ausbau des amerikanischen Heeres entwickelte sich mit erstaunlichem Tempo. Standen zu Beginn des



„Die Uniform kriegt sie rum“: Die Kriegspropaganda und so auch die amerikanische Freiwilligenwerbung spekulierte auf den Wunsch junger Männer, den Frauen zu gefallen.

Jahres 1918 schon 1.325.000 Amerikaner unter Waffen, waren es zum 1. Juli bereits 2.380.000. Ende Juni befanden sich schon 1.000.000 von ihnen in Europa. Das war noch lange nicht das Ende. Pro Tag landeten annähernd 10.000 US-Soldaten in französischen Häfen. Mehr als zwei Millionen gelangten bis zum Kriegsende nach Frankreich. Das Ausbauziel für 1918 waren 100 Divisionen, von denen bei Kriegsende etwas mehr als die Hälfte aufgestellt waren. Zu diesem Zeitpunkt zählte die Armee ca. 3,7 Millionen Mann. Die Deutschen dagegen mussten im August und September 1918 21 Infanteriedivisionen auflösen, weil es keinen „Ersatz“ mehr gab, ihre Verluste auszugleichen.

Um die amerikanischen Truppen so rasch wie möglich einsatzbereit zu machen, wurden sie mit Geschützen und Tanks (siehe Nr. 94) aus französischer Produktion ausgerüstet. Die Stahlhelme (siehe Nr. 48) kamen von den Briten. Franzosen und Engländer hätten das amerikanische Menschenpotential gern in kleinen Abteilungen unter sich aufge-



oben: US-Propagandapostkarte: die ersten amerikanischen Truppen in Frankreich.

unten: Am 13. Juni 1917 betrat der Oberkommandierende der amerikanischen Streitkräfte in Europa, General John C. Pershing (1860–1948), in Boulogne französischen Boden.



teilt, doch die Amerikaner bestanden darauf, in eigenen Verbänden unter eigenem Kommando zu kämpfen. Das verzögerte ihren Einsatz. Im März 1918 stand erst eine amerikanische Division an der Front. Seit Mai/Juni 1918 beteiligten sich amerikanische Verbände mit zunehmender Intensität an den Kämpfen. Ihre erste große Operation unter eigenem Oberkommando führten die Amerikaner im September 1918 durch. 18 amerikanische und 4 französische Divisionen griffen den sogenannten St.-Mihiel-Bogen an, einen exponierten Stellungsvorsprung, den die Deutschen gerade im Begriff waren zu räumen. Dem Angriff ging ein vierstündiges Trommelfeuer voraus, bei dem 1,1 Millionen Granaten verschossen wurden. Ein solches zeitlich konzentriertes Artilleriemassenfeuer an einem eng begrenzten Frontabschnitt hatte der Krieg noch nicht gesehen. ■

Charles F. Horne, Walter F. Austin (Hg.), Source Records of the Great War, Band 7, National Alumni 1923, darin Anhang: Official Summary of America's Part in the War.

Russell F. Weigley, History of the United States Army, New York/London 1967.

Revolution



92 Fahne eines finnischen Arbeitervereins

1918

Wollstoff

127,5 × 142 cm

Inv. Nr. H 16598

Die innere Lage Russlands war seit dem 19. Jahrhundert labil. Das autokratische Zarenregime löste mit seiner repressiven Politik zunehmende Widerstände aus, deren es nicht mehr Herr wurde. In der sogenannten *Intelligenzia*, also der Schicht der Gebildeten, die aus dem kleinen Adel und dem in Russland allerdings nur schwach entwickelten Bürgertum stammten, entstand eine wachsende Oppositionsbewegung. Sie hatte zwar keine Macht hinter sich, entwickelte aber politische Theorien, die, entschlossen in die Praxis umgesetzt, große Sprengkraft entfalten konnten. Es gab also alternative Herrschaftsmodelle, die intensiv diskutiert wurden.

1904 forcierte die russische Regierung den Konflikt mit Japan. Ein vermeintlich gefahrloses kriegerisches Abenteuer sollte von Spannungen im Innern ablenken. Diese Strategie misslang gründlich. Japan fügte der Armee und der Flotte des Zaren schwere Niederlagen zu. Die wirtschaftliche Lage im Land verschlechterte sich und entlud sich 1905 in einer ersten Revolution, die Russland für Jahre in eine schwere Krise stürzte.

Auch 1914 hoffte das Regime auf innenpolitischen Prestigegewinn. Militärisch war Russland ungleich stärker als zehn Jahre zuvor. Erste Erfolge hielten jedoch nicht lange an. Seit 1915 verschlechterte sich die Lage an den Fronten ebenso wie die Versorgungslage im Innern, wo die großen Städte Mangel litten. Das galt vor allem für die größte von ihnen, Petrograd. Ihren deutschen Namen, St. Petersburg, hatte sie zu Kriegsbeginn abgelegt. Die

Zarenstadt war zugleich das industrielle Herz Russlands. Dort gab es eine politische wache und organisationsfähige Arbeiterschaft. Im Winter 1916/17 verschlechterten sich die Lebensbedingungen zusehends. Das führte im Februar 1917 zu einem allgemeinen Aufstand in der Stadt und zu einer Meuterei der Garnison, die dadurch selbst ein Teil der revolutionären Bewegung wurde und somit als Gewaltmittel zur Unterdrückung des Aufstands ausfiel. Wenige Tage später dankte der Zar ab. Russland wurde zur Republik. Nach westlichem Kalender spielten sich diese Ereignisse bereits im März ab. In Russland galt aber noch der julianische Kalender, der 13 Tage nachging, weshalb man von der *Februarrevolution* spricht.

Die Bolschewiki, die besonders radikale Ziele verfolgten, errangen zwar wichtige Machtpositionen, aber noch nicht die unumschränkte Macht. Ihr Führer, Wladimir Iljitsch Lenin, saß im Schweizer Exil fest. Die neue bürgerliche Regierung verharrte im Krieg gegen Deutschland, konnte aber keine militärischen Erfolge erzielen. Um Russland weiter zu destabilisieren, ermöglichte das Deutsche Reich den exilierten Kommunisten die Rückkehr in ihr Heimatland. Dort gelang ihnen mit der sogenannten *Oktoberrevolution* ein staatsstreichartiger Griff nach der Macht. Diese Revolution fiel nach dem westlichen Kalender, den die Bolschewiki selbst in Russland einführten, zwar schon in den November, wurde aber unter dem Datum des alten Kalenders zum weltgeschichtlichen Begriff.



Im Winter 1917/18 kam es nach dem Waffenstillstand zu zahlreichen Begegnungen deutscher und russischer Soldaten. Dieses Bild wurde vor einem deutschen Unterstand aufgenommen. Der deutsche Offizier (Zweiter von links) trägt ebenso wie sein Feldweibel (Zweiter von rechts) eine russische Mütze.

Finnland war bis zur Februarrevolution ein Großfürstentum gewesen, das zum russischen Reich gehörte und dort eine gewisse Autonomie genoss. Nach der Oktoberrevolution erklärte das finnische Parlament die Unabhängigkeit des Landes. Wie in Russland selbst bildete sich auch in Finnland ein scharfer Konflikt zwischen *Roten* und *Weißten* heraus, der im Januar 1918 zum Bürgerkrieg führte. Im April 1918 intervenierten deutsche Truppen auf Seiten der *Weißten*. In wenigen Wochen gelang es, die von Russland unterstützten *Roten Garden* aus dem Land zu vertreiben. Für das Eingreifen in Finnland war eine neue Einheit zusammengestellt worden, die *Ostsee-Division*. Zu ihr gehörte auch die bayerische Gebirgs-Artillerieabteilung 2, der diese

Fahne mit den aufgemalten Frakturbuchstaben „E.W.T.Y.“ in die Hände fiel. „T.Y.“ ist die Abkürzung für *Työväenyhdistys* = Arbeiterverein. Die ersten beiden Buchstaben bezeichnen den Ort und könnten für *Elimäen Vilppulan Työväenyhdistys* oder *Elimäen Vilkkilän Työväenyhdistys* stehen, zwei Orte in der Nähe der Stadt Kouvola. Dort, im Südosten Finnlands, fanden im Mai 1918 die letzten Kämpfe mit den *Roten Garden* statt. Die schwarze Umrandung der Abkürzung erinnert an eine Tierhaut und könnte ein Hinweis auf einen lederverarbeitenden Betrieb sein. Während die Westfront seit dem Sommer 1918 unter dem Druck der alliierten Offensive zurückweichen musste und Deutschlands Verbündete zusammenbrachen, versuchte das Deutsche



Reich, Finnland in seine Einflussphäre zu ziehen. Für zwei Monate durfte sich Prinz Friedrich Karl von Hessen, ein Schwager des deutschen Kaisers, sogar als König von Finnland bezeichnen. Aufgrund der deutschen Niederlage blieb diese Königswürde nur eine Episode. ■

Bernd Wegner, Finnland, in: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, Markus Pöhlmann, Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn/München/Wien/Zürich 2003, S. 483–487.

Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014.

Generalmajor Rüdiger von der Goltz (1865–1946; im Stahlhelm) befehligte die deutschen Truppen in Finnland. Der Mann in heller Uniform rechts von ihm ist Carl Gustav Freiherr von Mannerheim (1867–1951), der im finnischen Bürger-

krieg die „weiße“ Seite führte. Mannerheim hatte bis zur Oktoberrevolution der russischen Armee angehört. Als Staatsoberhaupt sollte er Finnland 1944 aus dem Zweiten Weltkrieg führen.

Eine neue Sozialfigur: Der „Frontkämpfer“



93 Fotografie: Soldat in Sturmhausrüstung

1916

Dieses Bild zeigt einen jungen deutschen Infanteristen in der Ausrüstung, wie sie bei Sturmformationen üblich war. Statt des langen Infanteriegewehrs (siehe Nr. 9) ist er mit dem 15 cm kürzeren und daher handlicheren Karabiner bewaffnet. Seine Ausrüstung ist auf das absolute Minimum reduziert, das für den Kampf nötig ist. Man erkennt das langstielige *große Schanzzeug* der Pioniere, hier wahrscheinlich eine Kreuzhacke, deren Stiel gerade und nicht wie beim großen Spaten in einer Kugel auslief. Diesen Stiel hat er vorschriftsmäßig mit einem Lederriemen an der Schulterklappe fixiert. Offenbar trägt er keine Patronentaschen und hat sich vielleicht einige Ladestreifen in die Rocktaschen gesteckt. Sein wichtigstes Kampfmittel sind Handgranaten (siehe Nr. 43), die er in den beiden umgehängten Säcken mit sich führt. Auf diese Weise ließen sie sich verhältnismäßig bequem tragen und waren rasch greifbar. Stahlhelm (siehe Nr. 48) und Gasmaske (siehe Nr. 60) – in einer Blechbüchse untergebracht – trugen seit 1916 alle Soldaten der fechtenden Truppen. Brotbeutel und Feldflasche hatte unser Soldat sicher auch, nur sieht man sie nicht, denn sie wurden hinter der rechten Hüfte getragen, am Koppel hängend. Bekleidet ist er mit der Feldbluse 1915, die einfacher geschnitten war als der bis dahin getragene Feldrock (siehe Nr. 13).

Sturmabteilungen waren Spezialformationen, die aus den besonderen Anforderungen des Stellungskrieges heraus entstanden waren. Der Einbruch in befestigte Feldstellungen erforderte eine besondere

Ausbildung und Spezialwaffen wie Minenwerfer (siehe Nr. 45) und Flammenwerfer, auch besondere Geschicklichkeit im Umgang mit gewöhnlichen Kampfmitteln wie Handgranaten. Dazu gehörte das sorgfältig trainierte Zusammenwirken in kleinen Gruppen. Gewöhnliche Infanterie, die, bedingt durch die hohen Verluste, mehr und mehr einen milizartigen Charakter annahm, verfügte nur über einen Teil dieses Waffenarsenals und besaß keine so gründliche Schulung in deren Gebrauch.

Die deutschen Sturmabteilungen waren die ersten „special forces“ der Militärgeschichte. Ihre Einsätze wurden sorgfältig vorbereitet und überfallartig ausgeführt. Unmittelbar danach wurden sie wieder zurückgezogen und durch gewöhnliche Grabeninfanterie ersetzt. Die Kampfeinsätze der Sturmformationen waren, bedingt durch ihre besondere Aufgabenstellung, verhältnismäßig kurz. Wichtiger war ihre Verwendung als Lehrtruppe bei der Schulung der Infanterie in den Techniken des Stellungskampfes. Ausbildung spielte in der deutschen Armee des Ersten Weltkrieges eine wichtige Rolle. Die Führung legte großen Wert darauf, Kampferfahrungen zeitnah zu sammeln, auszuwerten und der Truppe zur Verfügung zu stellen. Infolgedessen bildeten auch viele reguläre Infanterieformationen Sturmabteilungen bzw. Stoßtrupps, die aus Freiwilligen bestanden und mit besonderen Vergünstigungen wie besserer Verpflegung oder Sonderurlaub bei Laune gehalten wurden.

Das hier gezeigte Bild wurde 1916 erstmals veröffentlicht, also in dem Jahr,



Typisches Erscheinungsbild von Soldaten der Grabeninfanterie in der zweiten Kriegshälfte: Stahlhelm, Gasmaske, Handgranate und Gewehr. Die schweren Patronen-

taschen werden vom Tragband des Brotbeutels getragen, das um den Nacken gelegt ist. Der Mann vorne steht bereit, um bei einem Gasangriff die Alarmglocke zu läuten.

in dem die deutschen Soldaten den Stahlhelm erhalten hatten. Die Aufnahme findet sich auch in mehreren Nachkriegspublikationen. Noch heute wird sie für die Einbandgestaltung von Büchern zum Ersten Weltkrieg benutzt.

Dieser Soldat, von dem wir weder Namen noch Schicksal kennen, wurde zu einer emblematischen Figur für den Soldaten dieses Krieges. Sein angespanntes, asketisches und bei aller Illusionslosigkeit doch entschlossenes Gesicht sym-

bolisiert den Willen zum Durchhalten, der an die Stelle der offiziell verkündeten patriotischen Begeisterung der ersten Kriegsphase getreten war. Für Millionen deutscher Soldaten wurde er so zur anschlussfähigen Identifikationsfigur. Zugleich steht er für einen historisch neuen Soldatentyp, den „Frontkämpfer“. In früheren Kriegen war das Gefecht oder die Schlacht eine Ausnahmesituation gewesen. Meist folgten auf Tage der Gewalt längere Phasen kriegerischer Untätigkeit,

die wohl von schweren körperlichen Strapazen und Entbehrungen gekennzeichnet waren, in denen aber nicht geschossen, sondern marschiert, geschwitzt, gefroren oder gehungert wurde, Phasen, in denen Krankheiten fast immer mehr Opfer forderten als die wenigen Tage, an denen gekämpft wurde. Der „Frontkämpfer“ hingegen hielt sich regelmäßig und auch längere Zeit im gefährlichen Raum auf, in dem jederzeit mit feindlicher Artilleriefeuer, Luftangriffen und kleineren oder größeren Scharmützeln gerechnet werden musste. Wilhelm Michael Schneider (siehe Nr. 64) hat diesen neuartigen Soldatentyp in einem autobiographischen Roman aus der Perspektive der Infanterie anschaulich beschrieben: „Der Krieg mit seinem Drum und Dran war unsere zweite Natur geworden. Wir lebten nun den Krieg, wie man ein alltägliches Leben lebt, wie man in das Bureau marschiert, wie man hinter dem Pflug oder Schraubstock arbeitet. Wir regten uns nicht mehr über Wasserlöcher, Schnee oder Regen auf, ließen, wo es anging, Befehl Befehl sein und sagten – wenn uns etwas nicht paßte – ‚leck mich am Arsch‘, wie man sonst ‚danke‘ oder ‚bitte‘ sagte.“ ■

Wilhelm Michael Schneider, Infantrist Perhobstler. Mit bayerischen Divisionen durch den Weltkrieg, Berlin 1929.

Anne Lipp, Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918, Göttingen 2003.

Matti Münch, Verdun. Mythos und Alltag einer Schlacht, München 2006.

Transfeldts „Dienstunterricht für Infanteristen“, ein seit Jahrzehnten immer wieder neu aufgelegter Ratgeber, veröffentlichte das Bild im Jahr 1916.

— 145 —

Ein Kraftlied der deutschen Landsknechte singt:
 „Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
 Als wer, vorm Feind erschlagen,
 Auf grüner Heid', im freien Feld
 Darf nicht hör'n groß' Wehklagen.“
 Im engen Bett sonst einer allein
 Muß an den Todesstreich.
 Hier aber find't er Gesellschaft fein
 Fall'n mit wie Kräuter im Maien.“

Wer ohne Befehl zurückgeht oder durch ängstliche Ausrufe wie: „Wir sind umgangen!“, „Hier können wir uns nicht halten!“, „Zurück, alles ist verloren!“ mit seiner Feigheit die Kameraden anzusteden versucht, wird mit dem Tode bestraft. Jeder Vorgesetzte ist berechtigt, von der Waffe Gebrauch zu machen, um seinen Befehlen im Falle der äußersten Not und dringendsten Gefahr Gehorjam zu verschaffen!

9. Tötung oder Verwundung eines die Waffen streckenden oder wehrlosen Feindes, der sich auf Gnade oder Mignade ergeben hat, ist unterjagt. Ebenso dürfen wir die Waffe nicht gebrauchen gegen feindliche Verwundete, Ärzte, Sanitätsmannschaften, Feldprediger.

2. Angriff.

Von jeher war der Angriff die Hauptkampfsweise der Deutschen. Auch in diesem Kriege haben wir ihn hochgehalten und durchgeführt. Dies beweist die Tatsache, daß wir jetzt tief in den feindlichen Ländern stehen. Wir haben Belgien bis auf einen kleinen Rest erobert und Nordost-Frankreich besetzt. Polen und Kurland sind in unserer Hand. Wir sind durch Serbien bis nach Griechenland vorgedrungen und stehen in Rumänien.

Die Infanterie ist die Hauptwaffe. Sie allein bricht den letzten Widerstand des Feindes. Sie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt unter allen anderen Waffen die bei weitem größten Opfer. Dafür winkt ihr der höchste Ruhm. Den ihr innewohnenden Trieb zum Angriff betrachtet sie als ihre Aufgabe. Ihre Handlungen sind von dem Gedanken beherrscht: „Vorwärts auf den Feind, koste es was es wolle!“

Der Entwicklung zum Angriff geht die Entfaltung oder der Aufmarsch der Truppen voraus. Unter dem Feuer der eigenen Feldartillerie und schweren Artillerie geht die Infanterie so nahe an den Feind heran, daß sie, unterstützt durch ihre Maschinengewehre, das Feuer eröffnen kann. Auf welche Entfernungen vor dem Feinde das Infanteriefeuer beginnt, hängt vom Gelände und von den sonstigen Verhältnissen ab. Es ist Grundsatz, daß wir hierzu so nahe als nur irgend

Deutscher Soldat in Sturm-
ausrüstung mit Stahlhelm.

Transfeldts Dienstunterricht für Infanteristen



Dieser Soldat ließ sich 1915 in der überlieferten Idealkonzeption eines wohldisziplinierten deutschen Linieninfanteristen fotografieren. Der Unterschied zu dem neuen Soldatenbild, das der Krieg hervorbrachte, ist offenkundig.

Eine neue Waffe: Panzer



94 Tankgewehr

1918

Gewehrfabrik Mauser, Oberndorf

Stahl, Ulmenholz

Kaliber: 13 mm, Länge: 170 cm, Gewicht: 17,3 kg

Inv. Nr. H 4751

Eine der folgenreichsten waffentechnischen Neuerungen des Ersten Weltkrieges war der Panzerkampfwagen, also das motorisierte, geländegängige, gepanzerte und mit Maschinengewehren und Kanonen bewaffnete Gefechtsfahrzeug. In Großbritannien erfolgte seine Entwicklung unter strenger Geheimhaltung. Deshalb wählte man für das neue Kampfmittel einen Tarnnamen. Weil das Aussehen der frühen Exemplare an große Wasserbehälter erinnerte, nannte man sie „Tanks“, ein Begriff, den auch die Deutschen übernahmen, als die Tarnung gefallen war.

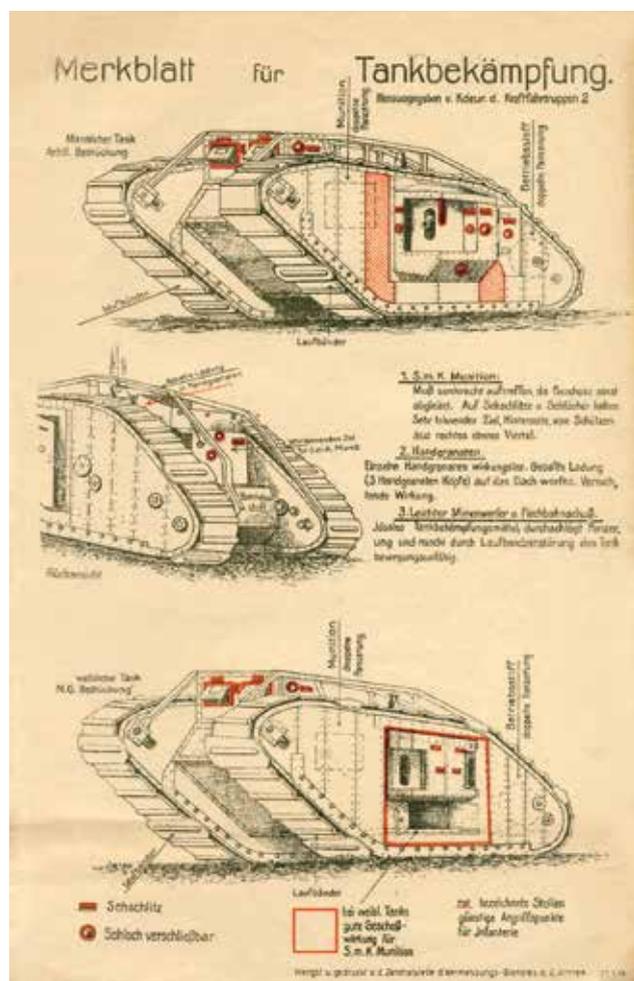
Der erste Einsatz von Tanks erfolgte am 15. September 1916 während der Sommeschlacht (siehe Nr. 65). Von 49 Fahrzeugen erreichten immerhin 36 die Sturmausgangsstellungen, 25 die deutschen Linien und einige gelangten über sie noch hinaus. Sie wurden fast ausnahmslos zerschossen. Für mehr als ein Jahr verwendeten Engländer und auch Franzosen die Panzer in relativ kleinen Gruppen. Es schien, als ob die Infanterie im Nahbereich mit Hartkernmunition, verschossen aus Gewehren und Maschinengewehren, sowie gebündelten Handgranaten („geballte Ladung“) wirksame Abwehrmittel besitze. Die meisten Tanks fielen der deutschen Artillerie zum Opfer. Daraus zog die deutsche Heeresleitung den Schluss, dass der Tank rasch seinen Schrecken verlieren werde. Die Gefahr, die von ihm ausging, schien beherrschbar. Angesichts seiner ohnehin überlasteten Industrie verzichtete Deutschland

auf die Massenfertigung gepanzerter Kampffahrzeuge.

Am 20. November 1917 setzten die Engländer bei Cambrai ihre Tanks erstmals massenhaft ein. 400 Stück griffen die deutsche Front völlig überraschend an. Scharen von Schlachtflugzeugen attackierten die deutschen Verteidiger. Die Artillerie überschüttete ihre Stellungen mit Nebelgeschossen, so dass die deutsche Artillerie ihre Ziele nicht sehen konnte. Nun war klar, dass die Infanterie eine leistungsfähige Spezialwaffe zur Nahabwehr der Tanks benötigte. Als behelfsmäßige Lösung wurde von der Firma Mauser ein Riesengewehr im Kaliber 13 mm entwickelt, das sich konstruktiv eng an das Gewehr 98 (siehe Nr. 9) anlehnte. Das Hartkerngeschoss durchschlug auf 500 m Entfernung noch 20 mm Panzerstahl. Da



Fabrikzeichen der Firma Mauser auf dem Gewehr. Darüber erkennt man auf dem dunklen Lauf den exakten, individuell gemessenen Laufdurchmesser (13,02 mm), der auf allen deutschen Militärhandfeuerwaffen angegeben war.

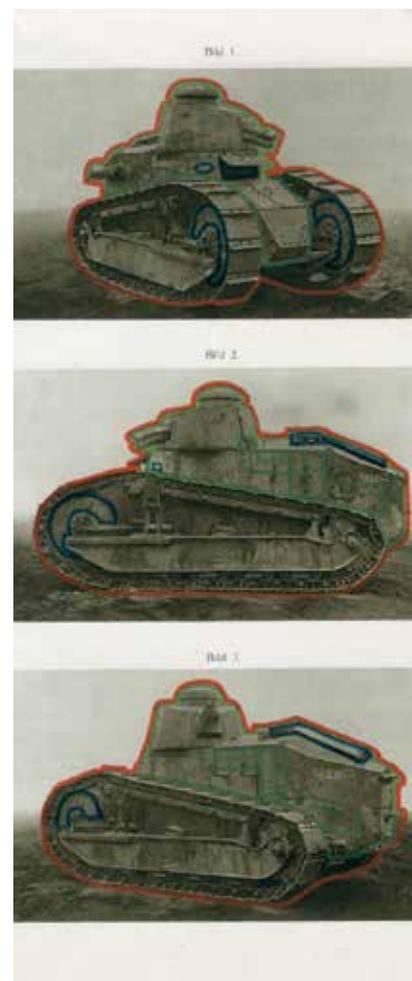


Dieses Merkblatt vom Januar 1918 zeigte die Stellen eines britischen Tanks, die für deutsche Waffen verletzlich waren. Das Tankgewehr wurde noch nicht erwähnt.

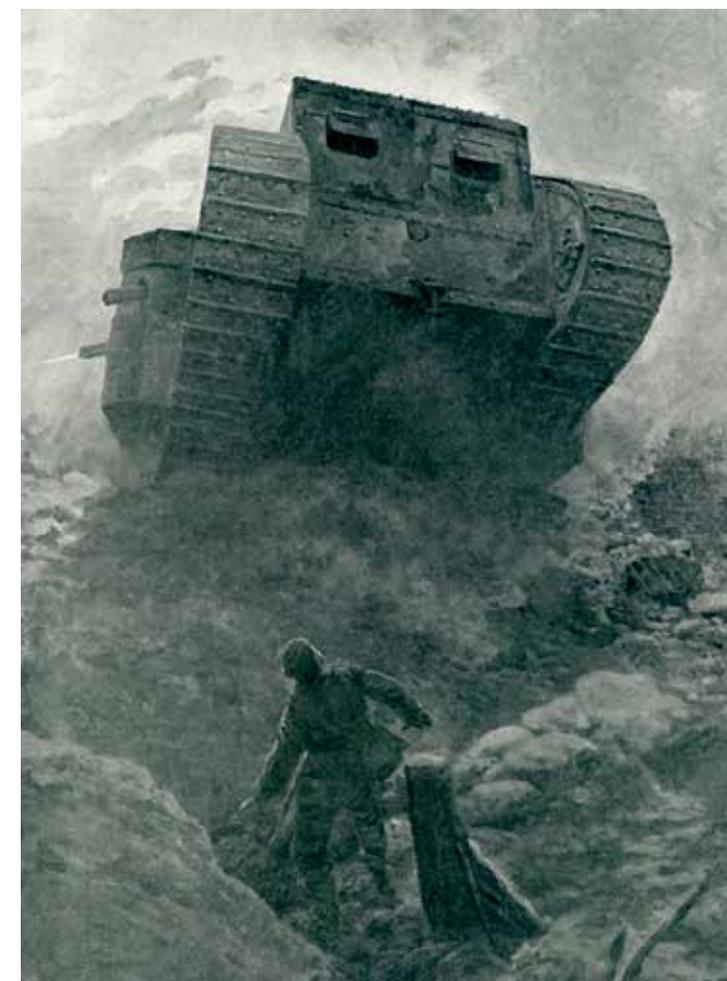
rechts: Erstaunt betrachtet dieser französische Infanterist ein erbeutetes deutsches Tankgewehr.



die meisten Tanks Platten von maximal 16 mm Stärke besaßen, schien diese Leistung ausreichend. Von der Waffe wurden 30.000 Stück bestellt, die ab März 1918 in zunächst geringer Stückzahl zur Auslieferung kamen. Im Sommer erreichte die Tagesfertigung ganze 50 bis 60 Gewehre, was für eine Armee von der Größe der deutschen sehr wenig war. Knapp blieb auch die Spezialmunition. Die monatliche Rate an Übungspatronen betrug ganze fünf (!) Schuss pro Gewehr. Bis zum Kriegsende stellte die Firma Mauser ca. 15.000



Tankgewehre her. Die Hoffnungen, die man auf diese Waffe gesetzt hatte, erfüllten sich nicht annähernd. Die theoretische Durchschlagsleistung setzte ein senkrecht auftreffendes Projektil voraus, was meist nicht der Fall war. Schräg auftreffende Geschosse prallten ab. Zudem war die Waffe sehr schwer, und der Rückstoß der starken Patrone versetzte dem Schützen einen harten Schlag. Die Erwartung dieses Rückstoßes beeinflusste das Zielverhalten negativ.



links: Dieses Merkblatt erschien im August 1918 und zeigte den leichten französischen Tank FT 17. Die Stellen, die das Tankgewehr durchschlagen konnte, waren grün

umrandet. Gegen die Geschosse des leichten Minenwerfers schützte die Panzerung nirgends, worauf die rote Einfassung des ganzen Fahrzeugs hinwies.

rechts: Im Dezember 1916 setzte die französische Zeitschrift *L'Illustration* diese Darstellung eines deutschen Soldaten, der hilflos zusehen muss, wie ein britischer Tank auf ihn zurollt, auf ihre Titelseite.



Um den leichten Minenwerfer, der ursprünglich ein Steilfeuergeschütz war, auch für Flachfeuer einsetzen zu können, wurde die Lafette 1918 durch einen Lafettenschwanz ergänzt. So eignete sich die Waffe auch zur Tankabwehr.

Die Artillerie blieb die wichtigste Panzerabwehrwaffe. Ein Kleingeschütz zur Tankabwehr, entwickelt von der Firma Rheinmetall, kam noch in 600 Exemplaren an die Front. Im Raum T 32 ist ein solches Geschütz ausgestellt.

Im Sommer 1918 gelangen den alliierten spektakuläre Großangriffe mit Panzern. Am 18. Juli brachen die Franzosen mit 337 Tanks aus dem Wald von Villers-Cotterêts hervor und überrannten die deutschen Stellungen. Dabei kam erstmals ein neuer, von Renault entwi-

ckelter leichter Panzertyp zum Einsatz, der sich durch hohe Beweglichkeit auszeichnete und wesentlich gefährlicher war als die bis dahin verwendeten schwerfälligen Ungetüme.

Drei Wochen später attackierten die Engländer mit mehr als 450 Tanks die deutschen Stellungen bei Amiens und erzielten einen überwältigenden Erfolg: 30.000 Deutsche ergaben sich. Über 400 Geschütze fielen in die Hand der Angreifer. Der Angriffstag, der 8. August, ging als „schwarzer Tag“ in die Geschichte des



deutschen Heeres im Ersten Weltkrieg ein.

Für diese Erfolge mussten die Panzerverbände aber auch große Opfer bringen: Bei ihrer Julioffensive verloren die Franzosen annähernd 250 Panzer. Bei Amiens setzten die Engländer insgesamt 688 Tanks ein, von denen 480 völlig zerstört wurden. Solche Verluste konnten sie ersetzen. England produzierte im Ersten Weltkrieg insgesamt 1.865 Tanks, die Franzosen 3.977, davon 3.177 des leichten Modells. ■

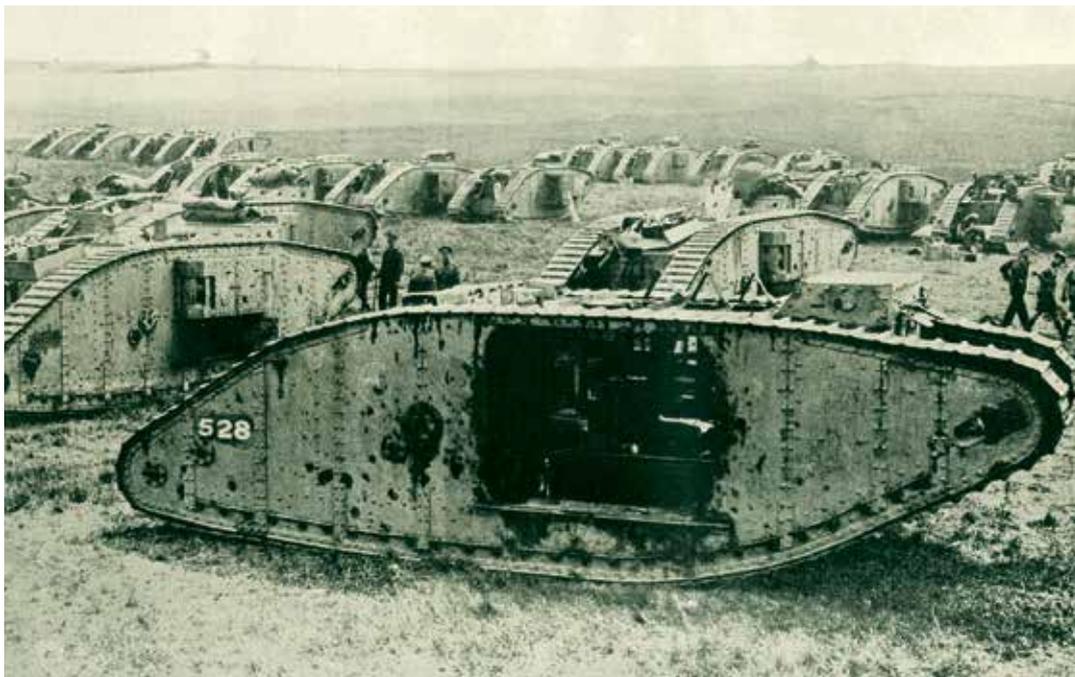
Wolfgang Kern, Das Tankgewehr Mauser M 1918, Hürth 2002.

Gerhard P. Groß, Tanks, in: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, Markus Pöhlmann (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn/München/Wien/Zürich 2003, S. 919 f.

Alexander Fasse, Im Zeichen des „Tankdrachen“. Die Kriegsführung an der Westfront 1916–1918 im Spannungsverhältnis zwischen Einsatz eines neuartigen Kriegsmittels der Alliierten und deutschen Bemühungen um seine Bekämpfung. Diss. Berlin 2007. <http://hu-berlin.de/dissertationen/fasse-alexander-2007-96-21/PDF/fasse.pdf>

Thomas Müller, Die Bayerische Sturm-Panzer-Kraftwagen-Abteilung 13, Bayreuth 2013.

Zwei junge Pioniersoldaten bei einem Panzerabwehrkurs, 1918. Auf dem Tisch stehen zwei Tankgewehre. Jeder Soldat trägt die besondere Patronentasche für das Tankgewehr und eine geballte Ladung (zusammengebundene Sprengköpfe von Handgranaten). Im Hintergrund erkennt man das Übungsziel, einen erbeuteten britischen Whippet-Tank.



oben: Bilder abgeschossener Tanks fanden weite Verbreitung. Sie sollten

die Verwundbarkeit dieser Ungetüme suggerieren.

unten: Bereitstellung englischer Tanks vor einer Offensive.



oben: 3,7-cm-Tankabwehrkanone der Firma Rheinmetall. Das einfach konstruierte Geschütz kam in der

letzten Kriegsphase noch zum Einsatz.

unten: Deutsche Soldaten bestaunen einen französischen Tank vom Typ FT 17. Er wirkt äußerlich voll-

kommen intakt und war wohl aufgrund eines technischen Defekts liegengeblieben.



Revolution in Bayern



Fränkischer Kurier:
„Die Absetzung der
Dynastie Wittelsbach
durch den Arbeiter-,
Soldaten- u. Bauern-
rat“



Proklamation Kurt
Eisners an die „Volksgenossen“. Sie war
schon am 8. November
in ganz München
plakatiert.

95 Extrablatt des Fränkischen Kurier

1918

Papier

32 × 22,5 cm

Inv. Nr. 785-1990

96 Proklamation des Arbeiter- und Soldatenrates in München

1918

Papier

47,5 × 62,5 cm

Inv. Nr. 184-1991

Am 8. November 1918 teilte der *Fränkische Kurier* seinen Lesern eine Nachricht von historischer Bedeutung mit: Der Arbeiter- und Soldatenrat in München hatte den König abgesetzt. Nach 738 Jahren endete damit die Herrschaft der Wittelsbacher über Bayern.

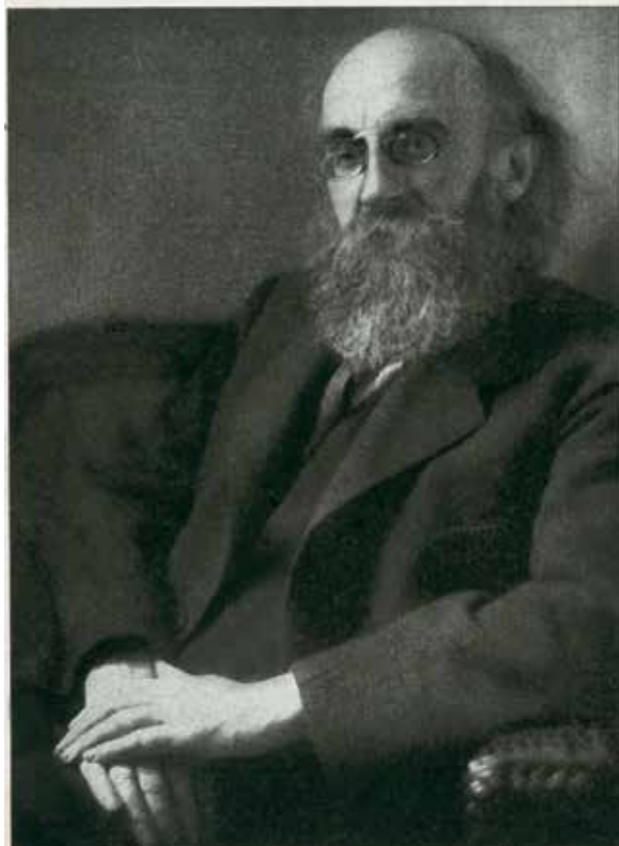
Im Herbst 1918 war Bayern ein erschöpftes Land. Die Menschen waren unterernährt, überarbeitet und ohne Hoffnung auf ein günstiges Ende des Krieges, der unaufhörlich weitere Opfer forderte und sich nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns der Südgrenze Bayerns zu nähern drohte. Seit Jahresbeginn war es immer wieder zu Demonstrationen und „Krawallen“ gekommen. Die „Massen“, nach herkömmlicher Auffassung bloßes Objekt der staatlichen Bürokratie, wurden jetzt zu einem dynamischen politischen Subjekt.

Im Jahr 1917 hatte sich in der deutschen Sozialdemokratie ein markanter Linksruck vollzogen: Eine Minderheit, die mit der geduldigen, reformorientierten Politik der Parteiführung nicht

mehr einverstanden war, hatte sich von der Mutterpartei abgespalten und eine neue Partei, die *Unabhängige sozialdemokratische Partei Deutschlands* (USPD), gegründet, die an der reinen sozialistischen Lehre festhalten wollte. Kurt Eisner, ein gebürtiger Berliner, der die Hohenzollernherrschaft strikt ablehnte, war der einzige prominente bayerische Sozialdemokrat, der sich zu der neuen Gruppierung bekannte. Im Mittelpunkt seiner Werbetätigkeit stand jedoch nicht die Revolution, sondern die Friedensfrage, was ihm eine wachsende und aus der Sicht der Mehrheitssozialdemokratie nicht ungefährliche Popularität verschaffte. Um ihren Einfluss auf die „Massen“ nicht zu verlieren, beteiligte sie sich an den Protestaktionen, die von der USPD ausgingen.

Für den 7. November war eine Großkundgebung auf der Münchner Theresienwiese geplant. Sie sollte den Wunsch des deutschen Volkes nach Frieden und Völkerverständigung ausdrücken und die Abdankung des Kaisers fordern, was zu diesem Zeitpunkt allerdings schon

FÜR FREIHEIT UND RECHT



KURT EISNER, Bayerischer Ministerpräsident

Kurt Eisner
(1867–1919), erster
Ministerpräsident
des Freistaats Bayern.

die bayerische Regierung verlangt hatte. USPD und SPD riefen gemeinsam zu dieser Kundgebung auf, wobei das Motiv der SPD eher darin bestand, die Entwicklung unter Kontrolle zu halten. Das schien auch zu gelingen. Jedenfalls zog die überwältigende Mehrheit der ca. 50.000 Teilnehmer nach Schluss der Kundgebung hinter Erhard Auer, dem Vorsitzenden der SPD, zum Friedensengel, wo sich der Demonstrationszug auflöste. Aber nicht alle folgten Auer. Eisner hatte andere Pläne. Er wollte jetzt den Umsturz, was er schon Tage zuvor öffentlich angekündigt hatte. Er marschierte mit einer verhältnismäßig kleinen Menge, meist Soldaten mit roten Fahnen, in den Münchner Nordwesten, wo die großen Kasernen lagen. Wer nun geglaubt hatte, die Soldaten der Ersatztruppenteile oder wenigstens ihre Offiziere würden sich Eisner in den Weg stellen, sah sich getäuscht: Kasernentore und Waffenlager öffneten sich. Eisners Leute waren jetzt mit Gewehren und Maschinengewehren versehen, die sie indes nicht benötigten. Auch andere politstrategisch wichtige Punkte wie der Hauptbahnhof und das Telegrafenamts, später auch das Kriegsministerium und die Stadtkommandantur, fielen Eisners Revolutionszug widerstandslos in die Hände.

Am Abend floh der König aus München, mit einer Zigarrenkiste unter dem Arm. Ludwig III. war der erste Bundesfürst, der sich gezwungen sah, seine Residenz zu verlassen. Im Mathäserbräu gründete Eisner einen Soldatenrat und einen Arbeiterrat. Dies, und nur dies, geschah nach sowjetrussischem Vorbild. Im Landtag konstituierte sich ein Bauernrat. In den ersten Morgenstunden rief Eisner dort die „Bayerische Republik“ aus und erklärte die Dynastie

Wittelsbach für abgesetzt. Der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrat bildete die neue Spitze des Staates. Eisner bezeichnete die neue Ordnung ausdrücklich als provisorisch. Der Rat sollte nur so lange herrschen, bis eine „endgültige Volksvertretung“ zustande kommen würde.

Der SPD blieb nichts anderes übrig, als sich auf den Boden der soeben geschaffenen Tatsachen zu stellen und mit den Unabhängigen unter Eisner eine neue Regierung zu bilden. Die alten Minister blieben brav auf ihren Posten, um die Geschäfte geregelt zu übergeben. Nicht anders verhielten sich die höheren Beamten. So konnte man spotten, die Revolution in Bayern sei völlig legal vor sich gegangen (Andreas Kraus). Blut war keines geflossen. Wilde Ausbrüche von Volkszorn, wie sie echte Revolutionen zu begleiten pflegen, fehlten. Die alten Autoritäten fielen von selbst in sich zusammen. Die Umsturzbewegung blieb nicht auf die Hauptstadt beschränkt. In den nächsten Tagen bildeten sich überall im Land Arbeiter- und Soldatenräte.

Entscheidend für die Revolution und ihren spontanen Erfolg war der Krieg. Er hatte das Land über das erträgliche Maß hinaus erschöpft und den Repräsentanten der alten Ordnung ihr Selbstvertrauen geraubt. Keiner der deutschen Fürsten hat damals für seine historischen Rechte gekämpft. Die Stützen des alten Systems, auch und gerade das Offizierskorps und die hohe Bürokratie, waren hilflos beiseite getreten. ■

Wolfgang Zorn, Bayerns Geschichte im 20. Jahrhundert. Von der Monarchie zum Bundesland, München 1986.

Bernhard Grau, Kurt Eisner: 1867–1919. Eine Biografie, München 2001.



Erhard Auer
(1874–1945), Führer
der Mehrheitssozial-
demokratie, hatte
die revolutionäre
Wendung nicht
aufhalten können.
Er war aber weiterhin
ein wichtiger Faktor
der bayerischen
Politik und trat ins
Kabinett Eisner als
Innenminister ein.

Ferdinand Foch (1851–1929), Marschall von Frankreich



97 Textilbild

um 1920

Gewebe

49 × 47 cm

Inv. Nr. 26-1981

Der höchste militärische Rang, den ein französischer General bis heute erreichen kann, ist der eines Marschalls von Frankreich. Der Erste Weltkrieg verschaffte acht französischen Generalen diese Erhöhung. Fünf von ihnen erhielten sie allerdings erst nach dem Krieg, davon zwei posthum. Im Gedächtnis der Nachwelt blieben die Namen der drei Marschälle haften, die schon während des Krieges dazu ernannt worden waren: Joseph Joffre (1852–1931) war bei Kriegsbeginn Oberbefehlshaber der französischen Armee. Zwar misslangen seine Offensiven, doch konnte er für sich in Anspruch nehmen, den deutschen Ansturm aufgehalten zu haben. Philippe Pétain (1856–1951) leitete 1916 die Verteidigung der Festung Verdun (siehe Nr. 57 und 58) und führte die französische Armee durch die schwere Krise, in die sie nach der gescheiterten Offensive des Generals Nivelle im Frühjahr 1917 gestürzt war. Mit dem Namen des Marschalls Foch verbindet sich die Erinnerung an den Sieg über Deutschland im letzten Kriegsjahr.

Foch, in Südfrankreich geboren, begriff den Kampf gegen Deutschland schon früh als seine Lebensaufgabe. Den Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 erlebte er als Zögling eines Jesuitenkollegs im lothringischen Metz. Foch meldete sich freiwillig zum Kriegseinsatz, gelangte aber nicht mehr zu aktiver Verwendung. Nach dem Krieg schlug er die Offizierslaufbahn ein. Foch war praktizierender Katholik, was seinen Aufstieg in der Armee der laizistischen

Republik zwar nicht verhinderte, aber vielleicht etwas bremste. Von 1907 bis 1911 leitete er die französische Kriegsakademie, womit er großen Einfluss auf die Ausbildung des Führungsnachwuchses der Armee erlangte. Foch gehörte zu denen, die vor 1914 in der französischen Armee eine unbedingte Hinwendung zum offensiven Kampfverfahren, der *offensive à outrance*, durchsetzten. Sein militärschriftstellerisches Wirken machte ihn schon damals über die Grenzen seines Landes hinaus bekannt.

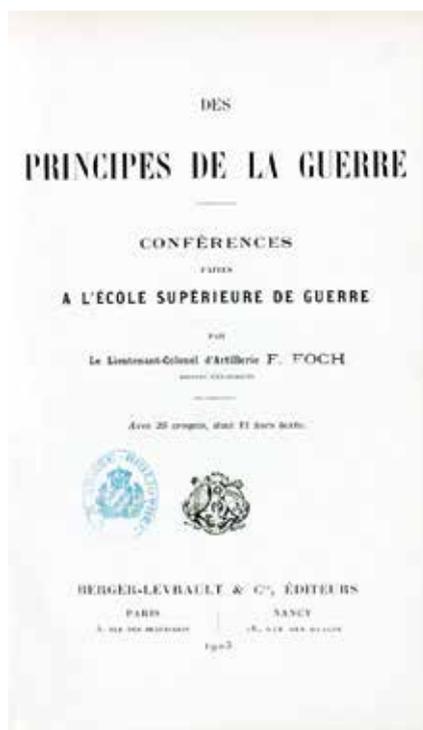
Im Kampf gegen bayerische Truppen hatte Foch als Kommandeur des XX. Armeekorps im Sommer 1914 Gelegenheit, seine Theorien in die Praxis umzusetzen. In diesen Tagen fielen sein einziger Sohn und ein Schwiegersohn. Weitere Stationen seiner Kriegskarriere waren die Marneschlacht und die Offensive an der Somme (siehe Nr. 65). Dort erlitten seine Truppen zwar schwere Verluste, konnten aber nur geringe Geländegewinne erzielen. Deshalb wurde Foch von seiner Stellung als Befehlshaber der Nordgruppe der französischen Armee an der Westfront abgelöst.

Im November 1917 richteten die Alliierten einen *Obersten Kriegsrat* ein, um ihre Anstrengungen besser zu koordinieren. Foch, der schon vor dem Krieg gute Beziehungen zu führenden britischen Offizieren geknüpft hatte, vertrat dort Frankreich. Unter dem Eindruck der unerwartet erfolgreichen deutschen Märzoffensive 1918 wurde er zum Oberbefehlshaber an der Westfront ernannt, für die auf alliierter Seite erstmals in

Französische Offiziere wurden fast immer mit Képi dargestellt, an dem sich auch ihr Dienstgrad ablesen ließ. Hier sieht man Foch einmal barhäuptig. Seinen Rang kannte jeder.



diesem Krieg ein gemeinsames Oberkommando entstand. Es gelang ihm, die Front zu stabilisieren und, unterstützt durch die anflutenden amerikanischen Verstärkungen, seinerseits die Initiative zu ergreifen und zum Angriff überzugehen. Im August wurde Foch zum Marschall von Frankreich ernannt. Eine dreimonatige Generaloffensive an der Westfront brachte die deutsche Armee an den Rand des Zusammenbruchs. Dies und der Abfall der Verbündeten zwang die deutsche Führung, um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Die Bedingungen, die einer Unterwerfung Deutschlands auf Gnade und Ungnade gleichkamen, gingen auf Foch zurück. Am 11. November 1918 wurde der Waffenstillstand im Wald von Compiègne unterzeichnet. Den Versailler Vertrag (siehe Nr. 99) lehnte Foch ab, weil er ihm zu gemäßigt erschien. ■



Fochs „Principes de la Guerre“ waren eines der Hauptwerke der französischen Militärliteratur der Vorkriegszeit. Dieses Exemplar wurde damals von der bayerischen Armeebibliothek beschafft und wird heute in der Bibliothek des Bayerischen Armeemuseums verwahrt.

Basil Henry Liddell Hart, Foch. Der Feldherr der Entente, Berlin o. J.

rechte Seite: Foch, nachdem ihm am 23. August 1918 vom Präsidenten der Republik der Marschallstab überreicht worden war.



Waffenstillstand

Nordbayerische Zeitung

Verantwortlich: Dr. W. Kiesel, Dr. G. Erik Grash, Graf von B. Willms, Wiesbaden-Stein.

Montag, den 11. November, mittags 1 Uhr

Unterzeichnung des Waffenstillstandes. Einstellung der Feindseligkeiten.

Amsterdam, 11. November 1918. Das Niederländische Pressebureau Radio hat einen drahtlosen Bericht aus Paris aufgefangen. Daß der Waffenstillstand um 5 Uhr morgens französischer Zeit unterzeichnet wurde und um 11 Uhr französischer Zeit in Kraft tritt. Foch richtete folgendes Radiotelegramm an die Oberkommandierenden: Die Feindseligkeiten werden an der ganzen Front vom 11. November 11 Uhr Vormittags französischer Zeit eingestellt werden. Die alliierten Truppen dürfen, bis ein neuer Befehl eintrifft, die an diesem Tage und zu dieser Stunde erreichte Linie nicht überschreiten. Wolffbureau.

Internierung des Kaisers in Holland.

Amsterdam, 10. Nov. Rittersnacht. Nach zuverlässiger Quelle verlautet, daß die holländische Regierung die Internierung des Kaisers beschlossen habe. Der Kaiser befindet sich noch in Gredden und fährt morgen um 8.15 Uhr nach Widdachten.

Amsterdam, 10. Nov. Holländische Blätter melden: Heute früh 7 Uhr trafen in Gredden, auf der Straße von Die her, 10 Automobile mit kaiserlichen Wappen ein. Die Insassen waren der Kaiser, der Kronprinz, Generalleutnant von Hindenburg, höhere Offiziere und Hofwärtner. Sie verließen Spa um 5 Uhr morgens und fuhren über Verdriet und Barmst. Um 8 Uhr morgens trat in Gredden ein Gefolge mit den Archivaren und dem Personal des Großen Hauptquartiers ein. Das Automobil wurde auf Wagen geladen und mit der Eisenbahn fuhren der Kaiser und sein Gefolge die Meile in nördlicher Richtung fort.

Eine andere Meldung besagt, daß der Kaiser, die Kaiserin, der Kronprinz, Hindenburg und Gefolge, im ganzen 51 Personen, an der Grenze angekommen seien. Sie verließen Widdachten nicht nach Widdachten, sondern nach einem anderen Schloß bei Gredden Dentin.

Bildung eines Soldatenrates an der Front.

Hamburg, 11. Nov. Das Ostsee Hauptquartier teilte dem Soldatenrat folgendes mit: An der Front ist ebenfalls ein Soldatenrat gebildet worden. Die Bildung ist ruhig verlautet. Der Soldatenrat wird morgen mit Generalleutnant von Hindenburg in Verbindung treten und diesem die Forderungen vorlegen.

98 Extrablatt der Nordbayerischen Zeitung

1918

Papier

31,5 × 22,5 cm

Inv. Nr. 0752-1990

Im September 1918 stand Deutschland vor dem Abgrund. Die Bündnispartner begannen, sich vom Reich zu lösen, und die Westfront stand unter stärkstem Druck. Die Truppen waren aufs Äußerste erschöpft. Jene Reserven, mit denen es bisher gelungen war, Krisen aufzufangen, gab es nicht mehr. In dieser Lage verlangte Ludendorff den sofortigen Abschluss eines Waffenstillstandes, wenn eine Katastrophe vermieden werden sollte, und verband damit die Forderung nach einer Parlamentarisierung der Regierung. Fortan sollte also der Reichstag einen maßgeblichen Einfluss auf die Politik haben, womit ihm zugleich die Verantwortung für die Abwicklung der nahenden Niederlage zugeschoben wurde. Neuer Kanzler wurde Prinz Max von Baden, der als liberal galt und stets für einen Verhandlungsfrieden ohne Annexionen eingetreten war. Er bildete eine Regierung unter Einschluss von Sozialdemokraten und Zentrumspolitikern.

In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober ging die deutsche Friedensbitte hinaus. Sie war an den amerikanischen Präsidenten Wilson gerichtet, der auf der Grundlage seiner im Januar 1918 formulierten 14 Punkte einen Frieden vermitteln sollte. Der Notenwechsel mit Wilson, der sich nun entspannt, machte rasch klar, dass es nicht um eine Feueinstellung gehen würde, sondern dass Deutschland mit der Forderung konfrontiert war, sich zu unterwerfen. Wohl erwog die Regierung den Gedanken eines Verzweigungskampfes; der bot aber keine Aus-

sicht auf eine Verbesserung der Lage. Über die Frage, ob man sich den USA fügen oder widersetzen solle, kam es zu einem Konflikt zwischen Regierung und OHL (siehe Nr. 74 und 75). Ludendorff, der jetzt weiterkämpfen wollte, konnte sich nicht durchsetzen. Daraufhin erbat und erhielt er seinen Abschied, während Hindenburg auf seinem Posten blieb.

Auf die Bedingungen des Waffenstillstandes hatte die deutsche Seite keinen Einfluss. Das machten die Alliierten unter sich aus. Dort setzte Foch, der Oberkommandierende (siehe Nr. 97), seinen Willen durch. Der französische Marschall wollte Deutschland in einen Zustand völliger Wehrlosigkeit versetzen. Dazu gehörte das Erreichen der Rheinlinie und die weitgehende Entblößung der deutschen Armee von schweren Waffen und Maschinengewehren. Dieser Kurs war nicht unumstritten. Schließlich waren auch die Truppen der Alliierten an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Aus der Sicht des englischen Oberbefehlshabers, des Marschalls Haig, war den Deutschen seit dem Sommer eine beeindruckende Rückzugsdefensive gelungen. Ihre Widerstandskraft schien noch nicht gebrochen. Drakonische Bedingungen, so fürchtete Haig, würden den Feind mit dem Mut der Verzweiflung weiterkämpfen lassen. Foch allerdings war überzeugt, die Deutschen seien geschlagen und müssten sich allem fügen, was man von ihnen verlange. Damit hatte er recht. In der Zeit des Notenwechsels mit Wilson brachen die Verbündeten



des Reichs militärisch zusammen. Die deutsche Marine meuterte und in Deutschland selbst begann die innere Ordnung sich aufzulösen. In solcher Lage war an weiteren Widerstand nicht mehr zu denken. Am 11. November um 6 Uhr morgens unterzeichnete die deutsche Delegation, geführt von dem Zentrumspolitiker Matthias Erzberger, den Waffenstillstand, der einer Kapitulation gleichkam. Um 12 Uhr schwiegen dann die Waffen, zunächst für 30 Tage.

Die deutsche Armee musste nicht nur die besetzten Gebiete in Belgien und Frankreich räumen, sondern auch das gesamte linksrheinische Deutschland. Zusätzlich erhielten die Alliierten drei Brückenköpfe rechts des Rheins (bei Köln, Koblenz und Mainz) von je 30 km Durchmesser, so dass sie jederzeit ihren Vormarsch nach Osten wieder aufnehmen konnten. Um den Deutschen auch unter diesen extrem ungünstigen Bedingungen eine Gegenwehr unmöglich zu machen, mussten sie große Mengen von Kriegsgerät und rollendem Material der Eisenbahn abliefern. Die deutsche Flotte wurde in Scapa Flow interniert. Deutschland musste alle Kriegsgefangenen freilassen, während deutsche Gefangene im Gewahrsam der Alliierten blieben. Vom Seehandel blieb Deutschland weiterhin ausgeschlossen. Die Blockade bestand weiter und wurde erst ab März 1919 gelockert. ■

Triumphierend senken Offiziere der französischen 2. marokkanischen Division nach dem Waffenstillstand ihre Fanions beim elsässischen Hüningen (Huningue) in den Rhein.

Versailles



99 Extrablatt des Fränkischen Kurier

1919

Papier

27 × 23 cm

Inv. Nr. 0785-1990

Der Waffenstillstand vom 11. November 1918 hatte den Schießkrieg abgebrochen, aber noch nicht förmlich beendet. Das blieb einem Friedensvertrag überlassen, von dem die Deutschen hofften, dass er auf der Grundlage der 14 Punkte des amerikanischen Präsidenten und des anschließenden Notenwechsels formuliert werden würde.

Die Verhandlungen fanden in Versailles bei Paris statt. Dort waren 27 Nationen vertreten, aber nicht Deutschland. Dieser Ausschluss des Besiegten war ein völkerrechtliches Novum. Auf diese Weise sollte verhindert werden, dass die Deutschen zwischen den Siegern bestehende Interessengegensätze zur Verbesserung ihrer Lage ausnutzen konnten. Die Entscheidungen fielen in einem engen Kreis von vier Großmächten: USA, Frankreich, Großbritannien, Italien.

Das stärkste Gewicht besaß der französische Ministerpräsident Clemenceau. Sein leitender Gesichtspunkt war das französische Bedürfnis nach Sicherheit vor einer künftigen deutschen Aggression. Deshalb strebte er die militärische Hegemonie Frankreichs auf dem europäischen Kontinent an. Die Reduzierung des deutschen Heeres auf 100.000 Mann bedeutete, dass Deutschland nicht nur zum Angriff, sondern auch zur Verteidigung unfähig sein würde. Der Vertrag bestimmte zudem, dass dieses Heer zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern und als Grenzpolizei bestimmt sein sollte, nicht zur Landesverteidigung.

Der Vertrag erlegte dem Deutschen Reich Gebietsabtretungen vom Umfang

des heutigen Freistaats Bayern auf. Davon profitierte vor allem das neu erstandene Polen. Ostpreußen wurde vom Reich durch einen polnisch gewordenen Gebietsstreifen getrennt.

Deutschland wurden umfassende Wiedergutmachungszahlungen auferlegt, sogenannte *Reparationen*, über deren Höhe es zwischen den Siegermächten zu intensiven Diskussionen kam. Sie einigten sich darauf, auf die Nennung einer Obergrenze dieser Zahlungen zu verzichten. Damit verschafften sie sich das Recht, Deutschland auf beliebige Zeit Leistungen entnehmen zu können, deren Umfang in ihrem Ermessen lag. Die letzte Zahlung in Höhe von 200 Millionen Euro wurde im Jahr 2010 geleistet.

Um diese Ansprüche zu begründen, wurde an mehreren Stellen des Vertrags, insbesondere im Artikel 231, die deutsche Kriegsschuld festgelegt.

Als diese Bedingungen im Mai 1919 den Deutschen mitgeteilt wurden, lösten sie in allen politischen Lagern eine Welle der Empörung und Verzweiflung aus. Darüber, ob Deutschland dieses Dokument überhaupt unterzeichnen sollte, wurden erregte Auseinandersetzungen geführt. Die Unterschrift erfolgte schließlich am 28. Juni unter dem ultimativen Druck einer militärischen Intervention, der Deutschland nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Der *Fränkische Kurier* meldete denn auch, dass die Unterzeichnung „wie vorgeschrieben“ geschehen sei. Dieser Zwang führte dazu, dass dieses Dokument



Siegesfeier in Paris
am 14. Juli 1919.

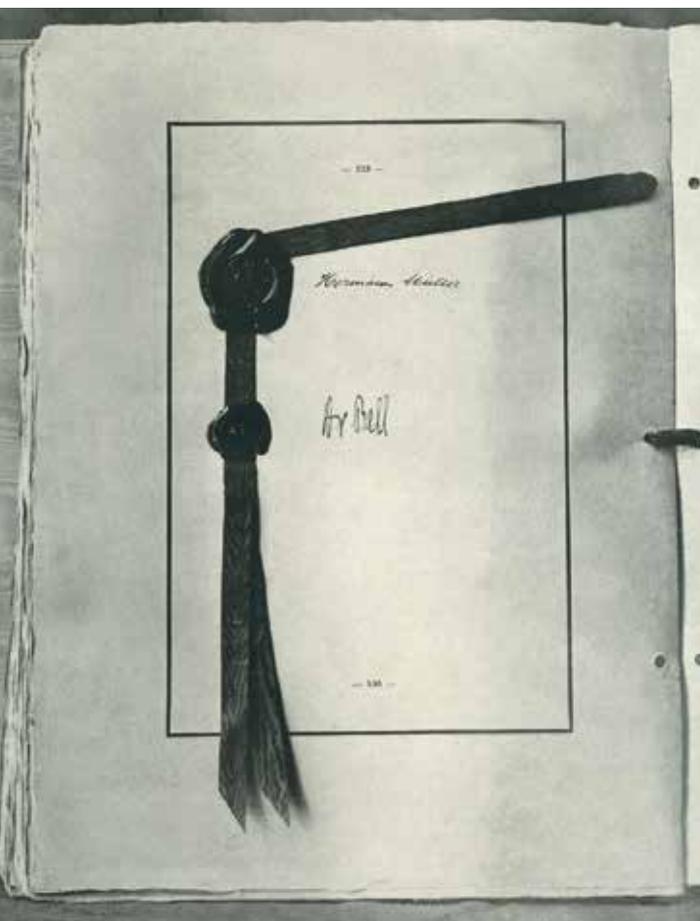
in Deutschland allgemein als „Diktat“ bezeichnet wurde. Wilson unterzeichnete den Vertrag, aber der amerikanische Senat ratifizierte ihn nicht. Der Kriegszustand zwischen Deutschland und den USA wurde de jure erst zwei Jahre später beendet.

Auf den Kriegsschuldartikel legten die Alliierten besonderen Wert, denn er bildete die formal-moralische Grundlage für die extrem harten Bedingungen, die Deutschland auferlegt wurden. Dieser Artikel gebar in den Folgejahren eine umfangreiche und engagierte Literatur zur Kriegsschuldfrage, so, als ob die Wiederlegung der deutschen Kriegsschuld den Vertrag hinfällig mache.

Mit 440 Artikeln besaß der Versailler Vertrag einen erstaunlichen Umfang. Dabei wurden auch die deutschen Museen nicht vergessen. Artikel 245 bestimmte, dass alle Trophäen, die im Krieg von 1870/71 nach Deutschland gelangt waren, zurückzugeben seien. Davon war auch das Bayerische Armeemuseum betroffen, das diesen Teil seiner Sammlung damals verloren hat.

Die ersten 26 Artikel des Vertragswerks enthielten die Völkerbundsakte. Dieser *Völkerbund*, eine Vorform der Vereinten Nationen, war eine Lieblingsidee Wilsons. Er sollte zwischenstaatliche Konflikte in Zukunft schiedsgerichtlich lösen. Deutschland blieb vorläufig ausgeschlossen. Die USA traten ihm nicht bei. Das vom Reich abgelöste Danzig wurde als *Freie Stadt* unter den „Schutz des Völkerbundes“ gestellt und geriet unter polnischen Einfluss.

Ähnliche Verträge wurden mit den Verbündeten des Deutschen Reichs geschlossen. Die Vertragsorte lagen alle im Großraum Paris: Saint Germain (Österreich), Trianon (Ungarn), Neuilly (Bulgarien), Sèvres (Türkei). Sie werden deshalb auch zusammenfassend als „Pariser Vorortverträge“ bezeichnet.



Seite 436 des Friedensvertrages mit den deutschen Unterschriften.

Im Zug der Neuordnung Europas, welche die Sieger vornahmen, wurden in Ost- und Südosteuropa eine Reihe neuer Staaten gegründet oder erheblich vergrößert: Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien („Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“). Alle diese Staaten waren Signatarmächte des Versailler Vertrags. Sie verstanden sich als Nationalstaaten, waren es aber nicht, denn sie alle enthielten starke nationale Minderheiten. Aus dem Selbstbestimmungsrecht der Völker wurde die Hegemonie der jeweils stärksten Nationalität. Die Schaffung eines Gürtels neuer Staaten zwischen Ostsee und Adria ging auf Kosten der Verlierer des Weltkriegs und der Sowjetunion. Außenpolitisch orientierten sich die neuen Mächte an Frankreich, das hier einen Ersatz für das verlorene Bündnis mit Russland suchte.

Ein Friedensvertrag zwischen Siegern und Besiegten bildet immer die Machtverhältnisse ab, die durch die Kriegsentscheidung eingetreten sind. Eine dauerhafte Friedensordnung kann er nur stiften, wenn der Sieger die Klugheit besitzt, sich in seinen Zielen eine gewisse Mäßigung aufzuerlegen. Dass Frankreich nach vier schrecklichen Kriegsjahren für seine Zukunft absolute Sicherheit in Form einer militärischen Herrschaft über Europa suchte, leuchtet ein; dass die Deutschen sich nicht mit einem Zustand abfinden würden, der ganz auf Gewalt gegründet war, auch. ■

Gerhard Schulz, *Revolutionen und Friedensschlüsse 1917–1920*, München 1967 = dtv-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts Band 2.

Hans-Christof Kraus, *Versailles und die Folgen. Außenpolitik zwischen Revisionismus und Verständigung*, Berlin 2013.



Ein 1934 im Ullsteinverlag erscheinender Band kommentierte die Verbitterung, die der Friedensvertrag auslöste, mit diesem Bild. Es zeigt einen als Kriegsheimkehrer erkennbaren, hageren Mann in einem karg ausgestatteten Raum, der das verarmte Deutschland darstellt. Darunter steht: „Und dann dieser ‚Friedensvertrag‘ ...“

Opfer



100 Erinnerungstafel für Ludwig Hackner (1894–1917)

um 1920

schwarzer Granit, Steingut

48,8 x 50 cm

Inv. Nr. 150-2005

In allen menschlichen Gesellschaften ist der Tod mit Ritualen verbunden, zu denen auch die Erinnerung an die Verstorbenen gehört. Die Armee bestattete ihre Gefallenen, sofern die Umstände es erlaubten, mit militärischen Ehren und schmückte das Grab mit einem Zeichen, das zumindest den Namen des Toten nannte.

Die Familien erinnerten an ihre Toten durch Stickbilder oder Fotografien, die in den Wohnungen aufgestellt fanden. In katholischen Gegenden war und ist es üblich, an Verstorbene mit Sterbebildern zu erinnern. Manchmal wurden solche Gedenkzeichen am Äußeren von Gebäuden angebracht, so dass auch Vorübergehende sie sehen konnten. Dieses hier erinnert an den Müller Ludwig Hackner, der am 28. Februar 1894 im oberbayerischen Mailing geboren wurde. Hackner wurde am 1. Oktober 1914 zum Rekruten-depot des 13. Infanterie-Regiments in Ingolstadt eingezogen. Drei Monate später wurde er zum bayerischen Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 20 ins Feld versetzt, das für den Rest des Krieges und somit auch seines Lebens seine militärische Heimat bilden sollte. Dort machte er mehrere der großen Schlachten an der Westfront mit: die Frühjahrs- und Herbstschlachten von La Bassée und Arras (siehe Nr. 41), die Sommeschlacht (siehe Nr. 65) und die Frühjahrsschlacht bei Arras 1917. Am 11. Juni 1917 um vier Uhr nachmittags beendete eine englische Granate sein Leben. Die eigentliche Schlacht von Arras war zu dieser Zeit schon abgeklungen. In der Stammrolle

seiner Kompanie ist vermerkt, dass er hinter der Stellung beigesetzt wurde. Es war also nicht möglich, seine Leiche abzutransportieren und auf einer regulären Begräbnisstätte zu beerdigen.

Hackner war ein guter Soldat. Er wurde zum Gefreiten befördert und mit dem Eisernen Kreuz (siehe Nr. 29) sowie dem Militär-Verdienstkreuz III. Klasse mit Schwertern ausgezeichnet. Seine Führung war, wie die Stammrolle vermerkt, „sehr gut“. Seine Angehörigen waren offenbar stolz auf seine militärischen Leistungen, denn sie ließen auf der Erinnerungstafel auch seine Auszeichnungen erwähnen und dass er als Gruppenführer eingesetzt war.



Dieses Blatt stammt aus einem Katalog eines Schmuckherstellers aus dem Jahr 1915. 14 von 30 Seiten sind dem Trauerschmuck gewidmet.

Die Gesamtzahlen der im Krieg gefallenen oder verstorbenen Soldaten lesen sich, wie es in der Natur solcher Ziffern liegt, nüchtern und erschreckend zugleich:

	Gefallene und Gestorbene (in 1.000)	Mobilisierte (in 1.000)	Bevölkerung (in Mio.)	Gefallene und Gestorbene auf 1.000	
				Mobilisierte	Einwohner
Deutschland	2.037	13.200	67,8	154	30,8
Österreich-Ungarn	1.100	9.000	58,6	122	18
Türkei	804	2.998	21,4	268	37
Bulgarien	88	400	4,7	220	18,7
Russland	1.811	15.798	167,0	115	11
Frankreich	1.327	7891	39,6	168	34
Großbritannien	715	5704	46,1	125	16
Italien	578	5.615	35,9	103	16
Serbien und Montenegro	278	750	4,9	371	57
Rumänien	250	1.000	7,6	250	33
USA	114	4.273	98,8	27	1,15
französische Kolonien	71	449	52,7	158	1,3
Kanada	61	629	8,1	97	7,5
Australien	60	413	4,9	145	12
Indien	54	953	321,8	57	0,2
Belgien	38	365	7,6	104	5,0
Griechenland	26	353	4,9	73	5,3
Neuseeland	16	129	1,1	124	15
Südafrika	7	136	6,3	51	1,1
Portugal	7	100	6,1	70	1,15



rechte Seite oben: Auf diesem Gruppenfoto bayerischer Infanteristen wurden die Toten markiert. Dabei hat man mindestens drei verschiedene Stifte verwendet. Die Aufnahme wurde also während des Krieges laufend aktualisiert.

rechte Seite unten: Im Mai 1917 ließen sich diese jungen Männer fotografieren, die zum Ersatzbataillon des 15. bayerischen Infanterieregiments in Neuburg eingezogen worden waren. Auf der Rückseite schrieb der Absender, zweifellos

einer der jungen Leute auf dem Bild: „Lieber Freund! Heute übersende ich die Karte hebe sie Dir recht auf bis in ein paar Jahre wird vielleicht mancher fehlen. Es grüßt Dich Dein Freund Max.“



Zur Erinnerung an Verstorbene sind in katholischen Gegenden Deutschlands sogenannte Sterbebilder gebräuchlich.

Insgesamt sind während des Ersten Weltkriegs 70 Millionen Männer mobilisiert worden. 9,5 Millionen sind umgekommen. Von ihnen starben etwa 80 Prozent im Gefecht, die übrigen an Krankheiten, in Gefangenschaft oder durch Unfälle. In absoluten Zahlen hatte das Deutsche Reich die größte Opferzahl zu beklagen, im Verhältnis zur Einwohnerzahl Serbien. Dort und im türkischen Heer war der Anteil der an Krankheiten Gestorbenen wesentlich höher als im Durchschnitt der kriegführenden Staaten.

14 Prozent der gefallenen Deutschen trafen auf das Jahr 1914, in dem nur an fünf Monaten Kampfhandlungen stattfanden, 22 Prozent auf das Jahr 1918. Anfang und Ende des Krieges waren also am blutigsten. Im Durchschnitt des ganzen Krieges machten die 19- bis 22-jährigen 25 Prozent der Gefallenen aus, die 19- bis 25-jährigen 50 Prozent und die 19- bis 29-jährigen 60 Prozent. Der Al-

tersdurchschnitt der Gefallenen betrug im ersten Kriegsjahr 23 ½ Jahre und im letzten 19 ½ Jahre. Je länger der Krieg also dauerte, desto mehr fraß er sich in die jüngeren Altersklassen hinein.

Die Zahl der zivilen Kriegstoten ist kaum zu bestimmen oder auch nur abzugrenzen. Würde man die Opfer der Spanischen Grippe, die 1918 ausbrach, zu den Kriegsoffern rechnen, was man mit einer gewissen Berechtigung tun kann, da sie ohne den Krieg nicht ihre weltweite Verbreitung erfahren hätte, so wären das allein schon 25 Millionen Tote. Es gibt aber auch Schätzungen, die von 50 Millionen Grippetoten bis 1920 ausgehen. Der russische Bürgerkrieg hängt ebenfalls ursächlich mit dem Weltkrieg zusammen. Durch Gewalt, Seuchen und Hunger forderte er annähernd so viele Opfer wie die Fronten des Großen Krieges insgesamt verschlungen hatten. Auch dann, wenn man die

Grippe und den russischen Bürgerkrieg als historisch selbständige Phänomene wertet und aus der Weltkriegsbilanz ausschließt, verloren in diesem Krieg Millionen von Zivilisten ihr Leben. Die meisten von ihnen kamen, so wie die deutschen Opfer der Hungerblockade, durch indirekte Kriegsfolgen um. Opfer einer direkten Aggression wurde die armenische Volksgruppe im Osmanischen Reich, das den Krieg dazu nutzte, diese christliche Minderheit auszulöschen. ■

Emil Julius Gumbel, Das Stahlbad des Krieges, Berlin o.J.

Boris Zesarewitsch Ulanis, Bilanz der Kriege. Die Menschenverluste Europas vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Berlin 1965 (Original Moskau 1960).

Rüdiger Overmans, Kriegerverluste, in: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, Markus Pöhlmann (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn/München/Wien/Zürich 2003, S. 663–666.

Mit der Aufschrift „Für's Vaterland!“ wurde dieses Foto eines Massengrabes aus dem Juni 1916 zu einer Anklage gegen den Krieg.



links: Dieser Krankenträger hat in einem wassergefüllten Granatrichter sein Ende gefunden. Die Beschreibungen von Leichen ziehen sich wie ein roter Faden durch alle Kriegserinnerungen.

oben: Diese Kitschpostkarte stellt den Soldatentod in sentimentaler Verklärung dar. Sie wurde im Januar 1915 an einen Bäcker im oberbayerischen Wolfratshausen abgesandt: „Werter Herr Vetter! Meinen verbindlichsten Dank für den Zopf. Er schmeckt sehr gut.“

unten: Die Körper gefallener Soldaten, die nicht geborgen wurden, verbanden sich im Lauf der Zeit mit ihrer Umgebung.

Glossar

Abteilung	↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).	Feldarmee / Feldheer	Operationsheer im Gegensatz zum ↑ Besatzungsheer.
Alte Armee	In der Heereskunde übliche Bezeichnung für das deutsche Reichsheer von 1871 bis 1918.	Feldartillerie	Leichte Artillerie. Die Zahl der Pferde pro Gespann war der Lenkbarkeit wegen auf sechs Tiere begrenzt. Daraus ergaben sich Gewichtsobergrenzen für die Geschütze der F., die in der Lage sein mussten, die Infanterie auch abseits befestigter Straßen begleiten zu können. Die F. war strukturmäßig den ↑ Divisionen zugeteilt. 1915 eingeführte vereinfachte Uniformjacke.
Armee	↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).	Feldbluse	Uniformjacke.
Armee Korps	↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).	Feldrock	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Artillerie	Geschützwesen einer Armee; dritte Waffengattung neben Infanterie und Kavallerie.	Feldmarschall	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Attila	Mit Schnüren verzierte Jacke der Husaren.	Feldweibel	1. Dem Feind zugewandte, fortlaufende Aufstellung von Truppen und Befestigungen.
Bagage	Fahrzeuge, die den Gefechtsbedarf der Truppe mitführen (Werkzeug, Munition, Sanitätsmaterial, Verpflegung usw.).	Front	2. Die russische Armee fasste Armeegruppen als F. zusammen; der Begriff entspricht dann der deutschen Heeresgruppe; ↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Bajonett	Stichwaffe zum Aufpflanzen auf ein Gewehr. Im Deutschen Reich unterschied man B. (reine Stichwaffe) und ↑ Seitengewehr.	Fußartillerie	Schwere Artillerie; die Geschütze der F. verfügten über größere ↑ Kaliber und Schußweiten als die der ↑ Feldartillerie, waren aber ihres hohen Gewichts wegen weniger beweglich. Die F. war ursprünglich für den Kampf um Festungen bestimmt. Der zunehmende Gebrauch von Feldbefestigungen, die sich mit den leichten Geschützen der Feldartillerie nicht wirksam bekämpfen ließen, führte schon vor 1914 dazu, auch schwere Geschütze der F. feldbeweglich zu machen. Truppen mit elitärem Selbstverständnis und besonders engem Verhältnis zum Monarchen; bei der Mannschaftsauswahl wurde auf Körpergröße geachtet („Gardemaß“).
Ballistik	Lehre von der Bewegung von Projektilen, die aus Waffen verschossen werden.	Garde	Friedensstandort eines Truppenteils.
Bandelier	Breiter Tragriemen aus Leder, meist von der linken Schulter zur rechten Hüfte laufend.	Garnison	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Bataillon	↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).	Gefreiter	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Batterie	Einheit der Artillerie; entspricht einer Kompanie; ↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).	Generalfeldmarschall	Führungsebene der Armee; G.-Offiziere besaßen eine besondere Ausbildung in der höheren Truppenführung an der „Kriegsakademie“, vergleichbar einer Fachhochschule. Der Zugang setzte das Bestehen einer strengen Prüfung voraus. Von den Absolventen der Kriegsakademie wurden nur ca. 15 Prozent in den eigentlichen G. übernommen. So entstand eine exklusive Gemeinschaft, die vor dem Krieg nur ca. 300 Offiziere umfasste.
Besatzungsheer	Der Teil des Heeres, der nicht zum mobilen Feldheer gehört: Ersatzformationen, Objektschutzverbände (Landsturm).	Generalstab	Der G. teilte sich in zwei Gruppen, zwischen denen die G.-Offiziere ständig hin und her wechselten:
Biwak	Nächtigung von Truppen unter freiem Himmel.		1. Großer G. in Berlin; das war die zentrale Führungs- und Planungsabteilung der Armee mit unmittelbarem Zugang zum Kaiser. Er spielte eine entscheidende Rolle bei der Pflege des Sonderbewusstseins der G.-Offiziere, die in der Armee eine informelle Parallelhierarchie neben den eigentlichen Kommandeuren entwickelten. An der Spitze des Großen G. stand der „Chef des Großen G. der Armee“, der im Kriegsfall an die Spitze der ↑ Obersten Heeresleitung treten würde.
Blankwaffe / blanke Waffe	Hieb- und Stichwaffen (Säbel, Degen, Seitengewehre, Bajonette, Lanzen) im Gegensatz zu Feuerwaffen.		
Brigade	↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).		
Chevauleger	Bezeichnung für eine Gattung der leichten Kavallerie; im deutschen Reichsheer nur in der bayerischen Armee vorhanden. Dafür hatte Bayern keine ↑ Husaren und ↑ Dragoner.		
Defensive	Verteidigung.		
Degen	Hieb- und Stichwaffe mit gerader Klinge zur Bewaffnung der Kavallerie oder Seitenwaffe von Offizieren und Beamten.		
Division	↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).		
Dragoner	Gattung der leichten Kavallerie.		
Entente Cordiale	Bündnis von Frankreich und Großbritannien.		
Ersatzreserve	Diensttaugliche Militärlieferanten, die im Frieden nicht zur aktiven Dienstleistung einrücken mussten, traten zur E. Im Kriegsfall konnten sie ohne weiteres zum Heeresdienst herangezogen werden.		
Ersatztruppen	Truppenteile im Heimatgebiet, die den Personalnachschub („Ersatz“) zur Ergänzung der Verluste kämpfender Einheiten aufnehmen und ausbilden.		
Eskadron	Truppenteil der Kavallerie, entspricht einer ↑ Kompanie.		
Fahnenjunker	Offiziersanwärter; Vorstufe zum ↑ Fähnrich.		
Fähnrich	Offiziersanwärter; Vorstufe zum Leutnant, ↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).		

	2. Truppengeneralstab; in Führungsstäben von der Division aufwärts verfügten die Kommandeure über G.-Offiziere als Führungsgehilfen, wobei höhere Kommandeure meist selbst eine G.-Ausbildung durchlaufen hatten. Zur Laufbahn eines G.-Offiziers gehörten regelmäßige Versetzungen in den regulären Truppendienst, z. B. als Kompaniechef oder Regimentskommandeur. Auf diese Weise sollte verhindert werden, dass sich diese Spezialisten der Truppe entfremdeten. Räumliche Verteilung von Geschossen auf einer Zielfläche. Verband mehrerer Schiffe oder Flugzeuge.		
Geschossgarbe			Kaliber
Geschwader			1. Rohrdurchmesser. 2. Genaue Bezeichnung einer Patrone (bei gleichem Geschosßdurchmesser können Patronen unterschiedliche Dimensionen bzw. Hülsenformen aufweisen und sind dann nicht austauschbar).
Gezogenes Rohr	Rohr einer Schusswaffe, dessen Inneres von schraubenartig gewundenen Einschnitten, den sogenannten Zügen, durchzogen ist, in die sich die Geschosse beim Rohrdurchgang pressen. Dadurch werden sie in eine Drehbewegung um ihre Längsachse versetzt („Drall“), was ihre Flugbahn stabilisiert und bei Langgeschossen ein Taumeln oder Überschlagen verhindert.		Kanone
			Bezeichnung für ein Geschütz, das mit geringer Rohrerhöhung, schießt. K. haben im allgemeinen ein längeres Rohr als Steilfeuergeschütze von gleichem Kaliber, erteilen den Geschossen daher eine höhere Geschwindigkeit und erzielen eine größere Reichweite. Verkürzte Ausführung von Gewehren; meist für Truppen vorgesehen, für die eine kurze Waffe praktischer war und die Handfeuerwaffen nur in Ausnahmefällen (zur Selbstverteidigung) benötigten, z. B. Artillerie und Kavallerie.
Glattläufig	Rohr einer Schusswaffe, dessen Inneres keine Züge besitzt (↑ gezogenes Rohr).		Karabiner
			1. Artillerie: Behältnis für das Treibmittel; kann aus Gewebe oder Metall sein. 2. Lederne Patronentasche von Reitern; an einem ↑ Bandelier getragen.
Granate	Mit Sprengstoff gefülltes Artilleriegeschosß.		Kartusche
Haubitze	Geschütze, die auch mit großer Rohrerhöhung schießen können; damit sind sie in der Lage, hohe Deckungen zu überschießen oder Ziele hinter Deckungen zu erreichen, da die Geschosse unter steilem Winkel auf das Ziel fallen. Ihre Reichweite ist geringer als die gleichkalibriger Kanonen.		Kavallerie
			Reiterei; traditionell stand bei der K. der Kampf mit der ↑ blanken Waffe im Vordergrund. Im Ersten Weltkrieg hatte die K. dafür kaum mehr Möglichkeiten. Zahlreiche K.-Verbände mussten absitzen und kamen infanteristisch zum Einsatz.
Hauptmann	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).		Kokarde
Helmzier	Metallbeschläge und Spitze der Pickelhaube.		Rundes Abzeichen in den Nationalfarben; an der Kopfbedeckung getragen.
Hülse	Enthält die Treibladung; Zündsatz und Geschosß sind an der Patronen-H. fixiert. Beim Schuss verhindert die H. den Austritt von Treibladungsgasen nach hinten.		Koller
			Uniformjacke der Kürassiere, mit Haken statt mit Knöpfen geschlossen.
Husaren	Gattung der leichten Kavallerie; ursprünglich ungarische Reiter, an deren Nationaltracht die Uniform der H. erinnert.		Kolonne
			Versorgungseinheit; aus Fahrzeugen zusammengesetzt.
Infanterie	Zu Fuß kämpfender, mit Handwaffen ausgerüsteter Teil des Heeres; bis zum Zweiten Weltkrieg die mit Abstand zahlreichste Waffengattung. Absolut wie verhältnismäßig entfielen die weitaus meisten Verluste auf die I. In Deutschland wurde die I. als „Königin der Waffen“ popularisiert. Bei der dienstlichen Aufzählung von Truppenteilen wurden die der I. stets als erste genannt.		Kommandeur
			Verantwortlicher Führer eines Truppenteils; in Österreich-Ungarn als Kommandant bezeichnet.
Jäger	Teil der Infanterie mit elitärem Selbstverständnis und besonders intensiver Schießausbildung. J. bildeten im Frieden keine Regimenter, sondern selbständige Bataillone; ↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).		Kommandierender
			Oberbefehlshaber eines Armeekorps; ↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Kadettenkorps	Militärinternat für Knaben, die für die Offizierslaufbahn vorgesehen waren.		General
			↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Kammer	Alternative Bezeichnung für den beweglichen Gewehrverschluss.		Kompanie
			Der Heeresanteil, den ein Bundesstaat zum gemeinsamen Heer eines Staatenbundes oder Bundesstaates stellt.
			Kontingent
			Leibriemen, meist aus Leder, und dessen Schließe; diese war häufig mit Hoheitszeichen oder Umschriften versehen.
			↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
			Schnelles, mit starker Artillerie versehenes, schwach gepanzertes Kriegsschiff zwischen Zerstörer und Schlachtschiff.
			Truppenteil ohne Friedenskader, der erst bei der Mobilmachung aufgestellt wird.
			Gattung der schweren Kavallerie; der namengebende Kürass (Brust- und Rückenpanzer) wurde 1914 nur noch von den Kürassierregimentern der französischen Armee ins Feld mitgenommen.
			Schießgestell von Geschützen und Maschinengewehren.
			Im Deutschen Reich alle diensttauglichen Männer vom 17.–45. Lebensjahr, die nicht dem aktiven Heer, der ↑ Reserve, der ↑ Landwehr oder der ↑ Ersatzreserve angehörten.
			Koppel, Koppelschloss
			Korps
			Kreuzer
			Kriegsformation
			Kürassiere
			Lafette
			Landsturm

	Während des Krieges wurden zahlreiche L-Infanteriebataillone aufgestellt und im Rahmen des Objektschutzes im besetzten Gebiet und in Deutschland verwendet.		
Landwehr	1. Bezeichnung für die Jahrgänge vollausgebildeter Militärflichtiger nach ihrer siebenjährigen Dienstzeit (davon zwei oder drei Jahre aktiv, anschließend Reserve) bis zum 39. Lebensjahr. 2. In Deutschland Bezeichnung für Kriegsformationen aus Militärflichtigen, die meist das 30. Lebensjahr überschritten hatten. Landwehrformationen waren schlechter mit Maschinengewehren und Artillerie ausgestattet als höherwertige Verbände und sollten nur für minder anspruchsvolle Gefechtsaufgaben eingesetzt werden. Bei Kriegsbeginn wurden so genannte gemischte L.-Brigaden aufgestellt, die neben Infanterie auch einen kleinen Artillerieanteil besaßen. Sie wurden rasch zu ↑ Divisionen ausgebaut.	Prinzregent	Stellvertreter des Monarchen, wenn dieser nicht regierungsfähig war. Bayern wurde von 1886 bis 1913 von einem P. regiert. Offiziell hieß er „des Königreiches Bayern Verweser“.
		Raupenhelm	Bis 1886 in der bayerischen Armee getragene traditionelle Kopfbedeckung: ein Lederhelm mit einem schmückenden Kamm („Raupe“) aus Wolle (Mannschaften, Unteroffiziere) oder Bärenpelz (Offiziere).
		Regiment Reichsheer	↑ Heeresaufbau (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars). Bezeichnung für die Summe der Truppenkontingente der Bundesstaaten des Deutschen Reichs.
Leutnant Litzen	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars). L. waren Zierelemente an Uniformen, die ursprünglich durch verstärktes Ausnähen von Knopflöchern entstanden waren. Im deutschen Reichsheer wurden sie von Mannschaften und Unteroffizieren bevorzugter Truppenteile an Krägen und Ärmelaufschlägen getragen.	Rekrut Rekrutendepot	Soldat unmittelbar nach Dienst Eintritt am Beginn seiner Ausbildung. Den Ersatztruppenteilen angegliederte Formationen, in denen ↑ Rekruten ihre militärische Grundausbildung erhielten.
M. (=Modell)	Militärisches Gerät wurde meist nach dem Jahrgang seiner Einführung bezeichnet. Den Endziffern des Einführungsjahres wurde dann ein „M.“ für Modell vorangesetzt, das in Deutschland im korrekten dienstlichen Sprachgebrauch allerdings seit dem Ende des 19. Jahrhunderts weggelassen wurde, also „Gewehr 98“ statt wie noch bei einer älteren Waffe „Gewehr M. 71“ bzw. „M/71“.	Repetiergewehr	Magazingewehre mit manuell zu handhabendem Verschluss im Gegensatz zu Selbstladegewehren oder einschüssigen Gewehren. Die Dienstpflicht im stehenden Heer dauerte sieben Jahre, von denen zwei (Fußtruppen) oder drei (berittene Truppen) Jahre aktiv abzudienen waren. Für den Rest der Zeit befanden sich die entlassenen (in den „Beurlaubtenstand“ übergetretenen) Soldaten im Status von R. Im Mobilmachungsfall wurden R. vor allem zu aktiven Truppenteilen eingezogen, um diese auf die vorgeschriebene Kriegsstärke zu bringen.
Major Manöver Militärkonvention Mörser Norddeutscher Bund	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars). Gefechtsübungen größerer Verbände. Vertrag zur Regelung militärischer Beziehungen. Steilfeuergeschütz. 1866 unter Führung Preußens gegründeter Bund deutscher Staaten nördlich des Mains; das 1871 gegründete Deutsche Reich bildete eine Erweiterung des N. um die Staaten Süddeutschlands.	Reservist	Die Dienstpflicht im stehenden Heer dauerte sieben Jahre, von denen zwei (Fußtruppen) oder drei (berittene Truppen) Jahre aktiv abzudienen waren. Für den Rest der Zeit befanden sich die entlassenen (in den „Beurlaubtenstand“ übergetretenen) Soldaten im Status von R. Im Mobilmachungsfall wurden R. vor allem zu aktiven Truppenteilen eingezogen, um diese auf die vorgeschriebene Kriegsstärke zu bringen.
Oberleutnant Oberst, Oberstleutnant Oberste Heeresleitung (OHL)	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars). ↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars). Die OHL war die Oberste Kommandobehörde des deutschen Heeres im Ersten Weltkrieg. Formal stand der Kaiser an ihrer Spitze. Die tatsächliche Leitung hatte der „Chef des Generalstabes des Feldheeres“. Ihn unterstützte ein „Generalquartiermeister“, der für Verwaltung und Logistik zuständig war.	Reservetruppen	Kriegsformationen, die bei der Mobilmachung aufgestellt wurden. Nach Gliederung und Ausstattung waren sie den aktiven Truppen ähnlich. R. wurden aus ↑ Reservisten und ↑ Landwehrleuten gebildet. Innendurchmesser der Rohre von Schusswaffen; auch als ↑ Kaliber bezeichnet.
Offensive Operation Pioniere	Großangelegter Angriff. Bewegung größerer Truppenkörper im Rahmen von Kampfhandlungen. Heeresteil zur Durchführung technischer Aufgaben. Im deutschen Heer wurde die P.-Truppe auch häufig mit Kampfaufträgen betraut. P. hatten vor dem Krieg eine Spezialausbildung im Festungs-	Rohrweite	↑ Blankwaffe mit gekrümmter Klinge.
		Säbel Schlagbolzen	Teil des Verschlussmechanismus von Patronenwaffen. Angetrieben von einer Feder entzündet der S. nach Betätigung des Abzugs das im Patronenboden eingesetzte Zündhütchen und löst so den Schuss aus.
		Schloss	Mechanische Vorrichtung zur Schussauslösung; auch Bezeichnung für den Verschluss einer Hinterladewaffe.
		Schwadron	Auch als ↑ Eskadron bezeichnet; in der Kavallerie Bezeichnung für einen Verband, welcher der ↑ Kompanie entspricht.
		Schwere Reiter	Gattung der bayerischen Kavallerie; 1879 durch Umwandlung der Kürassierregimenter entstanden, die dabei ihre traditionellen Attribute (Stahlhelm, Kürass, Stulpstiefel) verloren.
		Seitengewehr	Wird in der Art eines Bajonetts auf ein Gewehr aufgepflanzt, wodurch dieses zur Stichwaffe wird. Im Unterschied zum ↑ Bajonett besitzt ein S. eine messerartige Klinge und einen Handgriff, so dass es auch als Werkzeug benutzt werden kann.

Dienstgrade

Sollstärke	Vorgeschriebene Stärke eines Truppenteils; die tatsächliche Stärke wurde als Iststärke bezeichnet.
Sprenggranate	↑ Granate.
Strategie / strategisch	Im Militärwesen der Bereich der höheren Truppenführung in Abgrenzung zur ↑ Taktik.
Sturmtruppen	Im Ersten Weltkrieg geschaffene Spezialtruppe zur Lösung von Sonderaufgaben im Rahmen des Stellungskrieges.
Taktik	Gefechtslehre.
Train	Truppe, die für das Nachschub- und Fuhrwesen zuständig ist. Der Train stellte bei der Mobilmachung auch die Sanitätsformationen auf.
Tresse	Schmuckborte; am Uniformkragen Rangabzeichen der Unteroffiziere.
Triple-Entente	Bezeichnung für das Bündnis von Frankreich, Russland und Großbritannien.
Tross	Veraltete deutsche Bezeichnung für ↑ Bagage, die während des Ersten Weltkriegs wieder in Gebrauch kam.
Truppenteil	Einheit.
Tschako	Oben abgeflachte Kopfbedeckung aus Leder oder Filz mit Augenschirm; wurde von Jägern, Train und Luftschiffen anstelle des Helms getragen. In Bayern trug auch der Train den Helm.
Ulanka	Uniformjacke der ↑ Ulanen.
Ulanen	Gattung der Kavallerie; hält die Mitte zwischen leichter und schwerer Kavallerie. Ulanen waren ursprünglich die einzige mit Lanzen ausgerüstete Kavallerie. Sie hatte ihren Ursprung bei den Tataren und kam über Polen nach Europa.
Unteroffizier	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Verschluss	Bei Hinterladern bewegliches Verriegelungsstück am rückwärtigen Ende des Laufes bzw. Rohres.
Vizefeldwebel	↑ Dienstgrade (besonderer Abschnitt am Ende des Glossars).
Vorderlader	Waffen, die von der Mündung geladen werden. Der Übergang zu Hinterladern vollzog sich bei Infanterie und Artillerie ab 1841 (Preußen) und verstärkt ab 1860.
Waffenrock	Lang geschnittene Uniformjacke; ersetzte in den 1840er Jahren den bis dahin üblichen frackartigen Uniformrock, der den Unterleib unbedeckt gelassen hatte.
Zerstörer	Ungepanzertes, schnelles, mit Artillerie und Torpedos bewaffnetes Kriegsschiff.

Die Darstellung von Dienstgraden und Heeresaufbau orientiert sich am deutschen Reichsheer von 1871–1918.

1. Mannschaften

Die Masse der Soldaten gehörte zum Mannschaftsstand. Diese Soldaten waren fast durchweg Wehrpflichtige. Es gab zwei Ränge: „Gemeine“ und „Gefreite“. Den Gefreiten konnten einfache Führungsaufgaben in der Stellvertretung von Unteroffizieren übertragen werden.

2. Unteroffiziere

Unteroffiziere bilden eine mittlere Gruppe zwischen Offizieren und Mannschaften. Im dienstlichen Alltag erfuhren Mannschaftssoldaten die Befehlsgewalt der Armee meist durch Unteroffiziere. Von ihnen waren sie hierarchisch streng getrennt, aber nicht sozial. In der deutschen Armee waren 80–90 % der Unteroffiziere länger dienende Soldaten. Damit unterschied sie sich von den meisten anderen Armeen, in denen Soldaten oft schon während ihrer regulären Dienstzeit zu Unteroffizieren befördert wurden. Der Staat lockte in Deutschland mit dem „Zivilversorgungsschein“: Nach zwölfjähriger Dienstzeit hatten Unteroffiziere einen Anspruch auf Anstellung im Staatsdienst oder bei Post und Bahn. Diese Einrichtung hat wesentlich zu dem rüden Ton beigetragen, mit dem staatliche Dienststellen in Deutschland früher dem Bürger begegneten.

Die Gruppe der Unteroffiziere umfasste folgende Dienstgrade in aufsteigender Reihenfolge:

Unteroffizier
Sergeant
Vizefeldwebel
Feldwebel.

Die beiden letzten bildeten die Gruppe der so genannten Portepeeeunteroffiziere. Sie trugen die Offiziersseitenwaffe (Degen, Säbel), was sie auch äußerlich markant aus der Gruppe der übrigen Unteroffiziere hervorhob. Vizefeldwebel konnten bereits als Zugführer eingesetzt werden. Jede Kompanie/Batterie hatte nur einen Feldwebel (den „Etatmäßigen“, weil es nur eine Planstelle für ihn gab), der bei Artillerie und Kavallerie als „Wachtmeister“ bezeichnet wurde. Er hatte keine taktischen Aufgaben, sondern war für den inneren Dienst zuständig, führte die Bücher und erledigte den Schriftverkehr.

Während des Krieges wurden Unteroffiziere zu so genannten Offizierstellvertretern oder Feldwebelleutnanten ernannt, um freie Leutnantsstellen zu besetzen.

3. Offiziere

Offiziere bildeten das eigentliche Führungskorps der Armee. Sie begriffen sich als homogene soziale Gruppe mit besonderem Ethos („Ehre“) und grenzten sich scharf nach unten ab. Ein Aufstieg aus dem Kreis der Unteroffiziere in das Offizierskorps war bis 1918 nahezu ausgeschlossen.

Der Begriff „Offizierskorps“ hatte einen doppelten Sinn. Er konnte die Gesamtheit der Offiziere der Armee meinen oder nur die engere Gruppe der Offiziere eines Truppenteils, und zwar eines Regiments oder eines selbständigen Bataillons. Der Weg zum Offizier führte nicht über ein zentrales Personalamt, sondern über ein Regiment, dessen Kommandeur über die Aufnahme des Bewerbers entschied. Nur in Bayern war für aktive Offiziere das Abitur zwingend vorgeschrieben. Männern, die aus der Unterschicht oder der unteren Mittelschicht stammten, war die Offizierslaufbahn aufgrund der dort geltenden sozialen Normen verschlossen. Die Klasse der Offiziere war rangmäßig reich gegliedert. Die folgende Aufstellung gibt eine idealtypische Zuordnung von Rang und Dienststellung:

Rang	Dienststellung
Leutnant	Zugführer
Oberleutnant	Zugführer
Hauptmann	Kompaniechef
Major	Bataillonskommandeur
Oberstleutnant	Bataillonskommandeur
Oberst	Regimentskommandeur
Generalmajor	Brigadekommandeur
Generalleutnant	Divisionskommandeur
General	Kommandierender General (= Befehlshaber eines Armeekorps)
Generaloberst	Oberbefehlshaber einer Armee
Generalfeldmarschall	Oberbefehlshaber einer Armee oder einer Heeresgruppe

Neben diesen Führungsstellen im Truppendienst gab es auch zahlreiche Sonderverwendungen für Offiziere. So war die Leitung der bayerischen Gewehrfabrik Amberg, eines heereigenen Industriebetriebs, einem Offizier übertragen, dessen Position der eines Brigadekommandeurs gleich geachtet war.

Die Dienstgrade Leutnant und Oberleutnant fasste man unter dem Begriff „Subalternoffiziere“ zusammen. Ein Leutnant konnte damit rechnen, den Dienstgrad eines Hauptmanns durch Routinebeförderungen zu erreichen. Der Sprung zum Major gelang nicht jedem. Bei ungenügender Beurteilung mussten viele Hauptleute den aktiven Dienst verlassen.

Die Dienstgrade vom Major bis zum Oberst bildeten wieder eine eigene Untergruppe, die als „Stabsoffiziere“ bezeichnet wurde. Nur wenige dieser Offiziere gehörten zum eigentlichen Generalstab. Andererseits war die Aufnahme in diese besondere Gruppe bereits mit dem Dienstgrad eines Hauptmanns möglich.

Der Sprung in den Kreis der Generäle gelang wiederum nur wenigen Obersten. Den „Kommandierenden Generalen“, die an der Spitze eines Armeekorps standen, kam eine besondere Stellung zu. Sie waren in Preußen nicht dem Kriegsminister unterstellt und hatten unmittelbaren Zutritt zum Kaiser. Darin drückte sich die besondere Verbindung der Hohenzollern zu „ihrer“ Armee aus. In Bayern verhielt es sich anders. Dort unterstanden die Befehlshaber der Armeekorps dem Kriegsminister. Bayern blickte auf eine andere Verfassungsentwicklung als Preußen zurück. Die Normen der bayerischen Verfassung aus dem Jahr 1818 blieben auch nach 1871 in Geltung.

An der Spitze der Hierarchie standen (General-)Feldmarschälle. Das war nicht nur ein Rang, sondern zugleich eine besondere Würde. Feldmarschälle waren nicht nur durch die ihnen zustehenden Rangabzeichen kenntlich gemacht, sondern trugen als äußeres Zeichen ihrer Stellung einen Marschallstab. 1914 gab es in der Armee vier Feldmarschälle: drei preußische und einen bayerischen.

Heeresaufbau

Streitkräfte sind Großorganisationen zur staatlich legitimierten organisierten Gewaltanwendung. Für diesen Zweck sind sie zweckmäßig gegliedert, ausgebildet, ausgerüstet und bewaffnet. Ohne eine geeignete Struktur wären Streitkräfte nicht einsatzfähig. Diese knappe Darstellung des Heeresaufbaus von 1914 orientiert sich an den Strukturen des deutschen Reichsheeres und der Infanterie als der zahlreichsten Waffengattung.

Die **Gruppe** bildete die kleinste taktische Einheit. Das waren etwa zehn mit einem Gewehr bewaffnete Soldaten, die von einem Unteroffizier oder, an dessen Stelle, von einem Gefreiten geführt wurden. Mehrere Gruppen bildeten einen **Zug**, der schon von einem Offizier geführt sein sollte.

Drei Züge bildeten eine **Kompanie**. Für die meisten Mannschaften und Unteroffiziere bildete sie während ihrer ganzen Dienstzeit die engere militärische Heimat. Ihr Chef, ein Hauptmann, hatte hier erstmals in seiner Laufbahn ein Kommando, das ihm einen eigenen Gestaltungskreis zuwies, in dem er persönlich und verantwortlich agieren konnte und musste. Aufgrund der hohen Offiziersverluste wurden die meisten Kompanien während des Krieges aber von Leutnanten der Reserve geführt.

Eine kriegsstarke Kompanie zählte 1914 ca. 250 Mann.

Bei der Artillerie hieß die Ebene, die der Kompanie entsprach, **Batterie**; bei der Kavallerie **Eskadron**.

Vier Kompanien bildeten ein **Bataillon**. Das Bataillon war eine Einheit mit taktischen Aufgaben und wenig innerem Leben.

1916 erhielt jedes Bataillon eine eigene Maschinengewehr-Kompanie. Bei Kriegsende zwang der Menschenmangel dazu, die Bataillone zu drei Kompanien zu formieren, und das bei herabgesetzten Sollstärken.

Die entsprechende Formation bei der Artillerie, die mehrere Batterien umfasste, hieß **Abteilung**. Bei der Kavallerie gab es diese Ebene nicht. Ihre Eskadronen unterstanden unmittelbar dem Regiment.

Ein **Regiment** setzte sich aus drei Bataillonen und einer Maschinengewehr-Kompanie zusammen. Der Regimentskommandeur, ein Oberst, besaß eine Schlüsselstellung in der Armee, denn er wählte die künftigen Offiziere aus und prägte sie. Regimenter bestanden meist über lange Zeiträume hinweg. Sie besaßen ein starkes Traditionsbewußtsein, das konkreter war als jenes des Armeeganzens. Viele Regimenter konnten ihre Tradition bis ins 17. Jahrhundert zurückführen und waren stolz auf sie. Ein System von Farben und Abzeichen – etwa „gelbe“ oder „weiße“ Metallknöpfe – gab jedem Regiment seine eigene Uniform. In der Zeit der feldgrauen Bekleidung blieb davon noch die Regimentsnummer oder ein spezifisches Symbol – etwa eine Krone oder ein Monogramm – auf

der Schulterklappe. Bis zum Erreichen des Generalsrangs trug ein Offizier die Uniform des Regiments, in dem er seine Laufbahn begonnen hatte. Von dieser Ebene ging eine starke, auch emotionale Prägekraft aus.

Die Rekrutierung der Wehrpflichtigen im Frieden erfolgte meist regional, so dass die Einheiten über Generationen hinweg eine starke landsmannschaftliche Verwurzelung besaßen. Gardeverbände bezogen ihren „Ersatz“ allerdings aus dem ganzen Reich, das Münchner Infanterie-Leibregiment also aus ganz Bayern. Nach der Mobilmachung war ein Regiment ca. 3.300 Mann stark. Aufgrund der hohen Verluste sanken die Stärken während des Krieges. Trotzdem stieg die Gefechtskraft der Regimenter durch die Bildung zusätzlicher Maschinengewehr-Kompanien und die Zuteilung neuer Waffen wie leichter Maschinengewehre und Minenwerfer.

Bei Truppen mit **selbständigen Bataillonen**, insbesondere bei den Jägern, hatten die Bataillone die Bedeutung, die sonst dem Regiment zukam.

Zwei Regimenter bildeten eine **Brigade**. Das war die größte Einheit, die sich nur aus einer Waffengattung zusammensetzte. Sie trat wenig hervor.

Die **Division** vereinigte erstmals mehrere Waffengattungen. 1914 waren das zwei Brigaden Infanterie mit zusammen vier Regimentern und eine Feldartillerie-Brigade mit zwei Regimentern. Bei der Mobilmachung traten zur Division noch kleinere Spezialeinheiten: ein Kavallerieregiment und je eine Pionier- und Sanitätskompanie. Eine Infanteriedivision von 1914 zählte etwa 17.000 Mann. Von ihnen waren die weitaus meisten Kampfsoldaten. Allein 13.000 Soldaten waren Infanteristen.

Während des Krieges änderte sich die Zusammensetzung der Divisionen. Sie wurden kleiner, aber zahlreicher. Sie hatten nur noch eine Infanteriebrigade zu drei Regimentern. Statt zwei Feldartillerie-Regimentern besaßen sie nur noch eines, erhielten aber zusätzlich eine Abteilung schwerer Artillerie, die es bei Kriegsbeginn erst auf Korps Ebene gegeben hatte.

Das **Armeekorps** vereinte zwei Divisionen und war der größte im Frieden in seiner Zusammensetzung stabile Verband. Im Krieg erhielten die Korps einen umfangreichen Apparat von Versorgungseinheiten, die im Frieden nicht bestanden und erst bei der Mobilmachung aufgestellt wurden.

Die Armeekorpsbezirke bildeten im Frieden die größten Körper der militärischen Gebietseinteilung. Dort besaßen die Befehlshaber der Korps, die Kommandierenden Generale, weit reichende Befugnisse. Insbesondere in Preußen griffen diese auch in den Bereich der Zivilverwaltung hinüber. Im Krieg war ein Armeekorps ein

Danksagung

robuster, durchhaltefähiger Großverband. Während des Stellungskrieges löste sich die Verbindung der Divisionen mit ihrem Korps. Deren Befehlsstellen, die Generalkommandos, wurden an ihren Frontabschnitten als „Gruppen“ ortsfest, während „ausgebrannte“ Divisionen nach Bedarf durch „frische“ abgelöst wurden.

Armeen fassten mehrere Korps zusammen. Sie wurden erst im Kriegsfall gebildet. Ihre Zusammensetzung wechselte.

Bei Kriegsbeginn stand über den Armeen nur noch die **Oberste Heeresleitung**. Das Deutsche Reich hatte acht Armeen aufgestellt, aus denen bald mehr wurden. Es war kaum noch möglich, sie von einer Stelle aus im Auge zu behalten und zweckmäßig zu führen. Deshalb kam es ab 1915 zur Bildung von **Heeresgruppen**, denen mehrere Armeen unterstanden.

Es ist dem Verfasser eine angenehme Pflicht, denen zu danken, die zum Zustandekommen dieses Buches beigetragen haben.

Die Mitarbeiter des Bayerischen Armeemuseums haben wie stets mit großem Engagement geholfen:

Daniel Hohrath
Klaudia Hutter
Konrad Mayer
Franz Prummer
Dr. Tobias Schönauer
Karsten Stoye

Für ihre Unterstützung sei folgenden Personen und Einrichtungen herzlich gedankt:

Wilhelm Birker, Ingolstadt
Wolfgang Hanne, Münster
Tobias Hirschmüller, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt
Kimmo Kestinen, Finnisches Arbeitermuseum, Tampere
Klaus Meinelt, Paulöd
Gerrit Menzel, Internationales Maritimes Museum Hamburg
Dr. Christian Ortner, Heeresgeschichtliches Museum, Wien
Jörn M. Seitz, Wiesbaden
Gerhard Wanner, Leinfelden
Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. IV, Kriegsarchiv
Stadtarchiv München

Fotos:

Christian Stoye, Bayerisches Armeemuseum
Helmut Bauer, Ingolstadt

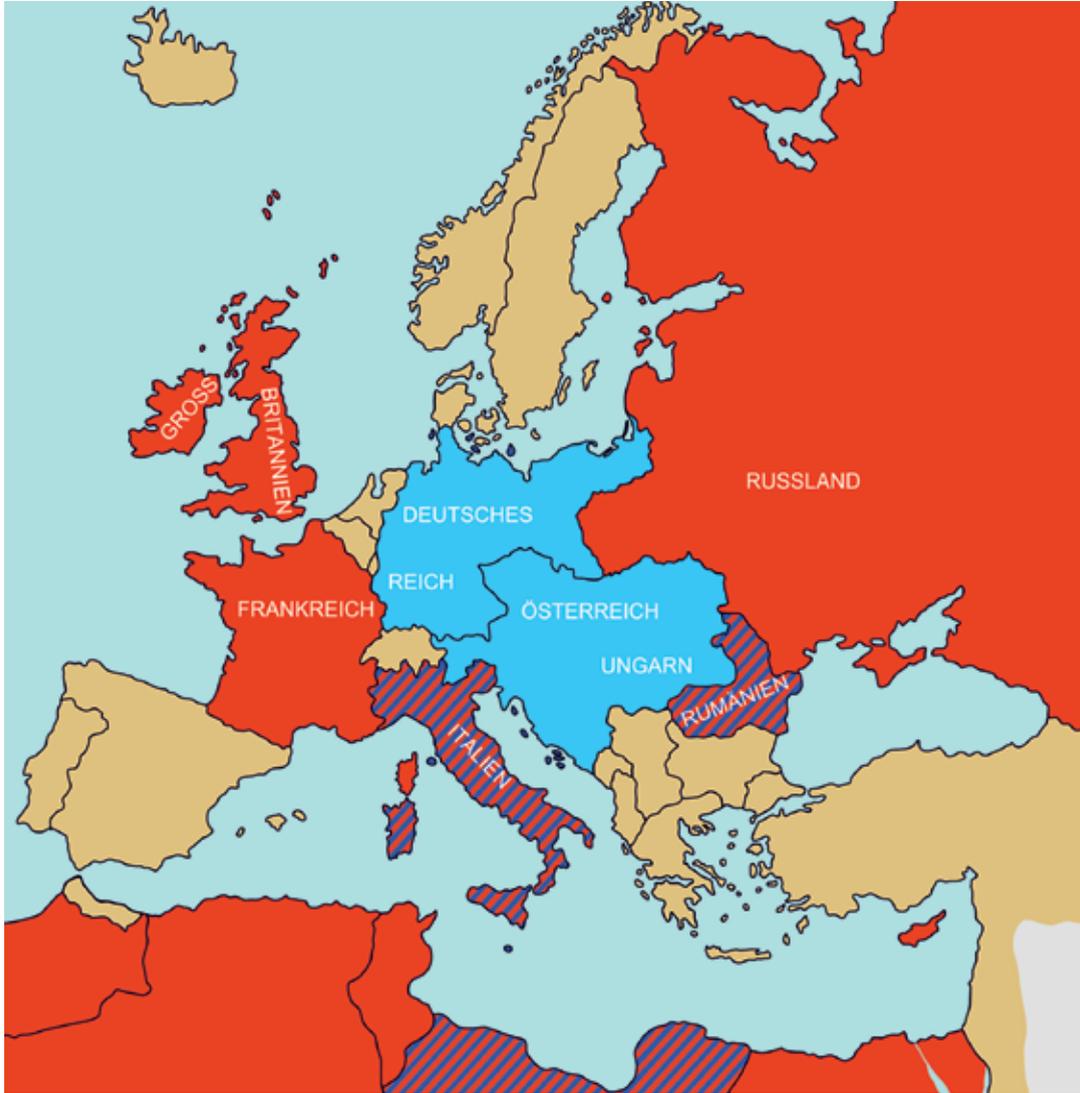
Der Verein der Freunde des Bayerischen Armeemuseums hat den Druck dieses Katalogs großzügig unterstützt, wofür wir ihm herzlich danken möchten.

Impressum / Bildnachweis

1. Auflage Juli 2014	S. 56 oben:	Sammlung Hanne.	S. 275 oben rechts:	L'Illustration 12.6.1915
Lektorat:	S. 60:	Röntgen-Atlas der Kriegsverletzungen, Tafel XXV	S. 293:	Jörn M. Seitz, Wiesbaden
Hans-Joachim Pagel, Essen	S. 70:	Sammlung Hanne	S. 295:	L'Illustration, 31.3.1917
Herstellung:	S. 74 oben rechts:	Martin Lezius, Die Entwicklung des deutschen Heeres. Uniformtafeln, Blatt 27	S. 302:	Internationales Maritimes Museum Hamburg
Klartext Verlag	S. 74 mitte rechts:	Martin Lezius, Das Ehrenkleid des Soldaten, Berlin 1936	S. 306 links:	Kämpfer an vergessenen Fronten, bearb. und hg. von Wolfgang Foerster, Berlin 1931.
Satz & Gestaltung:	S. 74 unten rechts:	Martin Lezius, Das Ehrenkleid des Soldaten, Berlin 1936	S. 344:	Ernst Friedrich, Krieg dem Kriege, Berlin 1926
Volker Pecher, Essen	S. 101	Stadtarchiv München, C 1914308	S. 349:	L'Illustration, 10.3.1917
Druck und Bindung:	S. 113:	von Rabenau, Dienstunterricht für den bayerischen Pionier, Berlin 1914	S. 350 unten:	L'Illustration, 24.11.1917
Werbedruck GmbH	S. 126:	Louis Raemaekers, The Great War Victory Volume. The Final Phase From the Entry of America to the Conclusion of Peace, London 1919	S. 354:	Klaus Meinelt
Horst Schreckhase, Spangenberg	S. 130:	Bayer. Kriegsarchiv, BS MMJO, 22	S. 355:	Klaus Meinelt
ISBN	S. 131:	L'Illustration, 13.7.1918	S. 385:	Bayer. Kriegsarchiv, III K6 39 rot
978-3-8375-1174-1	S. 135 oben:	Merkblatt über die Munition der I.F.H. 98/09. Auf- gestellt bei der Artillerie-Prüfungskommission im November 1917	S. 388 oben:	L'Illustration, 15.5.1915
© Klartext Verlag, Essen 2014 www.klartext-verlag.de	S. 135 rechts:	Vorschrift „Die Munition der Feldartillerie, Berlin 1917“	S. 392:	Panorama de la Guerre, Paris o.J., Bd. 6, S. 7
Alle Rechte vorbehalten!	S. 162 / 163:	Internationales Maritimes Museum Hamburg	S. 393 oben:	Panorama de la Guerre, Paris o.J., Bd. 5, S. 223
	S. 172 unten rechts:	Panorama de la Guerre, Bd. 3, S. 421	S. 393 unten:	Louis Raemaekers, The Great War Victory Volume. The Final Phase From the Entry of America to the Conclusion of Peace, London 1919
	S. 174:	Sammlung Hirschmüller	S. 397 unten:	L'Illustration, 16.6.1917
	S. 207 unten:	Seeßelberg, Friedrich, Der Stellungskrieg 1914–1918, Berlin 1926	S. 410 rechts:	L'Illustration, 31.8.1918
	S. 210:	Sammlung Hanne	S. 411 rechts:	L'Illustration, 2.12.1916
	S. 211 unten:	L'Illustration, 9.2.1918	S. 413:	Sammlung Wanner
	S. 216 unten:	Max Schwarte (Hg.), Die Technik im Weltkriege, Berlin 1920	S. 415 oben:	Alfred Muther, Das Gerät der leichten Artillerie. II. Teil, Infanteriegeschütze, Tankabwehr und Tank- bestückung, Berlin 1932.
	S. 217 links:	Georg Paul Neumann (Hg.), Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege, Berlin 1920	S. 422 oben:	L'Illustration, 23.8.1918
	S. 231:	Max Schwarte (Hg.), Die Technik im Weltkriege, Berlin 1920	S. 423:	L'Illustration, 15.7.1916
	S. 236:	100 Jahre Eisenwerk-Gesellschaft Maximilianshütte 1853–1953, Sulzbach-Rosenberg 1953	S. 426:	Panorama de la Guerre, Paris o.J., Erg.Bd., S. 94
	S. 240:	Berlin, Handbuch der Waffenlehre, Berlin 1912	S. 430:	Panorama de la Guerre, Paris o.J., Erg.Bd., S. 350
	S. 241 oben:	Röntgen-Atlas der Kriegsverletzungen, Tafel XXXIX	S. 432:	L'Illustration, 5.7.1919
	S. 241 unten:	Biebl, Haas, Erinnerungen aus dem Weltkrieg 1914–1918, München o. J.	S. 433:	Reetz, Eine ganze Welt gegen uns. Eine Geschichte des Weltkriegs in Bildern, Berlin 1934.
	S. 252 (oben):	Sammlung Hanne		
	S. 260 links:	Panorama de la Guerre, Paris o.J., Bd. 5, S. 189		
	S. 268:	Panorama de la Guerre, Paris o.J.		
	S. 269:	L'Illustration, 16.12.1916		

Alle anderen Abbildungen:
Bayerisches Armeemuseum

Bündnissysteme 1914



■ Mittelmächte
 ■ Entente
 Verbündete der Mittelmächte, deren Haltung unsicher geworden war

Territoriale Veränderungen nach dem 1. Weltkrieg



■ ehemalige Entente
 ■ ehemalige Mittelmächte
 ■ neue Staaten